Friederich Carl Casimirs Freiherrn von Creuz,

Der Königlich Preussischen, Churbayrischen und Churpfälzischen Academien der Wissenschaften, auch verschiedener teutschen Gesellschaften Ehren- und ausserordentlichen Mitglieds

Oden und andere Gedichte auch kleine prosaische Aufsätze.

Neue vermehrte und geänderte Auflage.

Zweiter Band.

Frankfurt am Mayn,
bei Franz Varrentrapp
MDCCLXIX.

Verzeichnis

derer im zweiten Band befindlichen Gedichte und prosaischen Stücke.

	Seite
Seneca, ein Trauerspiel . . .	1
Die Gräber, ein philosophisches Gedicht in 6. Gesängen .	81
Versuch vom Menschen . . .	153
Lucrezische Gedanken	199
Gedanken über das Trauerspiel . . .	227
Philosophische Gedanken	250

Drukfehler.

S.	Z.	
70	3	lösche die ganze Parenthesin von Annäus bis steht.
97	3	statt Zeit, lies: Seit.
175	5	statt Welt, lies: Wut.
199	3	statt 1768. lies: 1763.

* * *

Seneca

Seneca.

Ein Trauerspiel.

Personen:

Seneca.

Pauline, seine Gemahlin.

Aurelia, der Pauline Freundin.

Piso.

Lucius.

Natalis, des Piso Freund.

Annäus, des Seneca und Lucius Freund.

Cleonicus, des Seneca vertrauter Diener.

Der Hauptmann von des Nero Leibwache.

Des Seneca und der Pauline Gefolge.

Der Schauplatz ist des Seneca Palast in Rom.

Erster Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia. Pauline.

Aurelia.

Der zweifelhafte Tag, Pauline, ist nun da!
Wie stehts um Rom und uns? Entschließt sich Seneca?
In Rom ist innrer Krieg; wann war in Rom noch Friede?
Des Nero Grausamkeit sind alle Völker müde!
Wie mancher Römer hat vielleicht in dieser Nacht
Auf Nerons Untergang mit schlauem Aug gewacht?
Wollüstiger Tyrann! dir drohn zwei mächtge Feinde,
Zu einem gleichen Zwek genau verbundne Freunde,
Und gleich beliebt beim Volk; gleich groß an gleichem Mut,
Und beide fürchten nicht, o Nero, deine Wut.
Doch ach! hält Piso auch sein heiliges Versprechen?
Noch diese Nacht wolt er mich an dem Nero rächen.
Ach, unruhvolle Nacht, in der manch traurigs Bild,
Im Schlaf, den es gestöhrt, mit Schrecken mich erfüllt.

Ich sah den Lucius; wie drohten seine Blicke!
Ein Schauer fiel auf mich, und kalt wich ich zurücke,
Ich hörte manchen Lärm, und plözlich wurd es still:
Ein Schatten, den ich ehr, und den ich rächen will,
Mein Burrhus selbst erschien; noch hör ich seine Worte;
Sein Auge seh ich noch; hier wars, an diesem Orte,
Wo er, auf mich ergrimmt, o Himmel, welche That!
Den Tod des Seneca mir vorgeworfen hat.
Ach, Burrhus, quälst du mich? Was hab ich denn verbrochen?
Es ist der Götter Schuld, daß du noch nicht gerochen,
Noch nicht beruhigt bist! O Bruder, glaube mir,
In deiner Schwester Herz ist alles Rachbegier!

Pauline.

Wie lang, Aurelia, wirst du an Rache denken?
Soll diese Leidenschaft allein dein Herze lenken?
Glaubst du, o Freundin, dann, daß Nerons Raserei
Dem Aug, das alles sieht, noch ein Geheimnis sey?
Wilst du des Schiksals Lauf verwegen unterbrechen,
Und, eh der Himmel will, den Tod des Bruders rächen?
Welch Merkmahl giebt er dir, daß ihm der Wunsch gefällt,
Der dich mit Rach und Haß auch schlummernd unterhält?
Besänftige dein Herz! Still die empörten Triebe!

Aurelia.

Die Rach ists nicht allein; mich quälet auch die Liebe.
Dir muß ichs frei gestehn; du theilest meinen Schmerz;
Wer meinen Bruder rächt, besizt zugleich mein Herz,
Und Piso wuste längst mein zartes Herz zu rühren;
O Piso, säume nicht die Rache zu vollführen!
Noch hör ich nichts von dir; ich weiß nicht, wo du bist!
Ob nicht dein Blut vielleicht schon im verborgnen fließt?
Ach, Furcht und Hofnung sind die Mörder unsrer Seelen!
Kaum kan die Hölle selbst mit grössern Martern quälen!

Pauline.

Sieht auch Aurelia der Liebe Folgen ein?
Wie glüklich würde sie nicht ohne Liebe seyn?
Du kennst den Wütrich wohl, vor dem die Römer beben,
Und wirst in steter Furcht um den Geliebten leben.
Weiß meine Freundin auch, daß stets die Tyrannei
Voll Argwohn und voll Furcht, und ohne Schlummer sey?
Wie leicht kan Nero nicht aus einem seiner Schrecken,
Was Piso unternimmt, von ungefähr entdecken?
Du weists, seit dem als er die Mutter umgebracht,
Und ihn ihr Schatten quält, ist alles ihm Verdacht.

Aurelia.

Wie grausam hat er sie den Todten zugesendet,
Und die verfluchte That mit einer Lust vollendet,
Die selbst im Höllenreich die Furien erschrekt,
Und wenn noch Götter sind, die träge Rache wekt.
Den Bruder hat er nicht; die Schwester nicht verschonet,
Und, Burrhus, deine Treu mit Gift und Tod belohnet.
Selbst Rom, selbst Rom hab ich in Flammen untergehn,
Und ein unschuldigs Volk für ihn gestraft gesehn.
Wie manchen Tod soll ich vielleicht noch heut beklagen,
Heut, am schwermütigsten von allen meinen Tagen!
Ach, wie genau kenn ich des Nero schwarzes Herz!
Ist aber dies ein Trost in meinem tiefsten Schmerz?
Kan ich, Pauline, dann der Liebe widerstehen?
Soll ich des Bruders Tod dann nie gerochen sehen?
Ich weiß nicht, was mich hier mit kalter Furcht erfüllt!
Ihr Götter! quält mich noch der Träume dunkles Bild?

Pauline.

O Freundin, weine nicht! die Bilder stiller Nächte
Betrügen nur zu oft; es stehn der Tugend Rechte

So, wie der Himmel, fest! O Freundin, fasse dich!
Wie fühl ich deinen Schmerz! wie sehr bewegt er mich!

Aurelia.

Ach, hier such ich umsonst der Seele wahren Frieden!
Der ärmsten Sclavin ist ein beßres Loos beschieden!
So hart ihr Schiksal auch; so schwer ihr Joch auch sey;
Von meiner Leidenschaft ist doch ihr Herze frei.
Ich fühle, ja ich fühls, wie sie sich unterscheidet,
Die Marter, welche nur der träge Körper leidet,
Die eine Ohnmacht stillt; o welch ein kurzes Ziel!
Ganz anders aber ist, o Seele, dein Gefühl!
Ach, soll ich trostlos seyn in meinem ewgen Grame,
Den mir kein Schlummer noch auf seine Flügel nahme!

Pauline.

Annäus, Athemlos!

Aurelia.

Ich zittre = = = Was bringt er?
Ein neues Unglük kommt mit schnellen Schritten her.

II. Auftritt.

Die vorigen. Annäus.

Annäus.

Die Götter sind gerecht! ja, nun muß ichs gestehen!
Rom sieget! Rom frohlokt! Um Nero ists geschehen!

Aurelia.

Wie? Nero todt? ich sterb vor Freuden = = = Welche That!

Pauline.

Trau nicht, Aurelia, dem Glük, das Flügel hat!

Aurelia.

Wo bin ich? Ach, hat mich ein falscher Traum bethöret?
Ists möglich, was du sagst? Hab ich auch recht gehöret?
Ist Nero würklich todt?

Annäus.

Wo ist mein Seneca?
Die Zeit ist kurz, und Rom ist seiner Freiheit nah,
Wenn er sich schnell entschließt. Ich muß, ich muß ihn sprechen.

Aurelia.

O Himmel! so hast du des Burrhus Tod zu rächen,
Der Schwester Wunsch erhört! = = = Ich eile = = =

Pauline.

Und wohin?

Aurelia.

Von meinem Schiksal selbst die Nachricht einzuziehn.
(Aurelia geht ab, und Pauline folgt ihr nach).

III. Auftritt.

Annäus allein.

Wo eilt sie hin? Wie schnell? Was ist des Menschen Herze?
Mischt solche Freude sich mit einem solchen Schmerze,
Und weicht die Traurigkeit um ihres Bruders Tod
Der Rache, welche ihr mit größrer Unruh droht?

Dem Piso sey dein Herz, Aurelia, zum Lohne;
Allein für Seneca glänzt nur der Römer Krone.
Für ihn, für ihn allein floß unsrer Römer Blut!
Ich sehe Seneca; o Himmel, gib mir Mut!

IV. Auftritt.

Annäus. Seneca.

Seneca.

Dein Anblik scheinet mir was wichtiges zu sagen;
Nach welchem Fall soll ich, o Freund, zuerst dich fragen?

Annäus.

Kein Schlaf, o Seneca, erschien in dieser Nacht
Dem unruhvollen Aug; mein Kummer hat gewacht.
Beim schwachen Schein des Monds sah ich verschworne Hauffen
Nah an dem Tiberstrom schnell und verwirret lauffen,
Und Waffen hab ich auch gehöret und gesehn,
Und Piso wurd genannt: um Nero ists geschehn.
Doch Piso ist zu schwach, den Thron der Welt zu stützen,
Und Seneca verdient allein ihn zu besitzen.
Wem Rom den Scepter wünscht; die Welt zum Herrn sich wählt,
Ist strafbar, wenn sein Mut dem Wunsch der Völker fehlt.

Seneca.

Wie? Nero ist nicht mehr? Und Piso hat gesieget?

Annäus.

So ists, wenn das Gerücht nicht Rom und mich betrüget.
Doch Nero lebe nur in stolzer Sicherheit!
Entschließt sich, Freund, dein Mut; so fließt sein Blut noch heut.

Seneca.

Der Mut, Annäus, hat mein Alter nicht verlassen,
Ist gleich mein Arm zu schwach, für Rom das Schwerdt zu fassen.
Rom rühret mich, so oft als ich an Rom gedenk!
Doch Kron und Scepter sind ein himmlisches Geschenk.
Das Volk wählt in der Nacht, und wiederruft am Morgen;
Wem ist sein Unbestand; sein Wankelmut verborgen?
Hat das Verhängnis noch, wann es Monarchen wählt,
Die Stimmen eines Volks gesammlet und gezählt?
Noch jünger höhnt ich schon des Thrones Eitelkeiten,
Und dieses Herz gab mir, in diesen schlimmen Zeiten,
Ein gütiges Geschik; ein Herz, das Menschen liebt,
Doch nicht die Eitelkeit.

Annäus.

Was selbst der Himmel giebt,
Das unterwirft er nicht dem Wechsel aller Sachen,
Und pfleget durch den Mund des Volks bekannt zu machen,
Das, was sein Wille sey - - - Man rühme Pisons Huld!
Fehlt seinem Ehrgeitz nicht des Seneca Geduld?
Der kleinste Sturm kan dich, o Piso, leicht verderben!
Für dich, o Seneca, wird jeder Römer sterben!
Den Piso, den sein Wahn auf steile Höhen führt,
Lehrt schon Gefahr und Furcht, daß dir der Thron gebührt.

Seneca.

Wenn du, o Freund, mich liebst, und wenn dir mein Geschicke
Nicht ganz gleichgültig ist: so wünsche mir kein Glücke,
Das ich längst stolz verschmäht; das meine stolze Flucht
Durch seinen Unbestand an mir zu rächen sucht.

Annäus.

So bleibt selbst Seneca noch dem Tyrann gewogen,
Und deine Hofnung ist, verlohrnes Rom, betrogen!

Kennst du, o Freund, den Mut des edlen Lucius,
Der Piso sonst geliebt, doch jetzo mit Verdruß,
In ihm, in seinem Freund, ein andres Herze spühret,
Da ihn der Krone Glanz mehr, als Roms Freiheit, rühret?
Zu lang sah Lucius dem Spiel des Wütrichs zu;
Das Vaterland stöhrt ihm des Schlummers kurze Ruh,
Und erndet Rom nicht heut die Frucht von Pisons Siege;
Wo sind wir? in der Zeit der ersten Bürgerkriege?

Seneca.

Was das Geschik beschließt; kein Wünschen ändern kan,
Sah ich, geliebter Freund, noch stets gelassen an!
Genug hab ich gesehn, und in so vielen Jahren,
Mehr, als nur einen Fall, ertragen und erfahren!
Auf alles, was ich sah, merkt ich betrachtend auf,
Und endlich lernt ich auch des Schiksals weisen Lauf.
Nicht ohne Ursach läßt der Himmel Nero leben,
Und Rom will er nicht mehr die Freiheit wieder geben.
Wird Nero gleich noch heut ins Reich der Schatten gehn;
Mehr als ein Wütrich wird aus seiner Asch entstehn.
Wie viele suchten nur Roms Mauren zu vergrössern;
Ich aber suchte nur des Nero Herz zu bessern,
Und dieses such ich noch, wenn er in diesem Licht
Annoch mich hören kan! Ihn stürzen will ich nicht!
Ach, die Begebenheit, die dich zu mir geführet,
Hat mich, o Freund, weit mehr, als du es denkst, gerühret!
Doch alles decket noch des Zweifels Finsternis!

Annäus.

Das Schiksal des Tyranns scheint zwar noch ungewiß;
Doch solt es Piso nicht; nicht Lucius gelingen?
Ich geh, und werde bald die sichre Nachricht bringen!
Indessen wenn mein Flehn noch etwas helfen kan;

So fasse den Entschluß, und nimm den Scepter an!
So weit die Erde geht, und sie ein Römer kennet,
Wird Seneca geliebt, geehret und genennet.
Ihr Götter, steht ihm bei! o Freund, entschliesse dich!

Seneca.

Die Götter stehn mir bei; auf sie verlaß ich mich.
(Annäus geht ab).

V. Auftritt.

Seneca allein.

So hat sich Piso noch auf Nerons Thron geschwungen?
Doch ꞉ ꞉ ꞉ Nein, ich glaub es nicht; es ist ihm nicht gelungen.
Zu wachsam ist ein Aug, das alles fürchten muß:
O säh es Piso ein! o glaubt es Lucius!
Was aber soll ich thun? o Schiksal! Ja, vollende
Den Schluß, den du gefaßt; ich seh mein nahes Ende!
Schüzt Unschuld vor Verdacht? Ein Argwohn, der sich leicht
In das schlaflose Herz des finstern Nero schleicht,
Hat manchem, welcher sich den sichersten geglaubet,
Oft in des Glückes Schoos, Licht, Seel und Glük geraubet.
Daß Piso mich besucht, und daß Aurelia
Zu mir die Zuflucht nahm; daß, als das Volk mich sah,
Es mir entgegen rief: Kan nicht in solchen Gründen
Des Nero fürchtend Herz ein Recht zu tödten finden?
An Straf und Götter hat sein Leichtsinn nie gedacht;
Er fürchtet keinen Gott, weil er selbst Götter macht.
Ein jeder Tag ließ mich ein neues Laster schauen;
Es wich Octavia der listigsten der Frauen.
Poppäa hebt und stürzt, und ihr gehorcht die Welt,
Weil der, dem Rom gehorcht, sie in den Armen hält.

Lang bin ich ihr verhaßt! Sie denkt auf mein Verderben!
Wie rühmlich ist es nicht, mit Rom und Burrhus sterben!
Was in der Stadt der Welt noch groß und edel war,
Glänzt nun im Schattenreich, und trozet der Gefahr.
Auf welche Höhen hast du mich, o Glük, geführet?
Hat deine Schmeichelei mich jemahls noch gerühret?
Heut bietest du mir bald den Thron der Römer dar;
Bald drohst du mir den Tod, der nie mein Schrecken war.
Was thu ich? Was soll ich, Tod oder Krone wählen?
Ihr Götter, wählet selbst; ein Sterblicher kan fehlen.
O strudelreicher Hof, wie seelig mied ich dich!
Aus welcher sanften Ruh rief Agrippine mich!
Und welchem Tyger solt ich an der Seite gehen,
Der plözlich wütend wurd, so bald er Blut gesehen!
Umsonst war unser Fleis, o Burrhus, dessen Tod
Noch manchen Unglüksfall in Romuls Mauren droht!
Noch seh ich dunkel euch, verwirret und im Bilde,
Ihr Nachbarn jenes Meers! Ihr Corsischen Gefilde!
Wohin mich ein Tyrann, den seine Wut betrog,
Und Messalinens List mit schnellen Seegeln zog.
Verlassen solt ich seyn; dies war der Feinde Wille:
Wie glüklich war ich nicht in der entlegnen Stille!
Bald einsam in dem Wald; bald an des Meeres Strand,
Tiefdenkend, trostreich, still, verborgen, unbekannt!
Wie ruhig sah ich nicht, von Hof und Neidern ferne,
Dich, Sonne, dich, o Mond, und euren Lauf, ihr Sterne!
Des Herzens Stürme sah ich im erzürnten Meer;
Auch nicht ein Augenblik verstrich gedankenleer.
Darf jetzo noch mein Aug so freie Blicke wagen?
Was seh ich? Rom verheert. Was hör ich? Aller Klagen.

Ende des ersten Aufzugs.

* * *

Zweiter Aufzug.

I. Auftritt.

Annäus. Lucius.

Lucius.

Ja, Nero lebet noch, und hat es mir zu danken!
Ja, Piso, dein Silvan und viele Ritter wanken,
Und gehen von dir ab! Sie liebten Rom; nicht dich!
Sie unterscheiden uns, und kennen jetzo mich.
Zu Nerons Untergang war alles vorgekehret,
Und Piso wurde selbst von fern von mir gehöret:
Allein Silvan kam nicht an den bestimmten Ort,
Und Piso blieb allein.

Annäus.

Hält so Silvan sein Wort?

Lucius.

Ich stellt ihm die Gefahr, in der Rom schweben würde,
Des Piso stolzen Zwek, der Römer neue Bürde,

Die ewge Sclaverei, den Reiz der Freiheit für,
Und, Rom, dir treu zu seyn, versprach er heilig mir.
Glaubst du, o Piso, daß wir dir gehorchet hätten?
Die Namen wechseln nur; uns bleiben unsre Ketten,
So lang das grosse Rom noch einen Kaiser ehrt,
Und nicht die alte Zeit der Freiheit wiederkehrt.
O Rom! o Vaterland! kaum hört man euch noch nennen!
Annäus, sieh mein Blut von edler Rache brennen!
Rom war, o Tugend, sonst dein wehrtes Vaterland!
Bei Barbarn such ich jezt, was man in Rom sonst fand.
Jezt hat das Laster frech, dem Himmel selbst zum Hohne,
Den Nero in dem Arm, und auf dem Haupt die Krone.
Freund, der berühmte Dolch, der Cäsars Brust durchstach,
Wo ist er? Nero lebt! Rom seufzet! Himmel! Ach!
Wo sind sie? Wo sind sie, die alten guten Zeiten,
Da für das Vaterland zu sterben, und zu streiten,
Ein immer willigs Herz in jedem Römer schlug?
Da man ans End der Welt den römschen Namen trug?
Doch dieser Arm soll Rom, und heute Rom noch rächen!
Ja, freies Rom, er soll heut deine Ketten brechen!

Annäus.

Ach, Freund, warum hat nicht dein Arm in dieser Nacht
Des Nerons Tyrannei den lezten Stoß gebracht?
Vielleicht weiß Nero schon, daß Piso sich verschworen,
Und so sind Piso, Rom und Lucius verlohren!
Ich seh es schon vorher; ein Schrecken nimmt mich ein!
Der Abend, der bald naht, wird unser lezter seyn.
Ich fürchte, den Silvan wird bald die Reue rühren:
Sprich, wie gedenkest du dein Werk heut auszuführen?

Lucius.

Annäus, fürchte nichts! Silvan bleibt Rom getreu,
Und Nero glaubet ihm, daß alles ruhig sey.

Die Wollust unterhält den Tigellin im Schlummer;
Was heut in Rom geschieht, ist nicht Poppäens Kummer.
So bald die Schatten sich auf Erd und Meer verbreit,
Und eine Nacht voll Graus auf Rom die Schrecken streut,
Werd ich, die Wachen durch, in den Palast mich dringen,
Und dann wird mich Silvan in Nerons Zimmer bringen.
Es fehlt nur noch mein Wink: so bricht der Aufruhr aus,
Der långst gesået war; er keimt in jedem Haus,
Wo noch vom alten Rom ein kleiner Rest geblieben.

Annåus.

Du weist es doch, wie sehr die Bürger Piso lieben?
Sein Anhang ist sehr groß, und deiner ist noch klein.

Lucius.

Laß Piso, laß ihn nur des Volkes Liebling seyn.
Die Rómer, welche sich noch heut mit ihm verschwóren,
Sind Morgen wider ihn, wann sie von Freiheit hóren.

Annåus.

Und wenn dir dies gelingt, wenn Lucius nun siegt,
Und wenn von seinem Stahl der Wütrich schon erliegt:
Ach, was seh ich vorher? Die unruhvolle Zeiten
Des Sulla, Marius, und Rom mit Rómern streiten!

Lucius.

Wenn mich von Seneca, der Rom noch nie verließ,
Das Ansehn unterstüzt, so ist mein Sieg gewiß.

Annåus.

Ach zittre nur, o Freund, vor künftigen Neronen,
Vor einem jeden Haupt der furchtbarn Legionen!
Wenn mich nicht alles trügt, verspricht sich Otto schon,
Des Nero falscher Freund, dereinst des Nero Thron.

Dem Piso wird ganz Rom den Scepter lieber gönnen;
Die Römer hören zwar noch gern die Freiheit nennen,
Allein ihr Herz fühlt nicht des edlen Wortes Kraft;
Der Wankelmut war stets des Volkes Eigenschaft.

Lucius.

Die Stuffen unsres Throns sind ihm zu steile Stuffen:
So bald ich Seneca zum Kaiser ausgeruffen,
Fällt Piso, und mit ihm der Rest der Tyrannei,
Den Otto fürcht ich nicht, und Rom ist wieder frei.

Annäus.

Ja, die Nohtwendigkeit, o Freund, ist leicht zu sehen,
Rom könne ohne Haupt und Kaiser nicht bestehen.
Und Seneca (doch ach! die Kron nimmt er nicht an,)
Ist heut der würdigste, dem Rom gehorchen kan.
Ließ aber Lucius nicht selber von sich hören,
Die Ketten blieben uns, so lang noch Kaiser wären?

Lucius.

So bald als Seneca in Rom und in der Welt
Recht, Ordnung, Billigkeit und Ruhe hergestellt:
So wird der Weise uns die Freiheit wieder geben:
Was konnte Sulla mehr, als diese That, erheben?

Annäus.

O Freund, ich weiche dir, und falle dir nun bei,
Daß, was du unternimmst, wohl überleget sey.
Nur eines fürcht ich noch; ich kan Silvan nicht trauen;
Wird er Aurelia, wird er die Schöne schauen:
Ein Lächeln lenkt ihn leicht. Sie liebet Piso, Freund!
Wer ihm nicht günstig ist, der ist zugleich ihr Feind.

Lucius.

Ihr Feind? Nein, Lucius kan rächen und auch lieben:
Ihr Name war schon längst mir in mein Blut geschrieben.
Ich lieb Aurelia; doch ach! wie unruhvoll
Erwart ich, was ich heut von ihr noch hoffen soll!

Annäus.

Kan sanfte Liebe auch das Herz des Helden lenken?
Kanst du zugleich an Rom, und die Geliebte denken?
Ach nun fällt mir der Mut!

Lucius.

Kan uns Aurelia
Nicht selber nüzlich seyn? Liebt sie nicht Seneca?
Ihr thränenvolles Aug kan ihn vielleicht bewegen:
Vielleicht in seiner Brust der Rache Sturm erregen.

Annäus.

Ja, auf den Seneca; auf ihn kommt alles an!
Beglükt ist Lucius, wenn er ihn lenken kan.
Erwarte mich denn hier; ich will indessen gehen,
Und mit dem Seneca wirst du mich wieder sehen.

(Gehet ab.)

II. Auftritt.

Lucius. Aurelia.

Aurelia.

(Bei Seite.)

Pauline, wo bist du? O tödtlicher Verdruß!
Ach, Nero lebet noch!

(Zu Lucius.)

Seh ich dich Lucius?

Kanst du von deinem Freund mir eine Nachricht geben?
Ist mein Geliebter todt, und der Tyrann am Leben?

Lucius.

Ja, Nero lebet noch; doch lebt auch noch sein Feind:
Sieh mich! Sieh diesen Dolch!

Aurelia.

Wo aber ist dein Freund!

Lucius.

Ach, zwing Aurelia, ach, zwing mich nicht zu sprechen!
Zwing nicht den Lucius an Piso sich zu rächen!
Er raubet mir dein Herz, droht Rom mit Sclaverei,
Und denkt nicht, daß sein Freund zugleich ein Römer sey.

Aurelia.

O Himmel! was hör ich? Wer hat dies Band getrennet,
Das ich das festeste geglaubet, und genennet?
Wer ists, o Lucius! der voll Verwegenheit
In zweier Freunde Herz der Zwietracht Gift gestreut?
Ist euer Streit um mich? Mein Tod soll ihn entscheiden!
Ists Ehrgeiz, der euch theilt? Die Krone sey euch beiden!
Seyd beide Herrn der Welt! Ich geh es willig ein:
Nur laßt des Burrhus Tod nicht ungerochen seyn!

Lucius.

Umsonst, Aurelia, verbirgst du deine Triebe!
Ich seh in dir den Streit der Rache und der Liebe:
In deinem grossen Herz wählt nur die Rache mich;
Die Liebe aber wählt, glükseelger Piso, dich.
Du wilst des Bruders Tod, den Tod des Burrhus, rächen;
Dein schwesterliches Herz scheint nur für ihn zu sprechen.

Kein Schein verblendet mich: Du unterscheidest wohl,
Ob Piso oder mich dein Herze lieben soll?

Aurelia.

Sprich mir von Liebe nicht! Ist dies der Helden Sprache!
Ach, sprich, o Lucius, von Flammen, Tod und Rache!
Seit dem ich ihn verlohr, den ich noch weinend ehr,
Kenn ich in dieser Welt kein andres Glücke mehr,
Als wann die Rache mir die Traurigkeit versüsset,
Und heute noch das Blut des Brudermörders fliesset!
Ach, nimm das Opfer hin, das deinem Tod gebührt;
Das Opfer, welches Rom dir schon entgegen führt!
Die Rache, welche wir so lang versäumet hatten,
Bring heut, o Bruder, dir des Mörders schwarzen Schatten!
Ich seh den Höllenfluß! erzittre, o Tyrann!
Die Furie zündt schon der Rache Fackel an!
Kein Bubenstük entgieng, ihr Götter, euren Blitzen,
Und wer mich heute rächt, soll heut mein Herz besitzen!

Lucius.

So ist dein Herz der Lohn! O Wort, das mich entzükt!

Aurelia.

Die Rache ist der Trost, der mich allein erquikt!
Die Rache soll mich nur, ja nur die Rache lenken!
Die Rache sey mein Wunsch! Die Rache sey mein Denken!
Pauline, steh mir bei; mich tödtet sonst mein Gram!
Ach, Piso, räche mich!

Lucius (bei Seite).

Ihr Götter! Welch ein Nam!

Aurelia.

Laß ihn nicht, Lucius! ach, Freunde, bleibt beisammen!
Bestürmet den Tyrann mit Schwerdtern und mit Flammen!

(Aurelia geht ab).

III. Auftritt.

Lucius allein.

Ach, hätt ich heute nicht Aurelia gesehn!
Kan ich der sanften Macht der Schönheit widerstehn?
Ihr Götter! seht den Streit der Ehre und der Liebe!
Mischt ihr mit unserm Blut solch unterschiedne Triebe?
Wenn du, o Liebe! siegst: wer rettet Rom und mich?
Und dann, o Piso! ficht mein Arm allein für dich.
Aurelia! wie schnell, und ach, mit welchem Schmerze,
Wenn Rom und Freiheit siegt, verlier ich heut dein Herze!
Die Liebe will, daß ich, nur deinem Wink getreu,
Dein Rächer, aber ach, nicht ohne Piso sey!
Allein die Ehre will, daß ich für Rom nur brenne;
Die Ehre will, daß ich mich von dem Piso trenne,
Daß ich mich über ihn in höhre Kreise schwing,
Und dir, o Capitol! die Freiheit wiederbring;
Daß, wenn ich Piso selbst zu Cäsars Schatten sende,
Ich meinen lezten Wunsch mit Nerons Mord vollende.
O Himmel, steh mir bei, da mich der Mut verläßt!

IV. Auftritt.

Lucius. Annäus. Seneca.

Annäus.

Hier siehst du, Seneca, der Römer edlen Rest,
Den tapfern Lucius! Du kanst dich ihm vertrauen;
In ihm kanst du den Geist der alten Römer schauen;

Lucius.
(Zu dem Annäus.)

Nun schöpf ich neuen Mut! Sein majestätscher Blik
Erfüllt mit Ehrfurcht mich; ich seh selbst das Geschik!

(Zu Seneca.)

Darf ichs im Namen Roms, in meinem eignen, wagen,
O Seneca, den Thron der Welt dir anzutragen!
Ich weiß, du liebest Rom; das ganze Volk, der Raht,
Was noch ein edles Blut in römschen Adern hat,
Ja, alle haben dir ihr Schiksal untergeben;
Der Römer lezter will nicht unter Nero leben!
Rom seufzet unterm Joch, das es zu lang schon beugt,
Empört sich, wann es spricht, und drohet, wenn es schweigt.
Noch eh die Nacht uns schrekt, die Rom zur Rach erkohren,
Sind Nero oder Rom; Rom oder wir verlohren.
Noch trauriger wird uns der künftge Tag entstehn,
Und nichts als strömend Blut, und fliehnde Seelen sehn.
Ach, thue Seneca, was längst die Freunde riehten!
Dein Ansehn kan allein dem nahen Sturm gebieten!
Ich weiß, es weiß es Rom, es stimmt Annäus bei:
Herrscht Seneca noch heut: so ist Rom heute frei.
Wie willig soll mein Blut für Rom und Freiheit fliessen!
Wie freudig will ich es für Seneca vergiessen!
Wenn Götter Götter sind: so wird heut Rom befreit!
Entscheide, Seneca! entschließ dich, es ist Zeit!

Seneca.

Wird sich der Himmel auch für Rom, wie du, erklären?
Ich muß in dir den Mut von hundert Römern ehren:
Was aber bleibt dein Mut; verlässet ihn das Glük?
Die alte Zeit bringst du, o Ritter, nicht zurük.

Hat Nero Rom nicht schon des Jochs gewohnt gefunden?
Mit Brutus Geist ist längst der Freiheit Geist verschwunden!
Zu sehr, o Lucius! teuscht dich ihr reizend Bild:
Rom wird nicht wieder frei; sein Schiksal ist erfüllt!
Das Schiksal, welches uns in feste Banden legte,
Eh Agrippinens Schoos den Muttermörder hegte,
Bleibt ewig unbewegt auf dem gefaßten Schluß;
Rom wird nicht wieder frei, verwegner Lucius!
Was es dem Cato selbst, und der zulezt es wagte,
Dem edlen Cassius und seinem Freund versagte.
Umsonst flehn wir darum den ernsten Himmel an,
Der zwar das Schiksal macht, doch nicht es ändern kan.

Lucius.

Von Nero ist, o Rom, dein Untergang beschlossen!
Von Schrecken starrt das Blut, das er noch nicht vergossen!
Und Seneca rührt nicht des Vaterlandes Wohl,
Und kan er ruhig seyn, da er uns retten soll?
Welch Unthier tobt, o Rom, auf deinen sieben Hügeln!
Die Schrecken fliehn umher auf schwarzer Nächte Flügeln.
Wie blutig ist die Hand, die dich in Fesseln hält,
Der Städte prächtigste, die Königin der Welt!
Mit Blut bezeichnet geht ein jeder Tag verlohren;
Dies Ungeheuer hat die Hölle selbst gebohren.
Sein Thun ist Grausamkeit! Sein Denken Finsternis!
Wir leben ohne Zwek, des Lebens ungewiß.
Die Blicke, welche frei von unserm Kummer sprechen,
Sind, wie ein frölichs Aug, dem Nero ein Verbrechen.
Ein zärtlichs Aug, das heut noch den Geliebten sieht,
Sieht Morgen thränenvoll, wie seine Seele flieht,
Und den Tyrann verklagt bei Göttern, die nicht hören.
Ganz Rom, o Seneca! hat Recht sich zu verschwören.

Ists möglich, da der Fall des Reichs entschieden ist,
Daß du, o Seneca! noch so gelassen bist?

Seneca.

Kan Seneca der Macht der Götter widerstehen?
Kan Rom ihn auf dem Thron, und sich in Freiheit sehen?
Bedenke, was du thust, bedenke, was du sagst!
Welch ein Geschik es sey, das du im Zorn verklagst!
Der Römer Fesseln hat der Götter Raht beschlossen,
Und aller Römer Blut wird heut umsonst vergossen.
An Freiheit denke nicht!

Lucius.

Ihr Götter! welch ein Ort
Soll meine Zuflucht seyn? O Freiheit! welch ein Wort!
An Freiheit denke nicht? Kan Seneca dies sagen?
Ein Römer solte nicht sein Blut für Freiheit wagen?
Nein, Seneca, o nein! so denkt ein Römer nicht,
Der, wie ein Herr der Welt, nicht wie ein Sclave spricht.
Gab uns der Himmel dann vergeblich Schwerdt und Flammen?
Die Götter würd ich selbst ins Reich des Nichts verdammen,
Wenn Nero leben soll, wenn seine Tyrannei
Dem Himmel wohl gefällt = = Wie? Rom wird nicht mehr frei?
An Mördern rächt es sich durch ein erlaubtes Morden;
Dem Schiksal ists zum Truz oft wieder frei geworden.
So, wie sein erstes Bett, das er verlassen hat,
Ein Strom oft wieder sucht; kan eine kühne That
Nicht uns die goldne Zeit der Freiheit wiederbringen,
Und lobt nur Seneca die Thaten, die gelingen?
Wich Catilina nicht voll Stolz, Verdienst und Geist
Dem klügern Cicero, den jede Nachwelt preist?
Hat nicht den Cäsar selbst des Lieblings Dolch durchstossen?
Und noch ist nicht für Rom mein langsam Blut geflossen!

Die Helden hast du mir, o Seneca! genennt:
Ihr Name ist genug, und Blut und Rache brennt.

Annäus.

Will Seneca den Thron der Erde stolz verschmähen?
Soll Tugend, Recht, Gesez und Unschuld untergehen?
Rom klagt! Pauline seufzt! Es weint Aurelia!
Der Freund der Tugend ist der Freund des Seneca,
Und Rom, Aurelia und Freunde und Pauline,
Und was dir sonst in Rom des Mitleids würdig schiene:
Fällt dir kein holder Ton von diesen Namen bei?
Es herrsche Seneca, und Rom ist wieder frei!

Seneca.

Es sterbe Seneca, kan Rom sein Tod befreien!
Kein Schauer soll ihn fliehn! Kein Ekel soll ihn scheuen!
Ja, Himmel, ordne nur; ich folg und sterbe gern!
Allein, was dir mißfällt, sey ewig von mir fern!

Lucius.

Das Schiksal will ich ehr, als Seneca bewegen!
Wo bin ich, da in mir sich alle Triebe regen,
Da meine Brust mit Tod, Rach und Verzweiflung kämpft,
Und Seneca in mir die lezte Hofnung dämpft?
Erwart ich noch die Nacht, das Vaterland zu rächen?
Komm, Tod, und folge mir; die Bahn will ich dir brechen!
Ich gehe mordend vor; dann mord und würge nur!
Ihr freien Römer, folgt! verlaßt nicht meine Spur!
O Seneca, jezt ruft mich Roms Gefahr zurücke!
O Sonne! die ich heut vielleicht zulezt erblicke,
Mit dir und Rom laß mich, doch rächend, untergehn!
Auch Seneca hat dich vielleicht zulezt gesehn!

Annäus.

So ist es denn umsonst! so ist mein Wunsch vergebens!
O blutger Tag! o sey der lezte meines Lebens!
Der lezte, den ich noch in Rom beweinen muß!
O wie beklag ich dich, verlohrner Lucius!
(Lucius geht ab).

V. Auftritt.

Seneca. Annäus.

Seneca.

Wer nicht freiwillig folgt, der folget doch gezwungen:
Dem Unmut ist kein Glük; dem Gram kein Wunsch gelungen.
Wer an Beständigkeit dem Himmel selber gleicht,
Ist glüklich! = = diesen Fels hat noch kein Flehn erweicht.
Ja, was sein heilger Raht, was er einmal beschlossen,
Hat noch kein Flehn, kein Ach, kein Opfer umgestossen!
Sein Sinn bleibt so, wie er von Anbeginn der Zeit,
Wie er gewesen ist von alter Ewigkeit.
Du kennst mein ganzes Herz, und seine innern Triebe!
Du weists, o Freund! wie sehr ich stille Stunden liebe;
Du weists, wie oft ich mich im goldnen Mittelstand,
Von Hof und Schmeichlern fern, den glüklichsten genannt!
Allein ein andres Loos war mir, o Freund! beschieden;
Der Hof mißgönnte mir der Seele innern Frieden.
Wie manchen Wütrich hab ich schon in Rom gesehn!
Wie manch entweihten Tag sah ich vorüber gehn!
Wer noch vom Glük verblendt, von Leidenschaft verwirret,
Im prächtgen Labyrinth treuloser Höfe irret,
Wer mächtig nah am Thron, wo alles ihn verehrt,
Bei seines Fürsten Gunst die Götter leicht entbehrt:

Wen in der Hoheit Traum kein Unfall noch gestöret,
Und dessen Rausch so lang, als wie sein Glücke währet:
Der komm, o Freund, und seh, wenn er noch sehen kan,
Der sehe Nerons Hof, der sehe Rom heut an!

Annäus.

Ach, welch ein harter Sinn! kan ihn ein Gott bewegen?
Den Thron vorbei, geht er dem nahen Tod entgegen.
Was mancher ängstlich sucht, und erst mit Blut erwirbt,
Das bietet Rom ihm an: Heut herrscht er oder stirbt!
Die Götter sind nicht mehr unschuldigen gewogen!
Ja, deine Tugend hat dich, Seneca, betrogen!
Ach, Nero sammlet schon die fürchterliche Macht,
Und du zerstreust sie nicht? Rom! Freund! ach, gute Nacht!

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

Du kennst die Treue, HERR! mit der ich dich verehre:
Ach, daß mein Blut für dich ein würdigs Opfer wäre!
Ich, ein Verräther? ach! die Hölle selbst ist hier!
Doch solche Bosheit bracht noch nie ihr Schoos herfür.
Ich zittre, seh ich dich, o Seneca, gelassen!
Der Tod schwebt über dir! ach, könnt ich Kräfte fassen!
Verdammlicher Tyrann!

Annäus.

O Himmel! was hör ich?
Ists, Seneca! nun Zeit? entschliessest du nun dich?

Seneca.

Sprich, Cleonicus, fort; ich kenne deine Treue:
Hast du etwas gefehlt? Gesteh es, ich verzeihe.

Cleonicus.

Ach, HERR! der grausamste, der allerschnellste Tod
Soll meine Strafe seyn, wenn ich je dein Gebot,
Mit Wissen übertrat! O nein, Verdacht sey ferne!
Ach, Nero, dessen Herz ich jezt erst kennen lerne,
Um dessen Wohlfahrt du dein Leben fast verzehrt,
Den Rom um Seneca allein noch zitternd ehrt,
Selbst dieser Nero will, o wirst du mir auch glauben?
Durch hinterlistig Gift dir schnell dein Leben rauben!
Und mich, mich selbst hat er zum Werkzeug ausersehn!
Mich, der ich heute noch für dich in Tod zu gehn,
Bereit und schuldig bin.

Annäus.

O welch ein Bubenstücke!
Gerechte Götter, ach! welch trauriges Geschicke
Erwartet Rom von euch? Ist dieses euer Schluß!
Ist dies der Tugend Lohn!

Seneca.

Annäus, ja, ich muß,
Ich muß es dir gestehn, ich kan es kaum begreiffen,
Wie sich in Nerons Brust so viele Laster häuffen.
Was aber soll ich thun? Was ist, o Freund! dein Rath?

Annäus.

Was dir ganz Rom vorlängst schon angerahten hat,
Besteig den Thron, und hemm den Lauf der Lasterthaten:

Dies rath ich; dies wird Rom und selbst der Himmel rahten.
Du siehst, daß der Tyrann, den deine Tugend plagt,
Schon ins geheim den Tod, o Freund! dir angesagt:
O Himmel, laß heut nicht die Wahl des Weisen fehlen!
Den Scepter oder Tod hat Seneca zu wählen!

Seneca.

So muß ich es, o Freund! dir noch einmahl gestehn:
Ermüdend hab ich längst dem Weltlauf zugesehn.
Ich such ein beßres Glük, das Sterblichen verborgen:
Für jene Welt entstehn in mir ganz neue Sorgen.
Wie lang erwart ich ihn, den prächtig heitern Tag,
Den keine Nacht verkürzt, kein Kummer stören mag.
Ja sterben will ich gern, weil es die Götter wollen,
Und weil wir ihrem Wink nicht murrend folgen sollen.
Daß Nero auf dem Thron und fast allmächtig ist,
Dies scheinet mir nicht fremd, weil es ein Gott beschließt,
Der alle Dinge lenkt, und strafend uns noch liebet;
Den Anfang jedem Ding und auch sein Ende giebet.
Soll Nero heut nicht mehr; soll ich heut nicht mehr seyn;
Der Himmel ordne nur; ich gehe beides ein.

Annäus.

Ja, standhaft warst du stets; das weiß Rom und die Erde:
Doch wenn ich, Seneca, heut selbst dein Tadler werde,
So zwinget mich dein Sinn, dein unbewegter Sinn,
Daß ich zugleich dein Freund, und auch dein Tadler bin.
Ein grosser Geist wird stets der Völker Bestes suchen,
Zwar treu dem Kaiser seyn, doch den Tyrann verfluchen.
Hat Nero nicht am Tod so vieler Römer Schuld?
Verdienet der Tyrann dein Mitleid, die Geduld,

Die du in der Gefahr, in der Rom schwebt, noch übest?
Ich weiß doch, daß du Rom mehr als dich selber liebest.

Seneca.

Annäus, quäle nicht mein ahndungsvolles Herz;
Wahr ist es, Rom ist heut allein mein tiefster Schmerz.
Mich selbst vergeß ich leicht; doch ungewohnte Züge,
Ein unsichtbarer Arm, wenn ich mich nicht betrüge,
Hält heute mich zurük; mehr forsche nicht von mir.

Cleonicus.

Ich höre ein Geräusch; o Herr! man ruffet dir.

Annäus.

Ich höre Seneca der Römer Vater nennen.

VII. Auftritt.

Die vorigen. Pauline.

Pauline.

Die Römer, Seneca! die deine Tugend kennen,
Die du des Wütrichs Wut so oft entrissen hast,
Versammlen alle sich; sie stehn vor dem Palast,
Und voll von Flamm und Mut, an Nero sich zu rächen,
Drängt jeder sich, um dich zu sehen und zu sprechen.
Ach, Freund, Herr und Gemahl! welch Schrecken fällt auf mich!
Bleibst du auf deinem Sinn; ach, so verlier ich dich.

Seneca.

Ein nener Fall! ich eil, um sie die Pflicht zu lehren,
Auch in Tyrannen sey der Götter Bild zu ehren.
Annäus folge mir; komm, Cleonicus, nach.
Pauline sey getrost! ich scheu kein Ungemach!
Mein strenges Schiksal kan und werd ich niemals hassen:
Den, der den Göttern traut, hat noch kein Gott verlassen.

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia allein.

So bin ich dann allein! so hört mein jammernd Ach
Nur diese Marmorwand! Dein Schatten folgt mir nach,
O Bruder! soll ich dich noch ungerochen sehen?
Nein, diese Nacht soll er nicht meiner Rach entgehen,
Dein Mörder auf dem Thron! du solst gerochen seyn,
Verzweiflung soll mir selbst hierzu die Waffen leihn!
Doch Lucius soll nicht; nein, Piso soll dich rächen!
Ach, aber Piso, ach, hältst du so dein Versprechen?
Noch hör ich nichts von dir; ich Unglükseelige!
O Himmel! wen hör ich? Wer ist es, den ich seh?

II. Auftritt.

Aurelia. Piso.

Aurelia.

Ists möglich? soll ich dich, o Piso! wieder sehen?
Wie groß war meine Angst! ich glaubte zu vergehen.

Noch lebet der Tyrann; dies Unthier ist noch da:
O Piso! rächt man so heut die Aurelia?

Piso.

Gewiß war Nerons Tod! der besten Ritter Schaaren,
Und was noch sonst in Rom des Wütrichs Feinde waren,
Versammlet ich zu mir; sie schwuren mir aufs neu,
Dem Wütrich Rach und Tod, dem Vaterland die Treu.
Nun solte uns Silvan des Angrifs Zeichen geben;
Allein er liesse mich in Furcht und Hofnung schweben.
Doch traut ich ihm, weil du selbst ihn gewonnen hast.
Wir stunden schon unfern vom goldenen Palast,
Den Nerons Stolz erbaut: Mein Blut fieng an zu wallen,
Und in Poppäens Arm wolt ich ihn überfallen.
Ich suchte meinen Feind im Rosenbett der Lust:
Schon zog ich meinen Stahl auf seine schwarze Brust.
Doch, ach, Silvan blieb aus; er scheinet mir zu wanken:
Ich zoge mich zurük voll trauriger Gedanken.
Ach, hätt ich dies geglaubt? wie heilig schwur ers mir!
Ich klags, Aurelia, dem Himmel und auch dir!

Aurelia.

Ach, Nero! ach, ich sterb = = = nichts gleichet meinem Schmerze!
Sieh mein von Lieb und Rach zugleich bestürmtes Herze!

Piso.

Wie? bebt Aurelia, noch schwächer als sein Thron,
Wann man den Wütrich nennt, vor seinem Namen schon?

Aurelia.

Es bebt Aurelia, bei der gerechten Sache,
Selbst vor dem Himmel nicht; ihr Herz denkt nur an Rache.

Allein

Allein ein andrer Gram, in den der Unbedacht
Der Rache mich gestürzt, ists, was mich zittern macht.
Kan ich, als Römerin, und deiner würdig, sprechen,
Und doch zugleich ein Wort, das ich gegeben, brechen?
Wenn *Lucius* voll Mut die That zuerst vollführt,
Und dich des Siegs beraubt, der dir allein gebührt.
Ich Unglükseelige! mit welchen tieffen Schmerzen
Werd ich den Sieger sehn, den Herrn von meinem Herzen!
Ich sterbe, wenn ich nicht noch heut gerochen bin:
Und rächt mich *Lucius*? Wo flieht mein Kummer hin?
Ihr Götter! könnt ihr so mich in Verwirrung setzen?
Kan sich an unsrer Qual ein göttlichs Aug ergetzen?
O Piso, könntest du tief in mein Herze sehn!
O welch ein Mitleid würd in deiner Brust entstehn!
Beklag, *Aurelia*! beklag ihr hart Geschicke!
Sieh meine Noht im Streit verzweiflungsvoller Blicke!
O Himmel, höre mich! Ihr Götter steht mir bei!
Behauptet euren Schluß, daß er der beste sey;
Laßt mich des Bruders Mord noch heut gerochen wissen!
Wo nicht; so laßt mich heut noch meine Augen schliessen!
Doch Piso räche mich, und räche mich allein:
Mein Herze soll sein Lohn, und keines andern seyn!

Piso.

Da Erd und Himmel selbst sich wider mich verschwören;
Solst du, o *Lucius*! auch meine Ruhe stöhren?
Mein Mund, der, wie mein Herz und wie mein Auge spricht,
Verheelt, *Aurelia*, dir die Bestürzung nicht,
Von der ich kaum erwach. Ists möglich? Kan ichs glauben?
Läßt sich *Aurelia* so leicht ihr Herze rauben?
Belohnt sie so ein Herz, das ich für sie nur hab,
Das mir für sie allein der gütge Himmel gab,

Das still bei eigner Noht; bei fremder sich empöret,
Und dessen Ruhe selbst der Feinde Unfall stöhret?
Wie traurig ist das Licht, das heut am Himmel scheint!
Und mein Verrähter ist, ihr Götter, selbst mein Freund!
O Himmel, ach, wozu hast du mich auserkohren!
Ich sehe, daß der Tag, da Rom und ich verlohren,
Da der Tyrann den Rest des römschen Bluts vergießt,
Ich seh, Aurelia, daß er erschienen ist!
Ach, Lucius, du bist heut Roms und mein Verderben!
Aurelia, laß mich vor deinen Augen sterben!
Du liebest mich nicht mehr; was bleibt mir als der Tod?
Ja, ja, ich irre nicht; den Unfall, der mir droht,
Hab ich voraus gesehn, hab ich in öden Stunden,
Noch eh er mich ereilt, in Ahnungen empfunden!
Das Wetter nähert sich; ich fühls in meiner Brust,
Ihr ist was künftiges; doch dunkel, nur bewust.

Aurelia.

O quäle nicht mein Herz, bestürmt von wilden Sorgen!
Ist dir, o Piso, dann die reine Glut verborgen,
Die mich um dich verzehrt? Unseelger Unbedacht!
Hat er so strafbar mich in deinem Aug gemacht?
Wie frei gestund ich ihn? ach, siehe meine Zähren,
Mein Herze können sie, o Piso, dir erklären!
O ja, ich liebe dich, und bleib dir ewig treu!
Glaub nicht, daß Lucius dir vorgezogen sey.
Des Bruders Schatten will; ich soll ihn endlich rächen:
Ich thue, was er will; ist dieses ein Verbrechen?
Und hab ich in der Angst, in der mich Lucius
Zu einem Wort verführt, das ich bereuen muß,
Vielleicht zu viel gethan: so straft mich schon die Reue,
Aurelia verdient, daß Piso ihr verzeihe.

Genug, ich liebe dich: mein Herze bleibet dein.
Mein Bruder soll durch dich allein gerochen seyn.
Doch rächt ihn Lucius; so soll mein Tod ihn lehren,
Mein Herze könne nur dem Piso zugehören.

Piso.

Glükseelger Lucius! ja, du bist heut mein Tod!
Ihr Götter! laßt ihrs zu? wann rühret euch die Noht,
In der, ach schon zu lang, Rom matt und zweiflend schwebet?
Aurelia, du weinst? = = ich hab genug gelebet.
O ja, ich kenne nun dein großmutvolles Herz;
Ich fühl es, wann du weinst, und ehre deinen Schmerz.
Doch nun kan ich nicht mehr an deine Rache denken,
Und auf den Lucius werd ich allein sie lenken.
Er ist es, welcher mir bereits den Sieg geraubt:
O hätt ichs eher nur, als jetzo erst, geglaubt!
Es wäre jetzo schon um den Tyrann geschehen;
Er würde trostlos schon an jenem Ufer stehen,
Wo jezt Octavia mit tausend andern schwebt,
Da, wo Brittannicus, da, wo dein Burrhus lebt.
Wohlan, der scharfe Stahl, den mir die Rache schenkte,
Den ich auf Nerons Brust voll Mut und Ehrgeiz lenkte,
Vollführe meinen Zorn, und eh ich sterben muß,
Trinkt er dein falsches Blut, treuloser Lucius!
Was fühl ich? Wie wird mir?

(Piso läßt den Arm sinken und den Dolch fallen.)

Aurelia.

Mir zittert Brust und Seele,
Ermuntre, Piso, dich!

Piso.

Tod, den ich selber wähle,

O komm, und säume nicht!

Aurelia.

Ich sterbe = = höre mich
Nur noch zum leztenmahl! Besinne, Piso, dich!
Trau einer Ahnung nicht, wie leicht kan sie betrügen?
Nimm diesen Stahl, ich weiß, es wird die Unschuld sieg
Ein Held verzweifelt nicht; er trotzet der Gefahr:
Wo ist ein Fall, der noch zu groß für Helden war?
Nur aber säume nicht, den Seneca zu sprechen;
Vielleicht entschließt er sich; dann eile mich zu rächen;
Mit ofnen Armen will ich dir entgegen gehn:
In meinem Aug solst du der Freude Thränen sehn.

Piso.

Mich hält ein höhrer Arm, Aurelia, zurücke:
Doch ich hab Mut genug, und trotze dem Geschicke;
Dein Auge gibt mir Kraft; aus ihm hol ich die Glut,
Die, Schönste, heut in mir mehr als ein Himmel thut.
Ja, rächen will ich dich, ich schwör es bei den Göttern,
O steht mir heute bei mit euren Allmachtswettern!
Versammlet eure Macht auf des Tyrannen Haupt,
Und jede kühne That sey meinem Arm erlaubt.
Ich will, Aurelia, den Seneca bewegen,
Und, dich zu rächen, Höll und Himmel selbst erregen,
Ich bieht ihm, weil du wilst, der Römer Scepter an,
Den ich auch ohne ihn vielleicht behaupten kan.
Doch vielleicht werd ich es auch heut vergeblich wagen,
Wie oft hat er nicht schon die Herrschaft ausgeschlagen?

Aurelia.

Ihr Götter! welch ein Mut, ach, seyd ihm schützend nah!
Leb, edler Piso, wohl! Ich sehe Seneca.

III. Auftritt.

Piso. Seneca.

Seneca.

Und Piso find ich hier, da alles sich verlieret,
Was Tod und Nero scheut? O was hat dich verführet?
Hier wirst du leicht entdekt.

Piso.

Die edle Ungedult
Trug mich auf Flügeln her, da alles im Tumult,
In Furcht und Hofnung ist! du kennst mein Herz, mein Denken!

Seneca.

Die Götter wollen es nach ihrem Willen lenken!
Allein dein Aug, das sonst von nichts als Güte sprach,
Was droht uns heut sein Blik? welch neues Ungemach
Umwölket deine Stirn? Was scheint ihr Truz zu melden?

Piso.

Das unterdrükte Rom, das Vaterland der Helden,
Dem Erd und Meer gehorcht, vor dem sich alles beugt,
Das stolze Rom, vor dem sich jeder Scepter neigt,
Seufzt um ein ander Haupt!

Seneca.

Du gehst dem Tod entgegen!
O Piso, liebst du Rom, so zieh es nicht verwegen
Mit in den Abgrund hin, an dessen Rand du stehst,
In welchem du vielleicht noch heute untergehst.

Darf auch ein Sterblicher dem Schiksal widersprechen?
Es legt uns Ketten an, und kan allein sie brechen.

Piso.

Entschließ dich, Seneca! das Volk hat dich gewählt:
An Stimmen hat es auch dem Piso nicht gefehlt;
An Ehrgeiz und an Mut wird es ihm niemals fehlen,
Und wenn ihn Rom erwählt, so kommt er, dich zu wählen.
Allein die Zeit ist kurz, und eh der Tag verfließt,
Muß es entschieden seyn, wer, Rom, dein Kaiser ist.
Ich sehe schon im Geist dein trauriges Geschicke,
Du nahst dich deinem Ziel mit jedem Augenblicke.
Heut, Seneca, kanst du der Römer Schuzgott seyn:
Ich weiß, es ist in Rom dein Ansehn allgemein.

Seneca.

Mir ist nicht die Gefahr, die Rom umringt, verborgen,
Und aller Römer Gram faß ich in meine Sorgen.
Ich weiß, daß mich zu oft der Hofnung Schein betrog,
Und kenne Nero längst, den ich selbst auferzog.
Doch fehlt dem Himmel wohl die Macht, ihn zu bestraffen,
Und wann er tödten will, bedarf er unsrer Waffen?
Mit einem Aug seh ich der Römer Nohtstand an,
Und mit dem andern das, was ich nicht ändern kan.

Piso.

Ach, siehe hier das Joch, das alle Römer drücket,
Und dort der Krone Gold, das würdiger dich schmücket:
In Rom und in der Welt, gehst du mein Bitten ein,
Wirst du der Weiseste und auch der Höchste seyn.

Seneca.

Kein Ehrgeiz, Piso, wird den Seneca erhitzen;
Mir fehlts nicht an Gedult; dem Himmel nicht an Blitzen:

Wenn du sein Werkzeug bist: so sey der Sieg dein Lohn:
Mir gönne meine Ruh; ich gönne dir den Thron.
Ein grosses Herz wird erst, sich zu besiegen, wagen:
Dann, Piso, lernt es auch Tyrannen selbst vertragen,
Und nie ist es an Trost, und nie an Hofnung leer,
Die Noht sey noch so groß, der Unfall noch so schwer.
Ich weiß, daß Piso selbst, der wahre Großmut liebet,
Wenn er es überlegt, mir seinen Beifall giebet.

Piso.

Wo aber ist ein Trost, wann jeder Fall uns sucht,
Das Glücke uns verläßt, und bei der Freunde Flucht,
Wir uns, ach, uns allein zum Beistand übrig bleiben?
Wann wider uns sich Erd und Himmel unterschreiben?
Wann alles treulos flieht? undankbar uns vergißt?
Wann Klugheit nicht mehr würkt, und Einfalt schädlich ist?
Ein Mut, der sich entschließt, eh ihn der Sturm ereilet,
Ist oft mehr als ein Heer, das zweiflend sich verweilet.
Faß einen grossen Schluß: Rom und die Welt ist dein,
Und der geschwindeste wird heut der Beste seyn.

Seneca.

Mein Schluß war längst gefaßt: ich suche nur den Willen
Des Himmels, der mich lenkt, gelassen zu erfüllen.
Mein Alter spricht mich frei von jener Eitelkeit,
Die selbst als Jüngling mich, o Piso, nicht erfreut.
Ich hab genug gesehn; schon lang hab ich gelebet,
Und nie nach grösserm Glük; nach Ruhe nur gestrebet.
Ein gleiches Herz wünsch ich dem Piso, und sein Wohl
Verlangt ein solches Herz.

Piso.

Wann Nero herrschen soll,

So sterbe Piso schnell; doch sterb er ohne Schauer,
Sein Tod sey ohne Schuld; nicht ohne Rach und Trauer!
Die Kron bot ich dir an, die meinem Mut gebührt,
Du schlugst sie aus; ich fleh = = noch bleibst du ungerührt.
Wohlan, so soll mein Arm die That allein vollbringen,
Die Rom erstaunen macht, ihr Götter laßts gelingen!

IV. Auftritt.

Die vorigen. Natalis.

Natalis.

Nun, Piso, ist es Zeit, was nur den Nero haßt,
Ergreift die Waffen schnell; der goldene Palast
Ist schon vom Volk umringt; um Nero ists geschehen.
Den Lucius sah ich mit jenen Rittern gehen,
Die diese Nacht annoch mit dir und Vaterland
Ein Schwur beim Jupiter so feierlich verband.
Man raubet dir den Sieg; ich hörte dich nicht nennen;
Den Lucius sah ich von Mut und Rache brennen;
Geheime Freude stralt aus seiner Stirn herfür;
O Piso, eil, es ruft so Rach als Ehre dir.

Piso.

O Himmel, welch ein Fall! so stürmen alle Wetter
Auf einmahl auf mich zu! Verlaßt ihr mich, ihr Götter!
Streit ich zugleich mit euch? = = Treuloser Lucius!
Verrähter, den ich auch im Tod noch hassen muß,
Entfliehe diesem Stahl; er droht dem falschen Herzen;
Wo nicht, so fühl ich schnell, und stirb mit tausend Schmerzen.
Natalis, folge mir! ach, was hält mich zurük?
Der Himmel hört mich nicht; ein unsichtbar Geschik

Will heute meinen Tod. Ein Freund ist mein Verderben;
Und ach, für Römer nicht; für Sclaven soll ich sterben!
Mir folget, wo ich bin, das Bild des Todes nach,
Und weiß ich, wo ich bin? kein Freund! kein Himmel! ach!

Natalis.

Der Staatsmann zeiget sich in plözlichen Entschlüssen,
Saum, Piso, nicht, das Blut des Wütrichs zu vergiessen.
Du weists, dich liebt das Volk, ach, eil und säume nicht!
Du zauderst? Himmel! wie! erblasset dein Gesicht?
Verläßt dich schon der Mut bei der gerechten Sache?

Piso.

Was? Mut? du zweifelst noch? sprich mir von Tod und Rache.

Seneca.

Wie unbegreiflich ist das Schiksal? wie geschwind,
Ist seiner Schlüsse Lauf, die unergründlich sind?

Piso.

Ihr blassen Götter, die ihr in der Hölle Tieffen
Die fliehnden Seelen schüzt, die euch um Hülffe rieffen,
Erlaubt, daß vom Olymp, der mich nicht mehr erhört,
Verschmäht mein Flehn zurük in eure Tieffen kehrt!

Seneca.

O Piso, fasse dich; noch kannst du dich erretten!

Piso.

Ein Piso zweiffelt nicht, wählt er Tod oder Ketten.

* * *

V. Auftritt.

Die vorigen. Aurelia.

Aurelia.

O Piso, ach wohin?

Piso.

Aurelia, in Tod;
Der Fall ist da, den mir die Ahnung långst gedroht,
Und bald legt Lucius die leicht erworbne Krone
Zu deinen Füssen hin, und nimmt dein Herz zu Lohne.

(Piso und Natalis gehen ab).

VI. Auftritt.

Seneca. Aurelia.

Aurelia.

(Indem sie klagt, wendet sie sich von Seneca weg, welcher indessen in tieffen Gedanken steht).

O Himmel, wenn dich noch ein sterbend Herz bewegt,
Dem du nur Liebe, Huld und Freundschaft eingeprägt;
Wenn dich ein Auge rührt, wo voll der zårtsten Thränen,
Die matten Blicke sich nach dem Geliebten sehnen!
Wenn ein gerechter Schmerz, den keine Kunst erzwang,
Oft eine Brust von Stahl schnell, wie ein Bliz, durchdrang;
Wird in dem Weisen Raht, der alle Herzen kennet,
Mein Name . . wird noch dort Aurelia genennet;

O so erhöre mich, und mein verzweiflend Flehn,
O Himmel, oder laß mich heut zulezt dich sehn!

Seneca.

So hör ich nichts von dir, als der Verzweiflung Sprache?
Siehst du, Aurelia, die Folgen deiner Rache?
Um Burrhus seufzest du! um wen? um meinen Freund.
Mit Recht, Aurelia, hat ihn dein Herz beweint!
Mein Aug betrauret ihn; ihn werd ich ewig ehren;
Doch ihn zu rächen wird mich nie die Weisheit lehren.
Es ist der Götter Amt; verehre ihren Raht,
Der in der Wahl der Zeit sich nie betrogen hat,
Wo er ein Bubenstük zu rächen gut gefunden;
Er wählt nicht nur die Straf, er wählt auch ihre Stunden.
Des Herzens Tieffen sind die unergründlichsten,
Ich seh den Abgrund wohl, dem wir so nahe stehn;
Doch ich verlasse mich auf den, der alles lenket,
Der an den kleinsten Wurm, wie an den Helden, denket.
Ich seh des Schiksals Lauf, den ich nicht ändern kan,
So wie der Sterne Freund den Lauf des Himmels an,
Dem selbst die Ewigkeit Gesetze vorgeschrieben,
Den noch kein Allmachtssturm aus seinem Gleis getrieben.
War noch ein heitrer Tag von allen Wolken frei?
Wo ahtmet eine Brust, in der kein Kummer sey?
Aurelia, ergieb dich in der Götter Willen!
Dies Mittel bleibet dir, der Rache Durst zu stillen.

Aurelia.

Ein Schiksal, das vielleicht heut unsren Fall beschließt,
Ist dieses minder hart, wann es beständig ist?
Die Götter rühret nichts; was bleiben mir, als Zähren?
Was helfen uns im Schmerz der Weisheit strenge Lehren?

* * *

VII. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

Ja Herr, noch zweiffelhaft ist unsrer Römer Streit!
Doch hoff ich, Piso siegt; er kam zu rechter Zeit
Mit jenen wenigen, die ihm noch treu geblieben;
Von Nerons Leuten ist ein Theil zurük getrieben;
Bestürzung, Furcht und Grimm sah ich im Tigellin:
Allein ein neues Heer, das mit Silvan erschien,
Und bald den Lucius, den Piso bald erfreute,
Veränderte den Streit! Doch mehr auf Pisons Seite
Schien mir Silvan zu seyn. Als Lucius dies sah,
War sein Gesicht voll Blut; er riefe: Seneca!

Aurelia.

O Himmel, Piso siegt!

Cleonicus.

Um Nero ists geschehen!
Wenn sich nur Piso nicht, und Lucius nicht sehen!
Sie suchen beide sich voll Grimm einander auf;
In Furcht und Hofnung schwebt des Volks getheilter Hauf.
Doch alle wünschen, Herr, dich auf des Thrones Stuffen,
Und dich hat Lucius zum Kaiser ausgeruffen!

Seneca.

So ist mein Tod gewiß! Es sey, ich fürcht ihn nicht,
Mit unverwandtem Aug seh ich ihm ins Gesicht,
Doch meine Unschuld bleib der Erde nicht verborgen!

Aurelia.

Dein Tod, der Römer Tod, sey fern von meinen Sorgen!
Du lebst nicht nur für dich; du lebest für die Welt,
Die dich, wann Nero tobt, für ihren Schuzgott hält.
Ist Seneca nicht mehr, ach, was soll Rom beginnen!
Die Ohnmacht überfällt, und tödtet meine Sinnen.
Ich seh die Furien! Ich seh ihr höllisch Heer!
Ist Seneca erblaßt; so ist kein Himmel mehr!

Seneca.

Die Gottheit, die mich schuf; die Noht und Unschuld rühret,
O glaube, daß sie noch, Welt, dich und mich regieret.
Wo Stern und Himmel sind, tönt ihrer Weisheit Ruhm;
Ihr Arm wird niemals müd, dreht er gleich Welten um.

Aurelia.

Mein Herze, gleich geneigt zu rächen und zu lieben,
Ist wie ein leichter Kahn von Sturm und Meer getrieben.
Was es mit Nero heut noch für ein Ende nimmt,
Erwart ich einem gleich, der zu dem Tod bestimmt,
Annoch auf Gnade hoft; allein, Herr, um dein Leben,
Wird jeder Römer heut sein eignes willig geben!

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

I. Auftritt.

Aurelia allein.

Soll ich in dieser Noht verlassen und allein,
Und ohne Freund und Trost, und ohne Götter seyn!
So folget Fall auf Fall, so stürzt sich Stund auf Stunde,
Und keine floh, mit der nicht auch ein Trost verschwunde.
Wo flieh ich hin? Könnt ich = = ach, aber ach, wohin?
Entflieh ich auch der Welt? Werd ich mir selbst entfliehn?
Wie in der Mitternacht, wann uns ein Schatten treibet,
Uns in der schnellen Angst kein Ort zur Zuflucht bleibet:
So treibt die Rache mich; so läßt sie mich nicht ruhn;
So quält die Liebe mich. Was soll ich endlich thun?
Soll ich die Rache nur, und nicht die Liebe hören:
So muß ich *Lucius*, wenn er mich rächet, ehren.
So ist mein Herz auch sein, das ihm mein Wort versprach.
Hör ich die Liebe nur; gerechte Götter, ach!
O so ist *Lucius* mein größter Gram auf Erden!
So muß ich, rächt er mich, zur Undankbaren werden.
Hat für den Rächer nicht mein Herze sich erklärt?
Die Götter haben selbst, was ich versprach, gehört!

Die Ehre will, mein Herz soll nur die Rache wählen:
O Piso, solten dir heut Glük und Rache fehlen?
Wie schwach und elend ist der Menschen stolz Geschlecht!
Ihr Götter, rächt mich selbst, wenn mich nicht Piso rächt!
Habt ihr = = (doch nein, ich kan = = = ich werd ihn niemals lieben)
Den Sieg des Lucius partheyisch unterschrieben?
Träum ich? Wie wird mir? Ach! o Himmel, was fühl ich?
Was schwebt mir vor dem Aug? Welch Ahnen quälet mich?
Ach Piso nicht allein = = wie quält mich mein Gewissen,
Das Blut des Seneca seh ich mit seinem fliessen.

II. Auftritt.

Aurelia. Pauline.

Pauline.

Das Unglük rauscht daher: von ferne hör ichs schon,
Aurelia, wir sind nicht dem Geschik entflohn!
Ach, mehr als nur ein Bliz soll heut die Unschuld rühren,
Dich soll ich, Seneca, ach, dich soll ich verlieren!
Was wird dein traurigs Loos, geliebte Freundin, seyn?
Beklage meinen Tod, verlassen und allein!
Doch sterbend ehr ich auch des Himmels höchsten Willen:
Wer kan ihm widerstehn? Wer muß ihn nicht erfüllen?

Aurelia.

Ach sieh, Pauline, mich verwirrt und thränenvoll!
Ich weiß nicht, was ich thun; nicht, was ich hoffen soll.
Ich seh den Abgrund schon, wo, von dem Tod gestöhret,
Die Wünsche untergehn, betrogen, ungehöret!

Ach, ich Unglükliche! vom Himmel, der mich haßt,
Verlang ich ferner nichts; mein Flehn ist ihm zur Last!
Ach, Seneca, solst du den schönsten Lauf beschliessen?
Ach, Freundin, soll ich dich mit tausend Thränen missen?
Soll ich von eurem Tod, verachtet und allein,
Ein überlebendes, ein traurigs Denkmaal seyn?
Ich fühle deine Macht, und weiche dir, o Schmerze!
Mein Herz beherrschest du; allein ein edles Herze,
Das, wenn nichts höhers ist, das selbst die Sterne lenkt,
Gerechter als ihr Raht, der mich verfolget, denkt.

Pauline.

O könnten wir noch heut die Mörderstadt verlassen!
Doch, ach! es ist zu spät, den weisen Schluß zu fassen,
Aurelia, wir sind, ja, wir sind alle hin!
Den Tod wählt Seneca: kan ihn Pauline fliehn?
Ach, wider Nero hat sich Rom umsonst verschworen,
Und Piso, Lucius und alle sind verlohren!
Es sagt es mir mein Herz.

III. Auftritt.

Die vorigen. Annäus.

Aurelia.

Was bringt Annäus mir?

Ich zittre . . . .

Pauline.

Welch ein Fall?

Annäus.

Ist Seneca nicht hier?

Sein

Sein Ansehn kan allein dem Streit den Ausschlag geben:
Für Freiheit, Rom und ihn, wer schonte wohl sein Leben?
Ich sah des Brutus Mut, den Mut des Cassius
Vereinet in dem Mut des tapfern Lucius.

Aurelia.

Wie? Lucius! er siegt, und Piso ist verlohren?

Annäus.

Zum Sieg scheint Lucius, und Piso nicht erkohren.

Aurelia.

Wie? Lucius trennt sich, mit Piso sonst vereint?
Ach, der Verrähter siegt, des Piso falscher Freund!
Er raubet ihm den Sieg; für sich sucht er die Krone,
Allein umsonst hoft er mein sterbend Herz zum Lohne,
Ach, der Verrähter siegt!

Annäus.

Blieb er nicht Rom getreu?
Er war ein ewger Feind von aller Tyrannei.
Wenn er für Seneca die Kron erfechten wolte;
Wann ihm zuwider war, daß Piso herrschen solte:
So war sein Zwek allein, daß Rom befreiet sey;
Er sprach: herrscht Seneca; so ist Rom wieder frei.
Des Piso kühne Hand hat Herrschsucht nur geführet;
Der Freiheit Geist hat nur den Lucius regieret:
Er, welcher Rom befreit? Er, ein Verrähter? nein!
Soll Rom nicht heiliger als Pisons Freundschaft seyn?
Ach, ein Verrähter kan er deinem Aug nur scheinen!

Aurelia.

Ihr Götter laßt mich heut nicht ungerochen weinen!

* * *

IV. Auftritt.

Die vorigen. Natalis.

Natalis.

(Steht einige Augenblicke still, ohne ein Wort zu sprechen).

Ich komme nur, o Nacht, mit allem deinem Graus!
Lösch vom entweihten Tag die lezten Stralen aus!
Ihr Götter! konntet ihr uns keine Hülfe schicken?
In dem entsezlichsten von allen Augenblicken?
Im Sturm, der Rom und Welt erschüttert und erschrekt?
Und eure Rache blieb, ihr Götter, unerwekt?
Noch seh ich Seel und Blut aus tausend Adern rinnen!
Der Sterbenden Geschrei betäubt noch meine Sinnen!
So manches Schattenbild schwebt traurig noch vor mir!
Der Hölle Freude brach aus Tigellin herfür!
Ach, Himmel! solte heut die schönste That mißlingen?
Siegt Nero, und soll ich die blutge Nachricht bringen?
Mein ganzes Blut, das nur, das nur von Rache brennt,
Empört sich, zittert, braußt = = o, wer hat euch getrennt?
O Piso, Lucius! o Himmel! welch Verraht,
O Hölle, welche List, die uns besieget hat!

Aurelia.

Ach, grosse Götter, ach!

Natalis.

Kaum kan ich es erzählen:
Die Worte wollen mir, wie Mut und Kräfte fehlen.
O Himmel, bist du selbst der Tugend größter Feind!
Bist du des Nero nur, und nicht der Römer Freund!

Aurelia.

Ach, Piso!

Natalis.

Leb ich noch, zu Schmach und Tod erkohren?
Dein Piso ist mit Rom, und Rom mit ihm verlohren!

Aurelia.

Ach, Piso!

Natalis.

Höre noch ein traurigs Lebewohl,
Das er dir sterbend gab, und ich dir bringen soll!

Aurelia.

Ach Piso! = = Komm, o Tod! wirst du ihn mir gestatten,
O Himmel! ja ich eil, und opfre deinem Schatten,
Geliebter, was mir noch das Schiksal übrig läßt!
Mein Geist ist ewig dein! den Flammen ist der Rest!
Und welche Mörderhand = = =

Natalis.

Ich seh sein Blut noch fliessen!
Treuloser Lucius, du soltest es vergiessen!

Annäus.

Ach, schone meinen Freund: denn treulos war er nicht!

Aurelia.

Kannt er, Annäus, so der Freundschaft heilge Pflicht?
Rächt er Aurelia mit des Geliebten Leben?
Sieh, dieser Dolch soll ihm den Lohn der Rache geben.
Flieh meinen Zorn, und stirb, fließt noch in deinem Blut,
Grausamer Lucius, ein wahrer römscher Mut!

Natalis.

Es ist zu spät; er ist schon deinem Zorn entgangen,
Und seinen Lohn hat er von Piso selbst empfangen.
Ich sahe seinen Fall; sein spritzendes Gehirn,
Und Rach und Eifersucht auf der entseelten Stirn.
Dein Piso fiel, und sah mit einem Aug voll Flammen
Den Mörder sterbend an, und faßte schnell zusammen,
Was ihm sein fliehend Blut von Kräften übrig ließ;
Ergriff sein Schwerdt, und sprach: Verrähter stirb! und stieß,
Und Lucius sank hin!

Aurelia.

Ach, alles ist vollendet!
Des Schiksals träger Lauf hat endlich sich geendet.
Pauline, ja ich sterb,

(Hier hält Aurelia eine Weile als halb ohnmächtig ein).

Komm nur erwünschter Tod!
Vollzieh des Schiksals Schlüß; erfülle, was er droht.
Willkommen ewge Nacht, die meine Augen schliesset!
O Freundin, sey von mir zum leztenmal gegrüsset!
Und bald, ja bald erscheint mein lezter Augenblik,
Der Bogen ist gespannt = = Wer hält den Pfeil zurük?
Zu welchen Fällen war Aurelia gebohren?
Mein Piso ist nicht mehr! Mein Piso ist verlohren!
Wo bin ich? Aber ach, was frag ich, wo ich bin?
Das ganze Schattenreich schwebt mir vor meinem Sinn.
Sein Aug soll mich nicht mehr; sein feurigs Aug entzücken,
Gestalten seh ich dort = = O, könnt ich ihn erblicken!
Was hör ich? = = Piso, sprich, nur noch ein Wort, doch ach!
Doch, ach, du hörst mich nicht = = Umsonst wein ich dir nach!

(Hier hält sie wieder eine Weile stille, und fährt darauf fort).

Soll mit dem schönen Leib der schönre Geist vergehen?
Soll ich, o Piso! dich, ach niemals wieder sehen?
Ist die Unsterblichkeit, die deinem Mut gebührt,
Ein Nahme, der sich bald in Wachs gelöscht, verliert?
Ein Nahme, sterbend hier, dort wieder neu gebohren?
Der wie ein Pilgrim reist, und irrt von Ohr zu Ohren?
Du aber fühlest nichts : : O, ödes Todenreich!
O, lebte Piso nur noch einer Pflanze gleich!
So lebhaft als er war; ich seh ihn vor mir schweben;
In welches tieffe Nichts verlieret sich sein Leben!
So fliegt : : so trift der Pfeil : : so sinkt ein Löwe todt;
So sinkt mein Freund, und weiß, und kennt nicht meine Noth,
Nimmt nicht die Thränen auf, die Schmerz und Wut vergiessen,
Sieht ihrem Lauf nicht zu, und läßt umsonst sie fliessen;
Seufzt nicht, wann ich mich gräm : : O, Tod, so ganz dahin,
So weiß er nicht einmal, wie sehr ich traurig bin!
So weiß er nicht einmal, daß ich dem Himmel fluche,
Und Tag und Himmel feind, den tiefsten Abgrund suche?
O, noch einmal willkomm, erwünscht, erseufzte Nacht!
Die mir den Himmel raubt, den ich : : O, höchste Macht!
O, laß ihn untergehn! Laß seine Pfeiler sinken!
Die Sonn in ihrem Meer Tod und Verderben trinken,
Von Stern, und Sonn und Licht, indem sie untergehn,
Laß mich im Abgrund noch die Funken flattern sehn.
Du Urquell meines Seyns! Was bist du für ein Wesen?
Wie gütig und wie hold! : : Zur Qual bin ich erlesen.
Wer mich zur Qual bestimmt, soll nicht mein Schöpfer seyn.
Der Allmacht Stolz bleib ihm; des Selbstmords Ruhm sey mein!
Sein Zwek bleib unerreicht! : : wann seine Himmel wanken,
So lach ich : : sterb ich selbst, und sez ihm seine Schranken!
Und die Verzweiflung, die : : in seinem grossen Raht
Vielleicht : : vergessen war : : vollführet diese That.

P a u l i n e.

Ach, Freundin, welch ein Tag!

V. Auftritt.

Die vorigen. S e n e c a.

S e n e c a.

(Indem Seneca spricht, ist Aurelia in tiefen Gedanken).

Pauline, welch Geschicke,
Welch eine Traurigkeit seh ich in deinem Blicke?
Ist es des Piso Tod; der Tod des Lucius,
Um welchen ich dein Aug in Trauer sehen muß?
Die erste warest du, an die mein Herze dachte,
Als Cleonicus mir die grosse Nachricht brachte.
Wirst du auch standhaft seyn? Wie lang sah ichs vorher?
Noch eine kurze Zeit: so bin auch ich nicht mehr.

P a u l i n e.

Ach, fliehe, mein Gemahl, eh dich der Tod ereilet!
Sieh, wie mein Herze sich in aller Schmerzen theilet!
Hier seh ich deinen Tod, und dort Aurelia;
Hier den Tyrann, den ich nie ohn Entsetzen sah;
Dort jenen engen Raum, der meine Asche fassen,
Und sie bewahren soll, wann mich das Licht verlassen,
Das ich nur traurig seh.

A u r e l i a.

Ach, flieh, o Seneca!
Erwarte nicht so kühn das Schiksal, das so nah,
Und streng, wie Nero ist, und unerbittlich bleibet;
Ach, flieh, eh deinen Tod der Wütrich unterschreibet,

Mich tödt allein sein Grimm!

Pauline.

Nun ist es nicht mehr Zeit;
Ich rief dem lezten Tag, und dieser Tag kam heut.
Wie gern, o Seneca! wolt ich, dem Hof entrissen,
Mein Aug in deinem Arm in einer Hütte schliessen!
Es sey des Nero Macht den Blitzen selbst verwandt:
Der Hütte, die uns dekt, sey sie nur unbekannt!
O könnten wir noch heut Rom, Hof und Nero fliehen,
Mit dir wolt ich ins Land der wilden Geten ziehen,
Was nüzt uns nach dem Tod ein schwer erworbner Ruhm?
Was hilft uns Pracht und Gut, des Wütrichs Eigenthum?

Seneca.

Wenn ich dir auf der Welt auch jeden Winkel nennte;
Nennt ich doch keinen dir, der uns verbergen könnte.
Wer einen Thron besizt, auf Leichen aufgebaut,
Ist wachsam, weil er nie den schwachen Stützen traut.
Du kennst des Nero Herz, und seine schwarze Sorgen,
Und länger noch war mir sein Argwohn nicht verborgen.
Wie oft boht ich ihm nicht Palast und Güter an?
Warum nimmt er sie nicht, da er sie nehmen kan?
Ihr Götter wißt, daß ich nach keinen Schätzen strebte,
Und in dem Ueberfluß als wie der ärmste lebte.
Ihr aber gabt sie mir, um andern wohl zu thun.

Pauline.

Es lästre dich der Neid; nie kan ein Auge ruhn,
Das andrer Wohlseyn nie mit frohen Blicken siehet,
Und nie die Tugend ehrt, als wann das Glük sie fliehet.
Du, aber Tugend du, die der für Thorheit hält,
Der wütend uns regiert, ach fliehe Rom und Welt!

Flieh nach dem Himmel zu; flieh nach der Sterne Sitzen;
Thu, was Asträa that; hier kanst du uns nicht schützen.

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

HERR! Nero, welchen du noch heut erhalten hast,
Bereitet deinen Tod, umstellet den Palast,
In welchen traurig sich der Römer Rest begeben;
Ach, säume nicht, und flieh! ach, flüchte schnell dein Leben!

VII. Auftritt.

Die vorigen. Der Hauptmann von der Leibwache.

Pauline.

Wen seh ich?

Aurelia.

Welch ein Sturm reißt heut uns alle hin.
Ich, Unglükseelige! daß ich gebohren bin!

Der Hauptmann.

Ich komm, o Seneca, den Tod dir anzusagen,
Doch meinen Arm zugleich zum Schuz dir anzutragen,
Die Wachen sind mir treu; es winke Seneca,
So ist er auf dem Thron, und Nero nicht mehr da.
O! gönne mir den Ruhm, daß ich dein Retter werde;
Gebiete, so gehorcht dir Rom, ich und die Erde;

Entschliessest du dich nicht; so ist dein Tod gewiß;
Entschliessest du dich noch; so soll die Finsternis,
Die bald den Himmel dekt, mein Unternehmen schützen,
Und Stahl und Rache soll auf Nerons Scheitel blitzen.

(Zu Aurelia.)

Silvan war dir nicht treu; nach seiner falschen Art,
Hat er, Aurelia, dem Nero offenbart,
Was ihm dein Unbedacht, und Lucius entdecket.

Aurelia.

O Name, welcher mich entrüstet und erschrecket!

Seneca.

Ich ehre zwar, o Freund! in dir den alten Mut,
Der Rom verewiget, und Götterthaten thut:
Allein es ist zu spät; umsonst ist dein Bemühen;
Ich eile, Rom und dir, o Nero! zu entfliehen,
Doch sterbend; anders nicht.

Annäus.

Bewegt nichts deinen Sinn?

Pauline.

Nimm, Nero, nimm Tyrann, nimm dann mein Leben hin!

Aurelia.

Ja nimm mein Leben hin. Es ist um uns geschehen;
O Freundin! du hast mich zum leztenmahl gesehen.
Erwarte heute nur, o Rom, den lezten Stoß,
Und stürz auf den Tyrann, und bleib auch fallend groß.
Ich irre in der Nacht verzweiflender Gedanken;
Die Erde thut sich auf; die Himmel selber wanken.
Welch eine Finsternis! ihr Götter, wo bin ich?

Quält mich dein Schatten noch? O Burrhus! seh ich dich?
Wohin, und ach, wohin soll sich mein Kummer wenden?
Zu welchem Himmel soll ich meine Klagen senden?
Dem, der das Laster schüzt, und auf die Tugend blizt?
Dem, der das Laster straft, und dich, o Unschuld! schüzt?

Seneca.

(Wendet sich zu seinen Freunden).

Ja, ein freiwillger Tod ist eine wahre Ehre,
Die Weisheit gab sie mir, die göttlich ernste Lehre.
O Himmel! was dein Schluß, und was dein Wille sey,
Entdekte mir schon längst der Fälle lange Reih.

Pauline.

Ach, seh ich seinen Tod!

Annäus.

Ach, Freund, sieh meine Zähren!

Natalis.

O Seneca! mein Tod soll mir den Trost gewähren,
Den mir der Himmel nicht, den jezt mein Schmerz verklagt,
Das Schiksal nicht gewährt,

Seneca.

Mir ist er nicht versagt.
Mein Tod, ein Tod, den mir die Götter gütig geben,
Mein Tod ist nur ein Schritt in ein vollkommners Leben.
Was ist im grossen Rom? Was ist in dieser Welt,
Das eines Weisen Schluß zurük vom Sterben hält?
Der seines Bruders Mord vollbracht, und nicht bereuet;
Der frech das Heiligste gehönet und entweihet;

Der die, die ihn gebahr, unmenschlich hingericht,
Schont den, der ihn erzog, schont seinen Lehrer nicht.
Seyd standhaft! seyd getrost! ihr Freunde, seht mich sterben!
Ja, meine Wangen soll der Schrecken nicht entfärben!
Weit herrscht der Tod, und wen hat noch sein Grimm verschont?
Ihn bin ich längst, und so, wie den Tyrann gewohnt.

(Seneca wendet sich zu Paulinen).

Pauline!

Pauline.

Ach!

Seneca.

O sieh, wie sehr dein Schmerz mich rühret!
Mein Herz erstarrt, da es die nahe Trennung spühret.

Pauline.

Du stirbst = = o Himmel! = = du!

Seneca.

(Wendet sich weg an seine Freunde).

Was kostet mich der Schluß,
Daß ich vor ihrem Schmerz ein Aug verbergen muß,
Dem schnelle Thränen drohn?

Pauline.

Du stirbst = = o Gott der Götter!
Doch ach! hier ist kein Gott, kein Tröster, kein Erretter!
Wie kläglich blik ich dich, erzürnter Himmel, an,
Den ich, so sehr ich fleh, doch nicht bewegen kan.
Du raubest heute mir mein höchstes Gut auf Erden,
Es stirbt mein Seneca; was soll Pauline werden?
Sterb ich; ach, so vermehrt mein Tod des Wütrichs Lust;
Leb ich; so trag ich stets den Tod in meiner Brust.

So seh ich nichts um mich, als wütendes Verderben;
So muß ich jeden Tag, und jede Stunde sterben;
So schwebet, o Gemahl! dein Schatten stets vor mir;
So wünscht sich stets mein Geist, o Seneca! zu dir.
Ach! so wird jeder Traum mir deinen Tod erzählen;
So wird dein Tod mich mehr, als eine Hölle, quälen;
So leid ich, tugendhaft, und fromm und unschuldvoll,
Die Strafe, welche nur dein Mörder leiden soll;
So sieht mich der Barbar, verschmähet und alleine:
Freut sich, wann ich mich gräm, und lachet, wann ich weine.
Und ändert er den Sinn, und schont er endlich mich:
Könnt ich dann ruhig seyn? Ich, ruhig ohne dich?
Ein Trost nur bliebe mir: säh ich dein Blut noch fliessen,
Ach solt es meine Hand, o Nero! selbst vergiessen;
Doch leb und quäle dich mit einer ewgen Reu;
Es lehre dich mein Tod, daß ich die Götter scheu,
Doch Tod und Wütrich nicht.

Annäus.

(Bei Seite).

Dies ist der Helden Sprache.

Pauline.

Erzittre, du entgehst nicht deines Richters Rache,
Fürcht einst die Götter dort, die du hier nicht geglaubt,
Wann deine eigne Hand dir selbst das Leben raubt.
Ich sehe dich im Geist verzweiflend vor mir stehen,
Und deinen Schatten dort mit Plutons Schaaren gehen!
Du wünschst noch einen Tod: erschröckliches Gericht,
Ach, ewig wünschst du ihn, und findst ihn ewig nicht!
Erzittre, o Tyrann!

Aurelia.

Wer nennt jezt meine Schmerzen,
Wie grausam wüten sie im tief verwundten Herzen!

Seneca.

Ich sehe meinen Tod, und seh ihn lächelnd an:
Gleichgültig, wie die Nacht, seh ich mein Ende nahn.
Der fürchtet dich, o Tod! der vor der Zukunft bebet;
Allein der scheut dich nicht, der tugendhaft gelebet.
In jene Ewigkeit, wo ich bald Bürger bin,
Trägt mich mein Freund, der Tod, mit schnellen Flügeln hin.
Ein unvergänglichs Reich wird dort der Weise erben:
Wie ruhig würd ich seyn! frohlockend würd ich sterben!
Ach, unser Wissen ist hier nichts als Dunkelheit!
Durch Spalten sehn wir nur in jene Herrlichkeit.
Doch du vergällest mir, Pauline, meine Freude:
Ist sterbe nicht vergnügt, seh ich dich noch im Leide.
Was thu ich? Soll ich fliehn? Der Tod sey meine Flucht!
Die Krone hab ich nicht, und sie hat mich gesucht.
Um mich entstehe nicht ein neues Blutvergiessen!
Mein Fall, kein andrer Fall, soll diesen Tag beschliessen!
Du weists, wie zärtlich dich mein sterbend Herze liebt,
Und daß mich nicht mein Tod; Pauline nur betrübt!
Als eine Heldinn hemm den Lauf von deinen Klagen!
Laß dies die Nachwelt noch von deiner Großmut sagen:
Mein Tod sey nicht ein Tod, der auch dein Leben kürzt!
Ach, mäßige das Leid, in das mein Fall dich stürzt!
Wann einst der trübe Lauf der Thränen aufgehöret:
O, so sey deinem Aug kein froher Blik verwehret!
So fließ ein heitrer Tag sanft nach dem andern hin!
So lebe, wann ich längst ein Spiel der Lüfte bin!
So denk und glaub, mein Geist, im Schrecken öder Grüfte,
Im dunklen Schattenreich, im Schoose tiefster Klüfte,
Am traurigsten Gestad, von dem in dieses Licht
Kein Weg zurücke führt, mein Geist vergißt dich nicht!

Pauline.

In welchem Stand du seyst, werd ich dich ewig lieben,
Und einmal nur werd ich, nur einmal dich betrüben!
Wann jener Stahl, der mir die lezte Zuflucht ist,
Mit deinem Lauf zugleich Paulinens Lauf beschließt.
Den Frauen glich ich nie, die den Geliebten hassen,
Wann sie in ihm nicht mehr den Glüklichen umfassen.
Was stolze Schönen oft aus Unverstand verschmähn,
Hab ich in dir gewählt, auf dich hab ich gesehn,
Und nie bereu ich sie, die mir so schön verschwunden,
Der Liebe glüklichste, der Ehe holde Stunden.
Die Weisheit, Seneca! ist so unfreundlich nicht,
Und ihr gefällt ein Band, das selbst der Tod nicht bricht.
Ihr Götter, die ihr mich in allertiefster Trauer,
Von Noht und Angst umringt, von Schrecken und von Schauer
Kalt und erstarret schaut: o steht Paulinen bei!
O seyd gerecht und zeugt, daß sie beständig sey!
Wie könnt ich ohne dich vergnügte Tage schauen?
Ach so vermengst du mich mit den gemeinsten Frauen!
So zweiffelst du an mir? Hat dies mir noch gefehlt,
Daß mich nicht nur dein Tod; ach! auch dein Zweiffel quält?

Seneca.

Pauline, denke nicht so klein von meinem Schmerze!
Ich kenn und ich verehr dein großmutsvolles Herze!
Du siehst es, ich bin hin: um mich ist es geschehn!
Soll ich auch deinen Tod, ach, welchen Tod, noch sehn?
O wie gelassen hast du manchen Fall ertragen?
Woher kommt der Entschluß, der Weisheit abzusagen?
Von deiner Treue kenn ich die Beständigkeit,
Die kein verbotner Wunsch in deiner Brust entweiht.
Was würkt mein Tod in dir? Verzweiflung oder Liebe?
Tilgt er in deinem Herz des Lebens sanfte Triebe?

Nicht ganz verlierst du mich; mein Beispiel bleibet dir:
Im Mund der Redlichen bleibt noch ein Leben mir.
Soll deiner Jugend Glanz so früh schon untergehen?
Soll ich dich schon so bald in jenen Feldern sehen?
Von mir allein verlangt der Römer Glük und Wohl,
Daß ich noch heut für sie mein Blut vergiessen soll.

Pauline.

Nein, sterben sollst du nicht, und eh soll Rom verderben!
Doch sterbe nur, ja, stirb; nur laß zuerst mich sterben!
Schließ mir die Augen zu, und siehe, wie mein Geist,
Voll Sehnsucht noch nach dir, vom blutgen Leib sich reißt,
Und zu den Sternen schwingt, mit seeligem Verlangen
Dich, o mein Seneca, dort himmlisch zu umfangen!

Seneca.

O Liebe! o Tyrann! o Tod! mit welchen Bildern
Soll ich, Pauline! dir mein blutend Herze schildern?
O komm, ach, komme nur, mein lezter Wunsch, o Tod!
Mein lezter Unfall, den mir das Verhängnis droht!
Du wilst, weil du mich liebst, selbst deinen Tod nicht hassen,
Ich soll dich sterben sehn; vor mir wilst du erblassen?
Wohlan! ich gönne dir den Nachruhm jener Welt,
Die dich bewundern wird, wann mit dem lezten Held
Der Römer lezter Mut ins Reich der Schatten fähret:
Wann man von Rom nichts mehr, als noch den Namen ehret.
Einst bleibet nur der Fluch der wilden Tyrannei;
Dein Beispiel aber bleibt der ehelichen Treu!
Ja, sterbend will ich dich mir noch zum Vorbild wählen,
Und keuschen Schatten will ich deinen Tod erzählen.
An jenem Ufer wird, betrüget mich kein Schein,
Bald die Zusammenkunft von unsren Seelen seyn!

Aurelia.

Wie zärtlich und wie sanft ist reiner Liebe Sprache?
Wie rauh, wie hart, und wild der Ton verbotner Rache?

Natalis.

O Rom, wo find ich dich?

Der Hauptmann.

Ach, nimm den Scepter an!
Ein Wink von dir; so ists um den Tyrann gethan!

Seneca.

Es ist umsonst: ich will nicht mit den Göttern streiten.

Annäus.

In welcher Welt sind wir? O Freund! in welchen Zeiten?
Was sah und hört ich heut? Ists würklich? Ists ein Traum?
Ich hör und seh es noch, und dennoch glaub ichs kaum.
Wie schnell sind Lucius und Piso mir verschwunden?
Ein Wirbel schlung sie ein: ein Lauf von wenig Stunden.

Seneca.

Ein andrer Tag, o Freund! der von dem Himmel fließt,
Erkläret dir vielleicht, was heut ein Nähtsel ist.

Pauline.

Mir löst der Tod es auf: die Wolken des Geschickes
Zertheilt der schnelle Pfeil des lezten Augenblickes.

Aurelia.

(Fällt vor dem Seneca nieder, welcher sie aber wieder aufhebt).

Vor einem Augenblik, da die Verzweiffelung,
Da Rach und Liebe noch in meinem Herzen rung,

War ich zum Tod bereit, und suchte mein Verderben:
Jezt zittre ich vor ihm, und kan nicht eher sterben,
Bis daß dein grosses Herz mir meine Schuld vergiebt;
Bis Seneca verspricht, daß er auch die noch liebt,
Die jezt in Schaam und Reu versunken und verlohren,
Den Augenblik verwünscht, in welchem sie gebohren,
Wo sie, ihr Götter, ach! entschuldigt dies die That?
Unwissend wider dich den Dolch geschliffen hat,
Der dich entseelt, und Rom in Tod und Fesseln stürzet:
Dein theures Leben hat Aurelia verkürzet;
Ach Seneca!

Seneca.

Ein Schluß, den niemand ändern kan,
Der von dem Himmel kommt, sagt meinen Tod mir an.
Getrost, Aurelia, längst sah ich dieses Wetter,
Das dich erstaunen macht! Versöhne nur die Götter!
Ich fodre nichts von dir.

Aurelia.

Welch eine Großmut, ach!
Nun ist der schnellste Tod mein kleinstes Ungemach!

Seneca.

Ihr Freunde! welchen ich mein Herz auf ewig schenke,
Und du, erlaube mir, daß ich jezt einsam denke,
Pauline, gönne mir, im traurigsten Geschik,
Von der mir fliehnden Ruh den lezten Augenblik!

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

I. Auftritt.

Seneca allein.

Wo bin ich? Wo ist Rom? Wo Nero? Wo die Welt?
Vom Himmel kommt das Licht, das meinen Geist erhellt,
Und alles heiter macht, was mir von Nacht und Schatten
Die fliehnden Wünsche noch zurük gelassen hatten.
So vieler Jahre Müh, Lust, Unruh, Unfall, Glük,
Wo sind sie? Ach, ein Traum von einem Augenblik
Erzählt sie, und verschwindt! Ich steh am Rand des Lebens,
Welch eine Kluft vor mir! ach, hoff ich auch vergebens?
Ist, oder ist kein GOtt? Ist er? vergeh ich? Nein!
Er ist, und weil er ist, muß ich auch ewig seyn!
Ich leb in einer Welt, wo Weise unter Thoren,
Wie Perlen in dem Schlamm, wie Gold im Sand verlohren!
Ich geh aus dieser Welt in eine andre hin,
Wo ich vielleicht ein Thor bei andern Weisen bin.
O Zukunft! Welche Nacht! Welch Tropfen ist mein Wissen?
Und ach! in welches Meer wird dieser Tropfen fliessen?

Was wird mein Denken seyn, in der Allwissenheit
Verlohren, und vermischt im Meer der Ewigkeit?
Die Wolke flieht, und schnell verlieren meine Blicke
Sich in dem künftigen, und kommen nicht zurücke!
Nach einem neuen Ziel, in einem neuen Lauf,
Verlieret sich mein Geist; eilt fort, und hört nicht auf!
Unendlich geht er fort! = = bald werd ich es ergründen,
Und, wo kein Nebel ist, der Wahrheit Sonne finden.
Ich sterbe! = = aber ist mein Sterben dein Gebot?
Erzog ich, Nero, dich, und mir in dir den Tod?
Wie spielt das Glücke nicht mit Fesseln und mit Kronen!
O trauriges Geschik der ruhnden Legionen
Im Feld Emathiens!
So floß Pompejens Blut? so muste Cäsar siegen?
So musten Cassius, und Brutus unterliegen?
Selbst Cato vom Geschik sich überwunden sehn?
So manches Reich in Blut und Flammen untergehn?
So manches grosse Haus erlöschen und verderben?
So manch berühmter Nam mit edlen Römern sterben?
Eh Agrippinens List die Frevelthat gelung,
Und frech sich auf den Thron ihr Sohn und Mörder schwung.
Seit dem, als ich gelebt, was hab ich nicht erfahren?
O Rom, was bist du heut? und was nach tausend Jahren?
Ich seh ein wildes Volk; im Geist seh ich es schon:
Die Barbarn höhnst du jezt, und einst wirst du ihr Hohn!
Wie manche Dunkelheit wird einst ein Tag erheitern,
Der fremden Völkern scheint? Die Welt wird sich erweitern.
Ein unbekanntes Volk, das fremde Götter ehrt,
Wird einst aufs grausamste verfolget und zerstöhrt!
Wie unbegreiflich sind die Wege des Geschickes!
Der größte Fall ist oft nur eines Augenblickes

Vergängliches Geschäft! Es ist ein Gott der Welt;
Ein Wesen, welches selbst den Himmeln Ziele stellt;
Ein ewigs Wesen, das vor unsrem Aug verborgen,
Der Weisen stillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe sieht, und jeder Frevelthat,
Noch eh ihr Tag erschien, den Lohn bestimmet hat:
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entstunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Lastern funde,
Das, was gewesen ist, und seyn wird, und geschieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke sieht;
Und aller Dinge Ziel, und aller Welten Schranken,
Sind nur der kleinste Theil allwissender Gedanken.
Was werd ich seyn? = = getrost! = = = wer Weisen gleich gelebt,
Gleicht Himmeln, die kein Sturm aus ihren Angeln hebt!
Ich sehe, wie sich Rom und Pracht und Welt verlieren!
Wie alle Reitze fliehn, die unsre Sinnen rühren!
Welch ewig langer Raum von mehr als einer Welt!
Welch ein unendliches; welch grenzenloses Feld!
Was bin ich? Ach ein Staub; ein Spiel der Wirbelwinde!
Doch dort seh ich den Ort, wo ich mich wieder finde!
Als Trümmern eines Schiffs, von Sturm und Meer zerstreut,
Seh ich die Stunden an, die lezten meiner Zeit. .
Wer von dem Raub der Zeit allein noch übrig bliebe,
Der komm und höhne mich!
Ach, warum sterb ich nicht? Was säumt mein ewger Geist,
Der dann erst glüklich ist, wann er vom Leib sich reißt?
Mein Blut, ein reines Blut, von keinen Lastern trübe,
Spritz ich dem Himmel zu, und hoff auf seine Liebe!
Soll alles untergehn; so bin ich auch bereit.
Getrost, es ist mein Geist, ein Theil der Ewigkeit!

* * * *
* *

II. Auftritt.

Seneca. Annäus.

Annäus.

Verzeihe, stöhr ich dich in himmlischen Gedanken!
Mein Mut, o Seneca, fängt plözlich an zu wanken!
Dein Tod, o Freund! ist mir der unerträglichste,
Da ich mit dir zugleich Rom untergehen seh!
Ach, laß dich noch einmal des Volkes Jammer rühren!
Soll es den lezten Trost durch deinen Tod verlieren?
Und schlägst du Kronen aus, daß Nero, Rom und Welt
Noch sichrer, als zuvor, in Furcht und Fesseln hält?
Es ist dem Lucius und Piso zwar mißlungen:
Doch ihren Heldenarm hat nur Verraht bezwungen.
An Mut und Waffen fehlts dem Rest der Römer nicht:
Der Sieg ist schon gewiß, wann Seneca nur spricht!

Seneca.

Freund! gönne mir, daß ich im lezten Augenblicke,
Mich noch in dem Gespräch mit meinem Geist erquicke!
Im einsamen Gespräch! Sagt mir der Götter Mund
Noch einen Raht für Rom; so mach ich dir ihn kund.
Indessen lebe wohl!

Annäus.

Ach, Freund! so soll ich gehen?

Seneca.

Ja geh, in jener Welt wirst du mich ewig sehen!

Die Augenblicke fliehn! Wie kurz ist hier die Zeit!
Wie wichtig mein Geschäft! Wie lang die Ewigkeit!

(Annäus geht ab, und der innre Vorhang fällt zu, indem Seneca seinen Tod bereitet, und Cleonicus ihn erblassen sieht.

III. Auftritt.

Annäus. Natalis.

Natalis.

Pauline stirbt! ich sah, wie ihre Adern sprungen!
Wie aus der reinen Brust die lezten Seufzer drungen!
Es ist umsonst, daß ihr der Sclaven treue Hand
Die Wunde, die sie schlug, verstopfte und verband.
Ich sahe, wie ihr Aug die lezten Blicke sandte!
Kaum, daß sie mich annoch erblikte und erkannte!
Die Ohnmacht stunde ihr im größten Schmerzen bei!
Ich fühlte mehr, als sie, des Nero Tyrannei!
Ach, wären Götter noch; hätt uns ein Gott gehöret!
Er hätte den Tyrann in seiner Wut gestöhret!
Pauline stürbe nicht; es lebte Seneca,
In dessen Aug ich heut Roms traurigs Schiksal sah!
Ja, wider Nero stritt ein Heer erzürnter Flammen,
Die Wetter saußten schon, und zögen sich zusammen.

Annäus.

Vielleicht fühlt der Tyrann noch heut der Götter Macht;
Die Rache hegt vielleicht der Schoos der Mitternacht!
In Rom ist alles noch voll Unruh, voller Sorgen:
Ein neuer Aufruhr liegt in mancher Brust verborgen,

Wo noch ein römisch Herz, vom Vaterland bewegt,
Zu rächen stets bereit, zum Tod entschlossen, schlägt.
Nicht alle Römer sind des Jochs so sehr gewöhnet;
Gelinget nur ein Wunsch, der sich nach Freiheit sehnet,
Ein Wunsch von tausenden, die nach dem Himmel fliehn;
Gelinget nur ein Wunsch: so ist der Wütrich hin.
Ach, aber solte schon dein Blut, Pauline, fliessen:
O Heldinn, wagtest du, es selber zu vergiessen!
Ach, dieses macht, daß mich mein lezter Mut verläßt:
Mit deinem Blut flieht auch der Hofnung lezter Rest.

Natalis.

Vielleicht erholt sie sich, und faßt die Kräfte wieder,
Die sie nicht ganz verlohr: es sunk ihr Haupt zwar nieder,
Auf ihren Wangen saß der Tod mit seinem Graus!
In ihren Augen gieng das Licht des Lebens aus,
Und ihrer Schönheit Glanz, den wir bewundert hatten,
Verbarg sich in der Nacht der kalten Todesschatten:
Ihr lezter Schmerz hat sich noch durch ein Ach! erklärt:
Gleich einem Laut, den man aus tieffen Gräbern hört.

Annäus.

Ihr Götter, seyd bei ihr, und schüzt ihr schönes Leben!
Von eurer Wache sey auch Seneca umgeben!
Ach, flößt dem Weisen noch den Wunsch zu leben ein!
Zieht seinen Arm zurük, und laßt ihn nicht allein!
Versprecht ihm euren Schuz; so wird er sich entschliessen;
So winkt er, und wir sehn das Blut des Nero fliessen!
So mancher Sterbender, wie manchen sah ich heut!
Beweget er euch nicht, wenn er um Rache schreyt?
Wie frech fragt der Tyrann, in dem Besiz der Erden,
Nach euch und Himmel nichts! Soll er noch frecher werden?

Wie schwer begreif ich es, umsonst denk ich oft nach,
Der Laster trotzigs Glük, der Tugend Ungemach!
Der Unschuld Schild kan uns vor Stürme nicht bewahren:
Dies hat Pauline heut, und wir mit ihr erfahren.
Durch den unseelgen Bund, den mit Aurelia
Ihr Herz voll Ahnung schloß, verliert sie Seneca.
Wo aber ist sie jezt, und was ist ihre Sprache?
Was denkt Aurelia?

Natalis.

An Piso, Tod und Rache!
Wie unaussprechlich ist die Noht, in der sie schwebt?
Ich fürchte, daß sie nicht Paulinen überlebt.

Annäus.

In welchen Abgrund kan der Rache Irrlicht führen?
Zween Freunde soll ich heut, Aurelia! verlieren?
Doch tadle ich dich nicht, und muß es selbst gestehn:
Des Bruders Tod könnt ich nicht ungerochen sehn.
Allein zu weit folgst du des Herzens wilden Trieben:
Der Pflichten Grenzen sind uns nicht ins Blut geschrieben;
Vernunft bestimmet sie.

Natalis.

Ach hat nicht der Tyrann,
Ein jedes Herz empört? Sieh alle Römer an!
Nennt ihn nicht jeder Mund ein höllisch Ungeheuer?
Brennt nicht in aller Blut der Rache dunkles Feuer?
Das Herz Aureliens war sonst so sanft und still!
Allein was wird ein Herz, wann es sich rächen will!

Annäus.

Die Leidenschaft, die oft in uns verborgen schlieffe,
Erwekt ein grosser Fall, wie aus des Meeres Tieffe,

Wann sie ein Sturm erregt, manch Ungeheuer steigt,
Das noch kein Auge sah, und sich dem Himmel zeigt!
Wenn, wie der Weise sagt, die Seelen ewig währen:
Was werden wir dort sehn? Was werden wir dort hören?

Natalis.

Ach, wenn sich Seneca zu leben noch entschließt:
Dann glaub ich, daß der Schluß der Götter heilig ist,
Und dann ehr ich in ihm die heilgen Dunkelheiten,
Die ihn, wie ein Gewölk die Morgensonn, umbreiten!
Dann hat auch Nero nicht von ungefehr gefehlt,
Wann er zum Mordgeschäft selbst unsren Freund gewählt.
Ich seh ihn schon; er scheint was wichtiges zu bringen:
O Himmel, laß noch heut der Erde Wunsch gelingen!

IV. Auftritt.

Die vorigen. Der Hauptmann von des Nero Leibwache.

Der Hauptmann.

Ihr Freunde, hoft ihr noch? Entschließt sich Seneca?
Zu unsrer Rettung ist ein neuer Aufruhr nah.
Man spricht in Rom von nichts, als Rache und Verderben.

Natalis.

Pauline neiget schon ihr schönes Haupt zu sterben;

Annäus.

Doch Seneca sprach mir nicht alle Hofnung ab.

Der Hauptmann.

Und welcher Trost war es, den dir der Weise gab?

Annäus.

Er hoft vom Himmel selbst, den er auch sterbend ehret,
Noch einen Trost für Rom.

Natalis.

Es wird ein Lärm gehöret!

Annäus.

Wen seh ich?

V. Auftritt.

Die vorigen. Pauline. Aurelia.

(Pauline wird von Sclavinnen geführet, und auf einen Sessel niedergesezt. Aurelia nimt neben ihr Platz, einen Dolch in der Hand).

Pauline.

Seneca! ach, soll ich dich nicht sehen!
Mit dir will ich zugleich ins Reich der Götter gehen.

Aurelia.

O welch ein Tag! o Nacht! o Himmel! wo bin ich?
Ich Unglükseelige! o Freundin! siehst du mich
Auch noch mitleidig an? Du schweigst? Was soll ich hoffen?
O Burrhus! ja, mein Traum ist traurig eingetroffen!
Den Tod des Seneca, den Rom und Welt beklagt,
Den Tod, den grossen Tod, hat er vorher gesagt.
Die ihr vom stolzen Rom die prächtgen Lasten traget,
Ihr Hügel, weint mit mir! seyd traurig! seufzt und klaget!
Fallt über mich, und dekt der Seele innern Graus!
Lösch, lezter Tag der Welt, der Sterne Schimmer aus!
Komm, Tod, und eile dich, mein brausend Herz zu brechen!
Des Bruders Tod soll ich allein mit Thränen rächen?
Und Rom und Seneca, soll ich heut untergehn,
Pauline! deinen Tod soll ich verzweiflend sehn?

Pauline.

Ach Freundin!

VI. Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

(Seneca wird ganz langsam auf einem Sessel hergetragen).

Cleonicus.

Welch ein Tod! in welchen schwarzen Stunden
Beschloß ihn das Geschik!

Annäus.

(Zu dem Hauptmann.)

Nun ist mein Trost verschwunden!

Natalis.

Ich sehe Seneca! Nun ists um Rom geschehn!

Annäus.

Kommt, Götter, hier könnt ihr den Weisen sterben sehn!

Pauline.

Ach, Seneca!

Aurelia.

Im Blut? mit sterbenden Gebehrden!

Annäus.

Roms Schuzgott ist nicht mehr! der Weiseste der Erden!
Mein Freund!

Cleonicus.

Mein Herr erblaßt!

Der Hauptmann.

Läßt dies der Himmel zu?

VII. und lezter Auftritt.

Die vorigen. Seneca.

Seneca.

(Wird von den Sclaven sanft niedergesezt, und Cleoricus stellt sich an seine Seite; Seneca spricht mit einer schwachen Stimme).

Schon seh ich sie im Geist, die Wohnung ewger Ruh!
Pauline traure nicht! Wir sind nunmehr befreiet!
Hat ein Unsterblicher ein Leben noch bereuet,
Das mehr ein fliehnder Traum, als wie ein Leben, war?
Nun Nero trotzen wir Tyrannen und Gefahr.

Pauline.

Ihr Götter! welchen ich so manchen Weihrauch streute,
Habt ihr an mich gedacht? Vergeßt ihr mich nur heute?
Ich scheue nicht den Stoß, der mir mein Herze bricht:
Was Seneca nicht scheut, scheut auch Pauline nicht.
Welch eine kleine Qual, den kurzen Tod zu leiden!
Ach, aber, welche Pein, von einem Freund zu scheiden,
Für den mein Herze schlug, für den mein Blut gewallt,
Da es noch fliessen konnt = = da noch sein Aufenthalt
In meinen Armen war = = da ihn mein Aug ergezte,
Da er mein Herze mehr als blutge Kronen schäzte!
Ihr Götter, ach, gönnt mir im Sturm der Leidenschaft,
Daß ich ihn noch umarm = = des Lebens lezte Kraft!

(Pauline will aufstehen, sinkt aber ohnmächtig nieder).

Seneca.

Pauline, ja es ist um deinen Freund geschehen!
Wir haben uns zulezt in dieser Welt gesehen!

Wie ist dir? Stirbst du schon?

(Zu den Umstehenden).

Gönnt mir die lezte Ruh!

Sie seh nicht meinem Tod! Ich ihrem Tod nicht zu!

(Seneca läßt sein Haupt halb ohnmächtig sinken, und die Umstehenden tretten näher herzu).

Aurelia.

Ihr Schrecken meines Tods! Von eurer Nacht umgeben,
Stürz ich mich in das Thal, wo die Erblaßten schweben,
Und sterb, und sterbe gern, da mich in steter Flucht
Ein jeder Fall verfolgt, und jedes Unglük sucht!
Mein Bild, in welchem sich so Rach als Tod vereinen,
Soll, Nero, dir im Traum, und quälend dir erscheinen!
Aus meiner Asche soll ein Rächer auferstehn!
Und Schwerdt und Flamme soll zu seiner Seite gehn!
Mein Dolch soll mich = = =

(Fällt in Ohnmacht, und die Sclavinnen treten herzu).

Annäus.

O wie entsezlich ist die Sprache
Am End verzweiflender, im Anfang kühner Rache!
Ach, Freund, ach Seneca! bist du dir noch bewußt?

Natalis.

Sein lezter Seufzer drängt sich noch durch Tod und Brust.

Seneca.

(Ermuntert sich auf einmal, und sagt mit sterbender Stimme).

O Wesen! welches wir bewundern, und nicht kennen,
Und bald im Jupiter mit allen Göttern nennen:
Bald die Natur, und bald den allerreinsten Geist!
Dich bät ich sterbend an! Du seyst auch, was du seyst!

Der Thor begreift dich nicht; der Weise wacht vergebens,
Um den Begriff von dir, die Nächte seines Lebens.
Du braussest in dem Meer, und leuchtest in dem Bliz,
Dort ist ein Stern dein Thron, und hier ein Staub dein Siz.
Die Schöpfung opfert dir auf ewigen Altären;
Gleich ewig, wie dein Lob, soll meine Seele währen!
Schweigt, Zweiffel, schweigt, dort läßt die Ewigkeit sich sehn!
Ihr Wirbel schlingt mich ein; mit ihm soll ich mich drehn!
Auf der Unsterblichkeit unsichtbarn hohen Schwingen
Will ich ihr meinen Geist, ein ewigs Opfer, bringen!
Ich sterb, und gönne gern, voll Hofnung und voll Mut,
Der Erde meinen Staub, und dem Tyrann mein Blut!
Gönnt nur, o höchster GOtt, dein heiliges Erbarmen,
Mir meinen lezten Wunsch, die Ruh in deinen Armen!
Dir sterb ich, und dir fließt von meinem lezten Blut
Der = = kalte = = Tropfen = = zu = =

Natalis.

Er stirbt! = = o welch ein Mut!
Welch ein gelaßner Blik! könnt ich mit ihm erbleichen!

Der Hauptmann.

O könnt ich Seneca noch heut im Sterben gleichen!

Annäus.

Das sind die Götter nicht, die uns der Priester nennt!
Es muß ein Wesen seyn, das Seneca nur kennt;
Ein Wesen, welches sich dem Weisen nur entdecket:
Der Scepter hätt ihn sonst gerührt; der Tod erschrecket!

Ende des Trauerspiels.

Denenjenigen zugefallen, welche nicht gerne jemanden auf der Schaubühne sterben sehen, hat man folgende Veränderung gemacht, und an statt des vorhergehenden sechsten und siebenden Auftritts diesen sechsten zu dem lezten Auftritt gemacht.

VI. und lezter Auftritt.

Die vorigen. Cleonicus.

Cleonicus.

Er ist erblaßt, und hat dem Nero selbst verziehen!

Annäus.

(zu dem Hauptmann)

Nun seh ich meinen Trost mit seiner Seele fliehen!

Natalis.

Ach, Seneca, nicht mehr! Nun ists um Rom geschehn!

Der Hauptmann.

Hier, Götter, konntet ihr den Weisen sterben sehn!

Pauline.

Ach, Seneca!

Aurelia.

Könnt ich zu einem Felsen werden!

Natalis.

Roms Schuzgott ist nicht mehr! Der Weiseste der Erden!

Annäus.

Das sind die Götter nicht, die uns der Priester nennt!
Es muß ein Wesen seyn, das Seneca nur kennt;
Ein Wesen, welches sich dem Weisen nur entdecket,
Der Scepter hätt ihn sonst gerührt. Der Tod erschrecket.

Die Gräber,

ein

Philosophisches Gedicht,

in

sechs Gesängen.

Die Gräber.

In dem Heumonat 1752.

SENECA.

Hic nulla pars immunis exitio vacat:
Sed omnis aetas pariter & sexus ruit,
Iuuenesque senibus iungit, & gnatis patres,
Funestus *locus*.

Erster Gesang.

Hier ist der Ort, wo einst der Leidenschaften Wut
Besänftigt in dem Arm verlaßner Stille ruht;
Wo Sclaven, gleich den Helden, trotzig thun
Und auf der Ketten Last sanft, wie auf Siegen, ruhn.
Versöhnet schlummern hier, zu gleichem Tod gebohren,
Die ernsten Weisen bei den lächerlichen Thoren;
Und in ein gleiches Meer fällt schweigend hier ein Bach;
Stürzt dort ein lauter Strom. Und Glük und Ungemach
Ruhn hier in einem Schoos beisammen:
Wie Schwestern, die von einer Mutter stammen,

Und Kinder der geheimen Vorsicht sind.
Hier läßt das unpartheyische Verderben
Den, dessen Grausamkeit und Neugier Rom verbrannt,
Wie jenen, welchen Rom der Menschen Lust genannt,
Als, ihm gleich angenehme Opfer, sterben.

O, Meer der Sterblichkeit! wer hat dich noch ergründt?
Wie, wann ein gräßlichs Erderschüttern
Von dem erschroknen Land die neuen Inseln reißt:
So sehn wir, wie der Tod, vor dem auch Himmel zittern,
Der Gottheit Hauch, den ewgen Geist,
Vom widerstehnden Körper reißt.

Hier, wo die Wollust sich im vollen Lauf verweilet,
Und traurig vor den Gräbern steht;
Wo sie einst wie ein Wunsch vergeht,
Der ewig unerreichet,
Dem Schwarm von hundert neuen weichet:
Hier liegen in der ruhnden Mitternacht
Gedanken, die nur halbgedacht,
Der Tod urplözlich übereilet.

An diesem schaudervollen Orte
Sind Tugenden nicht von der Laster Schiksal frei;
Und ungerührt hörst Du des Brutus lezte Worte,
O harter Tod! und nichts schont Deine Tyrannei,
Und die Verwesung, deines Zornes Kind:
So, wie dem losgelaßnen Blitze
Die Hürden und die Königssitze,
In seiner Wut gleichgültig sind.

Hier gehet einsam, ungesucht, verlassen,
Der stolze Ruhm, um den wir oft ein Leben hassen,

Nach dem er uns unbrauchbar ist:
Mit gleichem Rang geht die Verachtung ihm zur Seiten;
Ihm folgt im Wittwenflohr der Rest der Eitelkeiten;
Und hier entscheidt der Tod der Wünsche bangen Zwist.

O, welche tieffe Stille
Gebietet hier des Todes strenger Wille!
O heilge Stille, die durch fromme Gräber geht,
Sanft, wie ein Morgenwind in keuschen Rosen weht!
Nichts stöhrt, nichts hält dich in dem unsichtbaren Lauf,
Als selten nur ein dunkles Murmeln auf:
Wann Worte, die im Mund der ruhig Sterbenden
Aus Neid, der Tod erstikt, noch aus den Gräbern gehn.
So hörte dort Petrarch, tief in die Nacht verlohren,
Der Lauren sanften Ton, in einer Gruft gebohren,
In welche ruhend sich sein Kummer niederließ;
Was andrer Abscheu ist, war Ihm ein Paradies.
So hörte Caniz dort, voll Leids um seine Schöne,
Aus seiner Doris Gruft des Trostes starke Töne;
So hörte Haller einst, in seinem ernsten Gram
Den Ton, mit dem ein Trost von Marianen kam.

Wirst Du von dem Gemahl auch noch ein Trost-
wort hören?
Ulrike! wirst Du Ihn im höhern Denken stöhren?
Hier, wo ich ausser mir und unter Gräbern bin,
Sieht Ihn die Phantasie noch einmal von uns fliehn.
So wie die untergehnde Sonne
Noch einen Theil von ihrer Wonne,
Dem Abend traurig überläßt:
So floh Er! Dein untadelhaftes Glücke
Mit Ihm! Ein Lebewohl! blieb traurig Dir zurücke,
Und hänget noch an Deinem Herzen fest.

Wie öd und unfruchtbar, o Tod! sind deine Fluren?
Die Vorsicht deiner Grausamkeit
Vertilgt so gar von der Vergangenheit
Die dem Zukünftigen mißgönnte Spuren;
Hier wirbst du unsre Sünden an,
Die, wie die Stürme aus dem Meere,
Aus unsren Herzen gehn: aus ihnen machst du Heere;
Und sammlest eine Macht, die alles zwingen kan.
Kein kühler Anhauch von gelinden Lüften
Beseeligt hier die umgestürzten Triften,
Wo keine Schäferflöte schallt;
Einsamer Schrecken Aufenthalt!
Und hier, ach! hier erfrischt kein Kuß holdseelger Weste
Die ausgesogenen, die hingestorbnen Aeste;
Ein schwerer schwarzer Dampf vermehrt den öden Graus.
Und ist der Gegend Last und brütet Seuchen aus.

Hier seh ich sie, die stille Traurigkeit!
Wie sanft schlägt sie die tieffen Blicke nieder?
Die Schwermut, welche ihr die starren Hände beut,
Kömmt aus der Gruft, wohin sie einst geflohen, wieder.
Hier hoft auf die Erweckung jeder Schlummer,
Und seinen Trost erwartet jeder Kummer,
Der ihn, wo er untröstbar ist,
Geduldig in der Welt der Lebenden vermißt.

Hier seufzt die Nacht, und auf des Ostwinds kühnen Wegen
Sieht sie dem grossen Tag, der sie erlöst, entgegen:
Wie eine Braut von fern den Bräutigam erblikt,
Und die Umarmung ihm im Wunsch entgegen schikt.

Der zweiffelhafte Tag, wann wird er aufwärts steigen,
Und welche Niederlag wird er den Himmeln zeigen?
Wie sich ein dunkler Rauch schwer in die Lüfte hebt,
Und eine Flamme dekt, die mitten in ihm schwebt:
So stellt sich noch ein Heer von heilgen Dunkelheiten
Um jenen Tag herum, mit dem der Tod der Zeiten
Der jezt noch am Gestad der Zukunft drohend irrt,
Gleich einem Strome kommen wird,
Der uns verborgen zwischen Felsen fliesset,
Und ohne Mitleid sich durch fliehnde Thäler giesset.
Wo das unschuldge Lamm in zarter Ruh geweidet,
Und die verliebte Schäferin
Ihm seufzend oft sein stilles Glük beneidet,
Wirft nun der Fischer Netze hin.

O! welche Sterblichen noch ungewohnte Schrecken,
O! welche Noht wird dieser Tag entdecken?
Die hier dem scharfen Aug des Weisen noch entflieht:
Wie dem, der nach dem künftgen Wetter sieht,
Oft ein Gewölk entgeht, aus dem in sichrer Nacht
Die Ueberschwemmung stürzt, und Wüsteneien macht.

Er kömmt, der ernste Tag! ihm weicht die lange Nacht:
So wich das erste Nichts der ersten Welten Pracht!
Was säumt der Tod? Er scheint noch Millionen Schaaren
Auf einen Augenblik, auf einen Hieb zu sparen:
Schon seh ich ihn, wie er den mütterlichen Armen
Die Kinder in dem Jezt, das sie zur Welt gebracht,
Mit Ungestümm entreißt und ohn Erbarmen
Sie in dem Angesicht der Unschuld niedermacht.

Von manchem ausgestorbnen Reiche
Seh ich im königlichen Tod,
Das Siegsgepräng der unbesiegten Noht,
Und ganzer Völker lezte Leiche.
Der Tod erzittert selbst vor seinem Tod,
Den seine eigne Wut ihm droht,
Und mit der Sterblichkeit nimmt er zugleich ein Ende;
Sein eigner Schauer würkt in ihn, und seine Hände
Erstarren schon, des ewgen Würgens müd;
Den Abgrund füllen Berge tieffer Leichen;
Verzweifleud stürzen sich in ihn die matten Seuchen:
Ein allgemeines Trauerlied
Ertönt durch die Natur: wie, wann der prächtge Schwan
Im gleichen Augenblik sanft mit dem Tode ringet,
Und ein beweglichs Lied Mäanders Ufern singet. *

So, wie bei hagelreichen Stürmen,
Wann Dächer von Metall Tyrannen stolz beschirmen;
Der Landmann, den des Himmels Zorn erschrekt,
Die Hütte, deren Moos indessen ihn bedekt,
Mit bangem Schritt verläßt, und in der Luft den Frieden
Im Feld sein Gut erblikt, sein All, das ihm beschieden;
Und dann sein dürftigs Korn, nach dem sein Hunger schaut,
Noch unverletzet sieht, und doch dem Aug nicht traut:

So werden Geister, wann der Tag erschienen ist;
Der ewge Tag, indem sie auferstehen,
Nicht ohne Sorg und Furcht noch nach sich selber sehen,
Ob auch ihr Wesen nichts vermißt?
Ob nichts von ihrem Seyn so mancher Fall verkürzt,
Nachdem auf sie so manche Welt gestürzt,

* Ad vada Mæandri concinit albus olor. OVIDIUS.

Und sie noch schwer der Himmel Trümmern drücken?
Wie werden sie mit göttlichem Entzücken,
Voll heiliger Verwunderung,
Nach der entsezlichen Erschütterung,
Sich unverlezt und als Unsterbliche erblicken!

Dann wird ihr prächtger Flug nach unsichtbaren Höhen,
In einem Stolz, der nur Unsterblichen gebührt,
Von dir, o Ewigkeit! allein gerührt,
Jenseits der Welten Schutt durch Deine Reiche gehen.
Je mehr sie sich der Gottheit nahn:
Je göttlicher wird ihr Entzücken;
Mit immer höheren, mit immer fernern Blicken,
Sehn sie die Eitelkeit, die sie verlassen, an;
Und Höhen immer andern Höhen weichen;
Und nähern sich durch die Unendlichkeit,
Dem Meer der göttlichen Allwissenheit;
Doch ohne Dich, o Gottheit! zu erreichen.

So breitet stolz die königlichen Flügel
Der Adler im Entschluß, der ihn zur Sonne führt,
Gleich kühnen Segeln aus; von ihr allein gerührt,
Sieht er, je mehr er steigt, die immer tieffern Hügel;
Ein immer tiefres Thal; ein immer tiefres Meer;
Ein immer höhres Sonnenheer.

Zweiter Gesang.

Hier, wo ich mich noch oft tief in die Zukunft wage,
Die meine Hofnung traurig durchgedacht,
Schallt mein verlaßnes Lied, und ungehörte
Klage
Durch die von mir bewohnte Nacht.
Noch fliesset durch die schlummerlosen Glieder
Des muntern Tags geschäftiges Gefühl;
Der Schuzgeist nächtlicher, einsamer Lieder,
Hört wachend mein geweihtes Saitenspiel.
Seht dort den Tod, der zählt! Mit langsamen Bedacht,
Schlägt nun die Uhr der Mitternacht,
In der Lorenzo scherzt; Youngs hoher Kummer wacht;
Des Dichters, der für uns und Nachwelt singet,
Und dem der Schmerz im tiefsten Ton gelinget,
Der, wie ein Pelikan, vertieft in seinen Gram,
Zu seiner wunden Brust die grosse Zuflucht nahm!

Wann seine himmelvolle Klagen
Die Nächte Albions auf stolzen Flügeln tragen,
Und Schlaf und Traum von ihm die Augen weggewandt,
Wird mein vielköpfigt Leid auch meiner Nacht bekandt.
Auch ich sah traurig zu, wie Tag und Jahre flogen,
Die mein gewesen sind, nun ewig mir entzogen,
Und frag oft noch, wo sind sie hin?
Seh ich noch Augenblicke wandern,

Begegnet ein Gedank dem andern,
Und fragt, warum ich traurig bin?
Wie schnelle lieffen meine Tage,
O Zeit, auf deinen Spulen ab!
Der Frühling ist verwelkt, der meiner Unschuld Klage
Den Zephyr zur Begleitung gab!
Wie viel hatt ich euch, meiner Freunde, Seelen,
Noch zu vertraun, noch zu erzählen!
Wie manche Zukunft liegt im Grab!
Ja, sie sind hin, die ewig wehrten Stunden,
Wo ich die Ruh, und keine Cronen, pries!
Wie eine Frühlingsnacht sind sie verschwunden!
Wie eine Nacht, die Wunsch und Seufzer hinterließ!
Ach, alles flieht! Gedanken selbst vergehen;
Gedanken, die wir niemals wiedersehen,
Wo bist du, o Vergangenheit?
Soll kein Erinnern deine Nacht erhellen,
Und schlagen über dich schon jezt die schwarzen Wellen
Des Meeres der Vergessenheit?

Wie ändert alles sich? was sonst gefallen hat,
Gefällt nicht mehr, und selbst Gedanken werden matt.
Wie lebhaft waren sie in jenen Lustgefilden,
Mir jezt so öd und still, gleich Höhlen finstrer Wilden:
Dem Orenoko* gleich flieh ich den kleinen Fluß,
Und so verwandelt ihn argwöhnisch der Verdruß.

In Augenblicke seh ich Augenblicke fliessen,
Wie Bäche, welche sich in andre Bäche giessen,
Und traurig, wie ein Tag den andern Tag verdringt,
Und eine Eitelkeit die andere verschlingt.

* Ein fürchterlicher Fluß in Südamerica.

Im Fluge wischt die Zeit den Schaum der Jugendtriebe
Unmerklich ab; wie gut, wenn nur kein Gift nicht bliebe!
Ach, auf der Rose, wo die Liebe lächelnd saß,
Sizt nun = = Sie ist verblüht! = = Auf ihrem Dorn der Haß.

Schnell, wie in Wolken, die das Schwerdt des Donners theiket,
Die Wunde, die es schlägt, von selbst sich wieder heilet,
Und schneller, als Verliebter junges Ach,
Flieht unsre Zeit! kaum sehen wir ihr nach,
Kaum, daß ihr flüchtger Anblik uns ergetzet;
So führt uns, alt noch jung, die Unbesonnenheit,
Wie ohne Zwek ein Kind im Schachbrett Steine setzet:
So dienen wir, in falscher Sicherheit,
Und ohne Zwek, mit Unzufriedenheit,
Der undankbaren Eitelkeit!

Wie kam ich um die Zeit, die ich mir aufbewahrte?
Oft stahl der Gram die Nacht, die ich zum Denken sparte.
Mein junges Leben floh, als wie ein Reh, davon,
Als wie gejagt, floh es davon,
Und schon verschwindet mir das frisch bethaute Grüne,
Und ein entlaubter Wald ziert traurig meine Bühne.
Vergebens seh ich hin und her:
So, wie ein Reisender, von Mördern angegriffen,
Ein Wandrer auf dem Meer, beim Sturm, nach andern Schiffen:
So seh ich, aber nichts, als Eitelkeit, umher,
Und keine Hülf, und keine Hofnung mehr,
Und werde fort gerissen.
So, wie verwundt ins Meer zurük der Wallfisch flieht,
Und dann herauf gerollt, sein Blutgerüste sieht:

So zieht auf unsrer Flucht = = Noch keiner ist entronnen = =
Ein Faden uns zurük, von Ewigkeit gesponnen!

Was mir die Zeit noch lassen müssen,
Mein Dichten, bist du selber Eitelkeit?
Geh ich auf meinen eignen Wegen,
Vergebens, Nachwelt, dir entgegen?
Sing ich nur der Vergangenheit?
Wird mich gerührt noch einst ein Kenner hören?
Das Land, das Milton hört, gönnt mir kein günstigs Ohr;
Versaillens Freuden wird mein Nachtgesang nicht stöhren;
Auch Tasso's Vaterland mir keinen Blik gewähren:
Getrost, mich höret THEODOR!

Wie wunderbar sind unsres Lebens Scenen!
Oft an der Nohtdurft arm, am Ueberflusse reich!
Die glüklichsten sind jenen Träumen gleich,
Die uns aus den geliebten Blicken
Die Gegenliebe prophezeyhn:
Zu flüchtig, würklich zu beglücken,
Zu lebhaft Träume nur zu seyn.

Ihr Gräber, die ihr stets den Sorgen offen seyd,
Den mir, wann alles flieht, nie ungetreuen Sorgen!
O, welch ein Schaz von Ruh und Zeit und Ewigkeit
Liegt tief in eurem Schoos verborgen!
In allem seh ich Flucht; im Tode nur Bestand;
Ihr Gräber, seyd allein des Weisen Vaterland!

Der Eitelkeit Gedank ist aus dem Tod entsprungen;
Nur er hat ihn zuerst in unsrer Brust erwekt;
So wurde nach und nach durch Erderschütterungen
Durch Ueberschwemmungen, das erste Gold entdekt!

Doch ohne Zinse denkt der Wuchrer, der es zählet,
Niemals zurük, woher es einstens kam,
Und, wann es erst in einem Welttheil fehlet,
Fragt man, woher es seinen Ursprung nahm.

Wie wir gleichgültig die gewohnten Sterne sehn,
Und wann Cometen sich in nahen Wirbeln drehn,
Alsdann erst nach den wundervollen Höhen
Erstaunend, und beschämet sehen:
Nur so gedenken wir, bei allgemeiner Noht,
Nur einzeln noch verschont, an Ewigkeit und Tod.

O, Sterblicher, o werd es einmal innen!
In den geheimen Naht beruffe deine Sinnen,
Und traue nur dem Weltspiel nicht!
Die Jungfrau mit der Lampe ohne Licht,
Wird keinen Bräutigam gewinnen!
Sey nicht zu thor, und wann ein Sandkorn fällt,
So rechne nicht nach deiner Uhr die Welt!
Dem Schiksal sind, von uns getheilte Stunden,
Unendlich theilbarer, und plözlicher verschwunden,
Und unsre Rechnung nimmt dort oben niemand an.
Freund, nach ganz andern Fluxionen
Berechnet man dort die Aeonen;
Auf einmal ists um uns, und Welt gethan!

Noch lebest du, o Mensch, als wenn der Welten Ende
Vor dir beschlossen wär! Du sinkst und fällst behende
Ins Nez, vom Tod gewebt, noch steht der Weltbau fest,
Den deine Asche noch großmütig dauren läßt!
Wie thöricht zögerst du ein Leben zu vollbringen,
Wo jeder Athemszug des Todes Sprache spricht?

Um deinen Tropfen zu verschlingen,
Eröfnet sich der Abgrund nicht.
Kein Himmel fällt um eine Mücke,
Daß er sie tödte, sie erdrücke,
Und keine Sonne wird zum hohen Dienst ernannt,
Beschliesset das Geschik der kleinen Flügel Brand.

Ja, wo ich geh, o Tod, geh ich auf deinen Wegen,
Wo keiner mich verführt, der Ewigkeit entgegen!
O, unfürsichtigs Aug! Was war dein erster Blick?
Ach, eine Leiche wars, vor welcher ich zurük
Tief in mein Herz entwich - - Auch ich ein künftger Staub!
Zukünftger Wirbelwinde Raub!

Ja, flieht nur, doch nicht unbemerkt, ihr Zeiten,
Da es noch treu mit mir mein Herze meint!
Euch haß ich noch, ihr prächtgen Eitelkeiten,
So, wie die Höflichkeit von einem Feind;
So, wie die Thräne, die vom Aug des Heuchlers fließt,
Mir ekelhaft, und unerträglich ist!

Wie klein scheint alles mir!
Selbst Enakiten scheinen mir Pygmäen,
Und alles scheint mir zu vergehen;
Das Grosse seh ich nur, o Ewigkeit! in dir;
Ich seh von deinen Höhn, wo reinre Geister denken,
Der Menschen Schiksale sich schwer herunter senken;
Nichts widersezt sich ihrem Lauf,
Und, Helden gleich, hält sie kein Wall von Leichen auf:
So, wie dem grossen FRIEDERICHS,
Wie dem Unsterblichen, kein Sieg zurücke bleibet;
Wie er ein Heer zerstreut, gleich Wolken, welche sich
Ein Sturm zusammen weht, dann prächtig vor sich treibet.

Doch, Muse! flieh den Thron, und hör in niedern
Hütten,
Da, wo die Ruhe wohnt, um Ruhe seufzend bitten.
Die Sterne werden hier nicht mehr, wie sonst, geacht;
Ein Irrwisch blinket dort, und wird allein betracht.
Man sieht der Grossen Thun, und das Bemühn der Kleinen,
Durch Neid und Wünsche sich mit ihnen zu vereinen.
So siegt denn doch die Eitelkeit!
Und so will jeder nur, im angelegten Garten,
In einem Rosenbusch, ein fernes Ziel erwarten,
Da vor der Thüre schon der Tod entgegen dräut!

O, Sterbliche, traut nicht den Lüsten, die euch winken,
Die Reue bleibt zurük, und sie vergehn!
So flieht der Bliz, und läßt, wann wir uns sicher dünken,
Thürm' und Paläste brennend stehn!

O, wie vergänglich ist der Menschen Freude!
Ach, ihre Pracht ist, wie von einem Todtenkleide
Die fürchterliche Pracht!
Die Augenweid in künstlich heller Nacht;
Das Blendspiel der erleuchteten Paläste
Ist Todtenfackeln gleich; ein Nichts, aus Nichts gemacht!

Selbst in den Weisen herrscht nicht stets der innre
Friede,
Und Weise werden auch des Himmels Schönheit müde.
Der Weisheit geht es oft, als wie der Poesie;
Bleibt Reichthum nur dem Geiz, und nur Critik für sie?
Doch vielleicht sind wir selbst der Kummer, der uns quälet,
Und unserm Glük hat nur Zufriedenheit gefehlet.

Manch

Manch gar zu heilger Wunsch hat Frommen diese Welt,
(Mißlingen mußt er wohl) zu häßlich vorgestellt.
Des Lebens schönste Zeit ist uns vielleicht verborgen,
Und tollkühn fallen wir in einen Schwarm von Sorgen,
Wie sich dort Decius in Tod und Feinde stürzt,
Und, römscher Großmut voll, sein theures Leben kürzt.
Doch nein! Ich kenne längst das staubigte Geschlechte;
Ich weiß der Menschen Thun, und eingebildte Rechte:
Zu glüklich, wann die Furcht, und Hofnung jener Welt,
Das Leben und den Tod im Gleichgewicht erhält!

Hier liegt mein künftiger, mein ungewisser Tag,
So, wie dort Phrygiens berühmter Knote lag!
So oft, als sich das Rad von meinem Leben drehte,
Blieb eine Spur zurük! die nur mein Schuzgeist sah:
Wie Kartenblätter, die ein Hauch der Luft verwehte;
So liegt das Spiel von meinen Tagen da,
Verworren, abgekürzt, und unterbrochen;
Vergeblicher Gewinst; Verlust, der ungerochen
Mit Unruh oft das Herz erfüllt.
O, bleibt vergessen, ihr verdorrten Tage!
Ein kahler Baum sey euer Bild!
Er grüne nun nicht mehr! Mit ihm grünt neue Klage!
Ja, alles sey in ewge Nacht verhüllt!
Nur eine Stunde will ich sehn,
Da ich mich selbst, ob ich noch lebte, fragte,
Und meines Fürsten Tod beklagte;
Nur diese Stunde will ich sehn,
Und wiederholen, was ich klagte!
Noch will ich sehn des Augenblickes Spur,
Da ich, holdseeligs Kind, dir meine Treue schwur!
Prinz, der Du unbewußt des Falls, der uns erschüttert,

Unschuldig lächelnd sahst, wie wir vor ihm erzittert.
Du grünest Stauden gleich, im heilgen Libanon,
Einst prächtge Cedern . . O, welch ernste Künftigkeiten
Verbirgt Dein holder Scherz! Dein Auge wandert schon
Im väterlichen Feld
Der angebohrenen Vollkommenheiten!
Ein Aug, in dem der künftge Held
In voller Rüstung stralt, und im Entschluß zu streiten,
Sich schon im Sieg gefällt!

Erlaube, daß er da, wo er nur Bahren siehet,
Mein schreckenvoller Blik von Deiner Wiege fliehet,
Um welche rund umher was Unsichtbares sizt,
Von Wesen, deren Amt Dein theures Leben schüzt.

Der Sonne, die im West, der, die im Ost uns stralet,
Und nicht nur in dem Bach, auch in dem Thau sich malet,
Sah ich nun lange schon, oft ohne Schlaf und Ruh,
Hier in dem Untergang, dort in dem Aufgang, zu.
Die Staatskunst heischt von mir nicht selten heitre Blicke,
Und sie erlangt sie auch, indem mein Herze weint.
Ich kenne lange schon die Untreu vom Geschicke,
Und seh den nahen Sturm, wann noch die Sonne scheint.
So heuchelt oft mein Gram; so schein ich aufgekläret,
Und meine Thräne steht in ihrem Lauffe still,
Indessen sich mein Herz verzehret,
Und alles geht, wie es der Weltlauf will.

Wenn in dem Wermut unsrer Klagen
Sich nur der Hofnung Honig mischt;
Wann uns in schwülen Unglükstagen
Nur noch ein Hauch des Trosts erfrischt:

Wann in die Seufzer, die sich drängen,
Nur noch Betrachtungen sich mengen,
Und dem gedankenvollen Geist
Das Blendwerk von der magischen Laterne,
Verborgen dort in dunkler Ferne,
Sein eigner Kummer glüklich weist;
Dann sind wir doch noch wehrt, daß uns das Glücke neide,
Und unser Gram ist nur ein Wunsch nach jener Welt,
In die der Geist verliebt, bis er vom Körper scheide,
Sich unglükseelig hält.
So sind wir kummervoll glükseelig noch zu nennen,
Wann Wir durch unsern Gram des Glückes Spiel erkennen,
Das listig uns zuerst in Myrthenbüsche führt,
Dann lokt in einen Wald, wo sich die Spur verliert,
Wo wir den Pfad der Nacht und Ungeheuer gehen,
Und, was wir nie geglaubt, erschrocken vor uns sehen:

So sieht der Elephant, auf Brettern, grün bedecket,
Mit List an Bord geführt, das Meer, das ihn erschrecket!
O, Sterblicher! So ist dein wahrer Unglüksstand.
Die Insel schwimmet fort, die dir befestigt schiene,
Und trostlos siehest du nach dem entschwommnen Land:
So, wie auf ihrer Flammenbühne,
Dort Dido einst verlassen stand!

In jenem Buch, mit starken, blutgen Strichen
Bemerkt, genennt, gezählet und verglichen,
Stehn wir, der Weise wie der Thor:
O, Menschen, denkt an Tod zurücke,
Spielt ein Chameleonisch Glücke
Euch seine blaue Künste vor!

Wie? spalten jezt von selbst sich meine Dunkelheiten,
Und seh ich tief in euch, ihr fernen Ewigkeiten?
Wie wir durch Himmel, die geschwinden Blitze
Geschärfter Fittig trennt;
Durch öder Mauren düstre Ritze,
Wo die Geschichte noch zerstörte Schlösser nennt,
Ein dunkles Etwas sehn; verworren was erblicken:
So sehn wir durch der Gräber Dunkelheit,
Durch Eitelkeit und Welt, in dir, o Ewigkeit!
Die Freuden, die uns einst in deinem Schoos entzücken,
Und mancher Heiliger schon seelig hier empfund.
Mein Bau, o Ewigkeit! ruht stolz auf deinem Grund!
Ihn soll der Untergang der Welten nicht verheeren!
Zu seiner Quelle läuft kein Strom zurük,
Und in ihr erstes Nichts wird keine Seele kehren;
Dort wird ihr Lauf so lang, als wie ihr Glük,
Und beides wird die Ewigkeit durchwähren!
O, SACK, der du so schön des Glaubens Grund vertheidigt,
Des Glaubens, der dich einst mit Seeligkeit belohnt,
Sprich, welche Gottheit ists, die wir beleidigt,
Und welcher Gottheit Huld ist die, die uns verschont?

Dritter Gesang.

Wo bin ich? Wekt mich schon mein ungestümmer
Kummer?
Von welchem Traum bin ich erwacht?
Wo flog er hin, ach der unstete Schlummer?
Traurige Nacht?
Ach, ewig scheint mir deine schwarze Dauer!
O welch ein Traum! = = Ich wach? und noch ist er mein
Schauer?
O Zukunft! = = = welch ein Traum von dir?
O Tod! erscheinest du mit so viel Schrecken mir?

Ich fühlte unter mir die fliehnde Erde wanken;
Vom lezten Tag sah ich den blutgen Schein.
Welch eine Kluft sah ich? = = Erschrockene Gedanken!
O welch ein Wirbel schlung euch ein!
Wie? wird es dunkler? ach, von welchen Finsternissen
Wird meines Geistes Raum erfüllt!
Welch starker Arm hat mich mir selbst entrissen?
Hin in das traurigste Gefild,
Hin, wo des mächtgen Tods entzündte Lüfte sausen,
Wo der Vergessenheit einsame Wasser brausen,
Hin, wo der Höllenfluß aus tiefen Gräbern quillt?

Wie? hör ich nicht ein Murmeln? = = Wie im
Grimme
Des drohnden Tods unlaute tiefe Stimme?

Gott! zwischen Seyn und Nichts, welch eine Kluft!
Und ach, in dieser Kluft soll meine Seele schweben?
Wenn du aus meiner Brust den Athem weggeruft,
Ach, giebst du meinem Geist auch denn ein andres Leben!
Ach, soll ich ewig seyn? Ich ewig? Ach! ich Staub?
Ich, jedes Sturmes Ziel? Ich, jedes Unfalls Raub?
Ach, soll ich ewig seyn, um ewig mich zu quälen?
Nur Unruh, oder Tod, sonst bleibt mir nichts zu wählen,
Und du, o Tod! bist du nicht meines Wesens Ziel?
Und dauret noch nach dir mein langes Trauerspiel?
Mein ewigs Trauerspiel? O höre meine Klagen,
O höre sie, verschwiegne Nacht!
Ihr Gräber, öfnet euch? Laßt mich die Schatten fragen,
Ob Sterben glüklich macht!
Erscheinet mir, Bewohner öder Grüfte!
Besucht die längst von euch verlaßnen Lüfte,
Und einen Sterblichen, der euch, wenn alles flieht,
Mit unerschroknen Blicken sieht!
Ihr zaudert? Ach! euch hat vielleicht ein ewger Schlummer
Vom Seyn und von dem Kummer,
Von Zeit und Ewigkeit,
In gleichem Augenblik befreit.
Ach hätt ich euch zurük; ach, euch verlebte Stunden,
Wo ich der Weisheit thöricht nachgedacht!
Wo ich die Ruh gesucht und nirgends sie gefunden!
Hätt ich euch jugendlich in Scherzen zugebracht!
Hätt ich ein reines Blut durch ein zu ernsthaft Denken
Nicht selbst vergiftet, und dem Kummer gleich gemacht;
Dem schwarzen Gram, in den sich meine Freuden senken;
In dessen Schlamm sie untergehn!
Ich könnte ruhiger, ich könnte sonder Klagen,
Den lezten Augenblik von wollustreichen Tagen,

Mit Lachen sterbend, kommen sehn!
Ich stürb den Geistern gleich, den grossen Geistern gleich,
Die selbst der Götter mächtigs Reich
Verheert, und sie vom hohen Thron gestürzet,
Und, wenn ein Unfall kam,
Der Freuden Feind, dem Gram,
Mit ihrem Seyn zugleich den schweren Lauf gekürzet.

Ach, schnell, wie ein Gespenst, sind sie der Hand verschwunden,
Die kühn nach ihnen griff, des Lebens leichte Stunden!
Was quält ihr mich? Verschmäht den kleinen Raum der Zeit,
Ihr Sorgen, groß genug für eine Ewigkeit!
Was säumst du, Unbestand! Wirst du auf deinen Schwingen,
Die Ruhe, die du nahmst, mir einst nicht wieder bringen?
Bleibt mir mein Gram allein, und wechselt alles ab?
Ist nur für meinen Leib, und nicht für ihn ein Grab?
Betrügkich ist der Schluß, der aus dem Raum der Zeiten
Den Lauf von meinem Seyn führt in die Ewigkeiten,
Und meiner Tugend, hier im Leben unbelohnt,
Den Lohn vom Tod verspricht, der selbst den Geist nicht schont!
Des Lasters Leichenstein läßt noch die Nachwelt lesen:
Hier ruht das Laster sanft, und ist beglükt gewesen.

Wie elend wird der Mensch, der sich im Stolz verlohr?
Der Staub will ewig seyn? Was hoft und baut der Thor?
Paläste für den Bliz, und für den Donner Thürme?
Weiß er, daß vor dem Tod auch Allmacht nicht beschirme?
O kleiner Unterschied, der uns von Würmern trennt!
Sie sterben unbeklagt; wir werden noch genennt.
Verächtlicher als Gras muß oft ein Held vergehen,
Und Götterasche sich in Luft und Wellen drehen.

Die Erde . . ach, verwünscht sey ihre Fruchtbarkeit!
Daß sie den Menschen zeugt, hat nur den Tod erfreut.
Die Opfer sind umsonst, die wir den Leichen bringen,
Und im erstarrten Blut war ihrer Seele Siz;
Die Trauerlieder, die wir wehrten Schatten singen,
Der Gräber Pracht, zeugt von der Thoren Wiz.
Ists wahr, was uns von finstern Höllenflüssen
Ein Wiegenlied, und das Geschwäz der Fabel lehrt?
Wann hat die Augen, die wir ewig dunkel schliessen,
Ein Tag noch wieder aufgeklärt?

Wie lang verliert sich noch der Mensch in tieffen Sorgen,
Und opfert der Vergänglichkeit?
Auf gleichem Flügel gleicher Zeit
Flieht unsrer Jugend Gram, und ein Gewölk am Morgen.
Ach, alles, was wir sehn,
Ach, alles ist nur Schein! ein Blendwerk unsrer Sinnen!
Was Weise thun; was Helden stolz beginnen,
Wird mit der Thoren Thun, der Sclaven Thun vergehn!
Wie wann in schnellen Feuersbrünsten.
Hier ein Palast, dort eine Hütte glüht,
Und nur in einem Rauch der Rest von beiden flieht:
So mischet die Vergessenheit,
Die Feindin von dem Unterscheid,
Die Dummheit mit dem Wiz, Unwissenheit mit Künsten.

Nur Schattenbilder sinds, womit die Seele spielet,
Ihr schwaches Aug verträgt kein heller Licht.
Das Glük, das ihr gesehn, habt ihr es auch gefühlet?
Betrogne! Schatten fühlt man nicht.
Des Nachruhms ungehörter Schall,
O Held, ist der der Grund von deinem Streit und Fall?

Und suchst du deinen Tod auf ungebahnten Wegen?
Das Zauberwort des Ruhms, kan das den Sturm erregen,
Der tausend niederschlägt,
Und dann erst ruhend sich in Schoos der Grüfte legt?
Wir schweben dunkel in dem Land der Phantaseien,
Wo man stets wünscht, und nie genießt,
Wo unser eignes Herz von Circens Zaubereien
Die fürchterliche Werkstatt ist.
Ach, sind wir alle denn gleich sterblich, gleiche Thoren,
Und ewig einst, so bald des Schreckens Stimme ruft,
Im dunklen Labyrinth der Gruft,
Zum Staub verdammt, vergessen und verlohren?
So sing auch künftig ich von Lieb und Wein,
Und meine Wissenschaft soll nur die Thorheit seyn.
Und die Unwissenheit, des stolzen Hofmanns Zierde,
Belohnet mich vielleicht dereinst mit höhrer Würde,
Mit unverdientem zwar, doch grösserm Glük,
Die Reue ruft dich noch: Komm, erste Zeit zurük,
Und sey der Lust geweiht, vor der ein Weiser fliehet,
Weil er, Minervens Vogel gleich,
Nur in der Nacht, und nicht am Tage siehet;
O komm! und mache mich den andern Thoren gleich.
Doch wenn so oft auf mich ein Strom von Unglük rauschet,
Und keine Stunde Ruh, von Neidern unbelauschet,
Mich noch verlassen hat:
Wann das Geschik mir stets versagte, was ich bat,
Wann mich im kurzen Schlaf der Sorgen Stürme stören,
Und dann ich gänzlich aufzuhören,
Bestimmet und verwünschet bin:
Wo find ich wahre Lust? Wo flieht mein Kummer hin?
Mir ekelt vor dem Ruhm; mir ekelt vor dem Lärmen;
Mir ekelt vor der Einsamkeit.

Ich lache, wenn die Thoren trunken schwärmen,
Und lächerlich scheint mir des Weisen Nüchternheit.
Ja, wenn wir nie das Land, von dem wir träumen, sehen,
Und in dem Meer des Nichts auch Seelen untergehen:
Unwürdig eines Gotts, des Zufalls würdiger,
Bist du, o Welt, für mich kein ernster Anblik mehr!
Gleichgültiger, als ich, von Kindern aufgebauet,
Oft einem Kartenhaus halb lächelnd zugeschauet,
Und Stunden, die beim Tanz in wilder Nacht vergehn,
Und manchem Possenspiel der Bühne zugesehn:
Will ich mein Leben sehn, mit meinen Sorgen fliehen;
Kein Glük soll meinen Wunsch; mein Wunsch kein Glük bemühen.
Vom lezten Rudersclav bis auf den ersten Held,
Bleibt alles mir verhaßt, bleibt alles mir vergällt.

Wo bin ich? Ach, in welche Welt
Hat mich, Verborgener! dein mächtger Schluß gestellt?
Ich hab den Tag gesehn, an dem die Bosheit siegte,
Und ohne Schuz die Unschuld war.
An dem das Laster sich im Schoos des Glüks vergnügte;
Vor ihm vorbei gieng die Gefahr.
Und keine Strafe kömt in einem andern Leben?
Und keine Zukunft soll den Lohn der Tugend geben?
O GOtt, in welche Welt,
In welcher Dinge Reih hat mich dein Wink gestellt?
Wo, irrend in noch unbestimmten Schranken,
Die Fäden zweiflender Gedanken,
Die mir die Schwermut eingeflößt,
Und, wann der Tag sie scheucht, die Nächte wiederbringen,
Sich oft in einen Knoten schlingen,
Den nur der Tod, mein ewger Tod, einst löst!

O welche Welt,
Die dich, Allweisester! für ihren Schöpfer hält?
Ich such Vernünftige, die dir freiwillig dienen:
Was find ich? Himmel, ach, anbethende Maschinen!
Welch Aberglaube teuscht uns unterm Schein,
Von deinem Dienst, o GOtt, die Wissenschaft zu seyn!
O Sterbliche! ihr geht in ewgen Finsternissen,
Wo euch ein Stral nur führt; das warnende Gewissen;
Doch dieser Stral, dem oft das Laster scheu entwich:
In wie viel Farben theilt er sich?
Nur ein Gewissen heißt den Königsmord begehen,
Und den, als Märtirer auf glühndem Holze stehen.
Gewohnheit lenkt das Vieh, die Menschen Vorurtheil.
Ach, bin ich denn allein für diese Welt gebohren?
Im ewigen Gedräng von Bosheit und von Thoren?
Dem Ganges ist das Blut; das Recht der Tiber feil,
Und von der Tugend bleibt einst kaum der Name mehr,
Und alles, alles, ach! beweist ein Ungefähr!
Ein Ungefähr? Ich zittre = = welch ein Schauer!
Mich deucht, ich seh selbst die Natur in Trauer,
Daß ein Gedank entstanden ist,
Der den, der sie erschuf, in dem sie schwebt, vermißt,
Wo er allgegenwärtig ist!

O Nacht! o Quelle meiner Trauerlieder!
Schlaflosigkeit! wie viel hab ich gedacht,
So oft du mir erschienst! du aber, bange Nacht,
Wie lange dekt mich noch dein zauderndes Gefieder!
Wie lange seufz ich noch, verworren, ungewiß,
Noch blinder, als die blinde Finsternis?
Ach, Vorurtheil, du bist schon unsrer zärtsten Jahre
Allmächtiger Tyrann!

Ach du begleitest uns bis zu der Todtenbahre!
Nun, frei von dir, seh ich, daß ich nichts hoffen kan,
Daß mit dem Athem auch der Geist vergeht,
Daß ihn mit unsrem Staub ein Wirbelwind verweht!
Ach, was der größte Geist von sich noch übrig läßt,
Vom Leibniz, welch ein Geist! ein Geist fast ohne Schranken,
Von Newtons göttlichen Gedanken,
Was bleibt uns? Ach, der Aschen dunkler Rest!
Der Aschen, künftger Würmer Saamen!
Und noch ein schwacher Schall von ehmals lauten Namen!

So wirst auch du mir noch, mein lezter Trost, geraubt!
So hab ich dich umsonst, Unsterblichkeit, geglaubt!
Ich war? Ich bin nicht mehr? Ich werde niemals wieder?
Ein schwarzer Schrecken fließt durch die erstorbnen Glieder.
Ach, warum trozt ich oft, umringet von Gefahr,
Auf eine Künftigkeit, die schon vergangen war?
Ach, warum hoff ich noch, wenn Sorgen um mich schweben,
In diesem Todtenthal ein auferstehend Leben?
Wer leuchtet mir in dieser Dunkelheit?
Wo ist der Richter, der den grossen Streit entscheidt,
Und o, wie ungewiß sind sterbliche Gedanken!

Ein Zweiffel macht den Schluß des tiefsten Weisen wanken.
Das Merkmal sucht er noch, wie man das Wahre kennt,
Und zittert, wann man ihm der Zweifler Vater nennt,
Des Anaxarchs berühmten Schüler nennt.
Der urtheilt, schließt und irrt nach strengen Schulgesetzen,
Und der bleibt ungewiß, aus Furcht, sie zu verletzen,
Der glaubet, weil mit ihm die gleich geteuschte Welt
Aus gleichem Vorurtheil ein gleiches Urtheil fällt.

Der Lehrer Mund bestimmt schon unsre künftgen Schlüsse,
Und ihre Nächte sind auch unsre Finsternisse.
Wir sehn mit ihrem Aug, das öfters selber blind,
Und sehn die Dinge nie, so, wie sie wirklich sind.
Gleich einem Schiffer, der an Klippen hangen blieben,
Wohin ihn See und Sturm, und nicht sein Zwek, getrieben,
Klebt unser junger Wahn an ihrem Irrthum fest,
Den mit der Jugend oft das Alter kaum verläßt.

Ja, die Vernunft hat mir zu sehr geheuchelt;
Die Wissenschaft hat mir zu viel geschmeichelt;
Die Wahrheit find ich nicht, die ich gesucht!
Und größre Zweiffel sind des Demonstrirens Frucht.
O Einfalt und Natur! Du hast oft überwunden,
Wo Kunst und Wissenschaft das Mittel schwer gefunden!
Dort, glüklicher als ich, in einem Haus von Laub,
Wohnt ohne Wiz ein Hirt, und glaubet, was ich glaub.
Um seine Ruh hat ihn kein Zweiffel noch betrogen,
In sein einfältigs Herz ist noch kein Wahn gezogen!
Wenn Pascal selber sich des Geistes Stärke raubt,
Und an des heilgen Dorns verlogne Wunder glaubt.
O Wahrheit, möchtest du nur einen Stral mir schenken,
Von deinem überirdschen Licht!
Gelassen will ich überdenken,
Warum es mir an Ruh; an Zweifeln nie gebricht.
Ich habe mich in einen Wald verirret,
Wo eine ewge Nacht des Wandrers Aug verwirret,
Und ungewiß die dunkeln Tritte macht!
Ich gieng, wo Pyrrho gieng, den, oft dem Abgrund nahe,
Sein treuer Schüler hielt, und vor dem Fall bewacht *;

* Daß andere eine solche vollkommene Gleichgültigkeit oder fast unnatürliche Zerstreuung der Gedanken mit deren Begriffe, wel-

Der, wo die Sonne schien, die allerdikste Nacht
Durchs falsche Glas des Zweiffels sahe.

O könnt ich fliehn, wo man nicht eine Stimme hört,
Wo Luft und Blätter schweigen,
Und die Gedanken, wann sie aufwärts steigen,
In ihrem Sonnenflug nichts stört!
Wo auch kein Bach, der traurig murmelnd fließt,
Die Nahrung neuer Klagen ist,
Und, wo befreiet von des Tages Lärmen,
Auch nicht der Nächte Schrecken schwärmen,
Wo die Gelassenheit,
Von dir, o ernste Ewigkeit,
Ein Lied in stiller Andacht höret!
Wo mich, o Allerheiligster,
Die Wunder deiner Macht, und deiner Weisheit Ehr
Auch bloß ein stummer Anblik lehret.
O heilge Einsamkeit! gewähre mir
Gedanken von Unsterblichkeit und dir!

Woher entstehen sie, die Zweiffel, die uns quälen?
Ja, solche Zweiffel sind nur Zweiffel ewger Seelen!
Ein mächtiges Gefühl; wer kan ihm widerstehn?
Der Thor nennts Vorurtheil; der Weise das Gewissen,
Zwingt uns ein helles Licht zu sehn,
Das Blinde thöricht schmähn, und doch sich wünschen müssen.
Auf! wagt in euren Geist nur einen tieffern Blik!
Wie viel Gedanken sind nicht stets in ihm zurük!
Und warum sollen sie hier nicht entwickelt werden,
Sind sie nur für den Raum von dieser kleinen Erden?

chen sie sich von dem Pyrrho machen, nicht zu vereinigen wissen, beruhet auf Gründen, die ich hier zu untersuchen für überflüssig halte.

Je mehr ich forsch, je weiter muß ich gehn:
Je mehr ich seh, je mehr verlang ich auch zu sehn.
In unsres Geistes uns noch unbekannten Schranken,
In seiner Tieffe, die nur der ihn schuf, ergründt,
Sind Millionen dunkeler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur sind:
Gleich Saamen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land bestimmet aufzugehen.
Ich denke, bis mein Geist, der keine Ruhe hat,
Fast still zu stehn beginnt, vom schweren Denken matt,
Und doch wird mir stets etwas übrig bleiben,
Und niemals hab ich ausgedacht.
Gedanken, die einander treiben,
Wie ein Gewölk das andre flüchtig macht,
Die tragen mich mit schnellem Flügel
Auf schreckenvolle Höhn,
Auf andrer Welten höhre Hügel,
Wo größre Weisen nach erhabnern Sternen sehn:
Wo fremde Sonnen, die der Sonne Glanz verdunkeln,
Vor der ein Mohr anbethend niederfällt,
In den Palästen reinrer Himmel funkeln,
Und Stralen streun auf eine beßre Welt.
Und ein Gedanke, welcher neue Erden,
Eh Behaim sie entdekt, vorher gesehn:
Soll dessen Lauf vom Tod gehemmet werden?
Soll er vergessen untergehn?
Und sollen wir umsonst von ungemeßnen Räumen,
Wo unsre Erde sich verliert,
Wohin uns einst der Kahn des Todes führt,
Ach, sollen wir umsonst von einer Zukunft träumen?
Nein, diese Träume sind für jene kurze Nacht,
Vor deren Ende uns so bang,

So bange wird! die uns oft so viel Unruh macht,
Sie sind für sie zu prächtig und zu lang.
Ist unser Geist ein Schiff, von reichen Lasten schwer,
Das nie in Hafen kommt, der ihm von ferne winket,
Und nur beladen für das Meer,
In seinen Abgrund untersinket?
Ach, nirgends seh ich ja, mein höchstes Gut, die Ruh;
Ich seh dem Lauf der Welt, wie einem Sturme, zu,
Der Masten in der Sterne Gegend führet,
Und sich so unsichtbar, als wie er kam, verlieret.
In dieser Welt soll ich mein gänzlichs Ende sehn?
Nein, heute noch kan sie vergehn:
Zu gleichem Fall ist nicht mein Geist erkohren.
Gedanken von der Ewigkeit,
Beweist, daß ich nicht nur für diese Zeit,
Für eine Zukunft auch gebohren.
Beweist, daß ihr vergeblich würdet seyn,
Dächt ich für diese Welt allein!
Ihr wäret Blumen gleich, die wir nur schauen sollen,
Allein umsonst geniessen wollen.
Wer glaubt vom Wurme, dessen träumend Seyn
In eines Tages Kreis die Vorsicht eingeschränket,
Daß er, flieht nach und nach des Tages kurzer Schein,
Auf Ewigkeiten hofft? An künftge Tage denket.
Ach, soll dann unser Staub des Geists, der ihn gelenket.
Und der betrognen Hofnung leztes Denkmal seyn?
Fällt hinter uns die Thür des Grabes ewig zu?
Ist dort für uns kein Glük; hier keine Ruh?

Was sind die Güter, welche Thoren lüstern machen?
Gemalte Trauben, die die Vögel an sich ziehn;
Von welchen sie betrogen fliehn.

Ge-

Getrost! Wir werden all an einem Tag erwachen,
Von einem Traum: von einer Nacht:
Der heute fällt und den der Morgen fallen macht,
Der in dem Elend, der im Rosenbett des Glückes,
Sind in der Ewigkeit nur eines Augenblickes
Vergangene Geschicht.
Entlegner Triften Furcht; das Schrecken öder Wälder,
Des Helden Ehrgeiz irrt, und sucht Pharsalsche Felder;
Er findet sie und Ruhm und Blut.
Der Tyrer bricht durchs Meer; des Schiffes Flügel rauschen,
Für Thorheit Thorheit einzutauschen,
Und beide finden nicht der Ruhe höchstes Gut.
Kommt, Thoren zu der Gruft! sprecht, ob ihr sie noch findt,
Die Wollust, die im Arm des Glückes lage,
Und deren schönste Frühlingstage
Nie sicher vor dem Donner sind.
Ach, Eitelkeit nur ists, was ich in ihr erblicke!
Sie gleicht dem Blitze, der in gleichem Augenblicke
Das Aug ergetzet und versehrt.
Es dekt ihr Rosenbusch Gefahr und Schlangen,
Die sie uns nach dem Biß erst zeigt.
Wie treulos ist sie nicht? Wann sie am höchsten steigt,
So ist sie schon vergangen.

Ihr Gräber thut euch auf! Zeigt mir die Seltenheiten,
Den Schaz, den geitzig ihr in euch verschließt!
In euch verlohr sich schon ein Lauf von Künftigkeiten,
Der möglich war, und nicht mehr möglich ist.
Erweitert eures Reiches dunkle Schranken!
Sie sind zu eng für Welten von Gedanken,
Die künftig in euch untergehn,
Und wieder künftig auferstehn!

Hier kan man bei unausgedachten Siegen,
Zerstörte Carnavals, zerstreute Karten liegen,
Und schlummernd in den Armen einer Nacht,
Noch unvollkommen, noch unausgedacht,
Erhabene Theodiceen,
Und ungesungne Opern sehen.
Welch eine Decke fällt von meinen Augen ab?
Nun kenn ich erst den Weg, der von der Wieg ins Grab,
Und von den Gräbern in die Ewigkeiten führet.
Bewundert seinen labyrinthschen Lauf,
Ihr, die ihr forschend euch in ihm verlieret!
Hier hört der Strom der Zeit zu rauschen auf;
Hier wird vom Weltgetöß ein Athem kaum gespüret!
Die Weisheit hemmet hier zukünftger Dinge Lauf,
Die nicht zu dem Entwurf der besten Welt gehören:
Läßt Archimedens Zirkel stören,
Stürzt Cäsars Stundenglas, weil ihm kein Sieg mißlung,
Und so blieb unvollendt der Welt Eroberung.
Ihr Gräber, die ihr voll Verschwiegenheit
Der ewgen Weisheit Werkstatt seyd!
Ach! laßt mich tieffer in euch blicken!
Wo ist sie nun, des Thoren wilde Lust?
Ach, warum rief ich sie zurük in meine Brust?
Der Anblik eines Grabs kan mich weit mehr entzücken.
Ein Gram, in dem vielleicht mein künftges Wohl
Schon keimt; ein Gram, der mich nur weiser machen soll,
Könnt er in meiner Brust, aufrührisch und verwegen,
Der drohnden Zweiffel Sturm, der Wünsche Krieg erregen?
Hier such ich ja umsonst die wahre Seelenruh,
Und auf mich stürmt ein Heer von Leidenschaften zu,
Und warum gab sie mir, die ewig weise Liebe,
Als für die Ewigkeit die ungemeßnen Triebe?

So manche mögliche Veränderung der Welt?
Soll sie umsonst in öder Gruft verwesen?
Und wann ein Held, noch eh er sieget, fällt,
War dieser grosse Geist allein zum Tod erlesen?
Nur für der fliehnden Zeiten Raub?
Für die Vergessenheit? zum Moder, für den Staub?
O fliehet nur, ihr Sterne mit den Schatten,
Die mich umringet und umfinstert hatten!
Mein Geist, der heller stralt, wird niemals untergehn,
Und euer Licht erlöschen sehn.
So, wie man unter stolzen Pyramiden,
Die *Memphis* Sclaven aufgebaut,
Wann Zeit und Schiksal ihren Fall entschieden,
Noch unverweste Leichen schaut:
So werden einstens noch im Rest verrauchter Erden,
Die Seelen unversehrt gefunden werden.

Ihr Seufzer, wann vor mir im höhern Trauerspiel
Roms Weiser euch verschwendt, und traurend sich gefiel:
Wann Young in stiller Nacht euch einsam zu sich winket,
Und tief in seinen Gram, als in ein Meer versinket;
O so kommt auch zu mir! mein Lied sey nur von euch,
Und meine Traurigkeit sey mir ein Königreich!
Durch sie beherrsch ich mich, und seh die Eitelkeiten
Stolz, wie ein Ottomann der Sclaven Demut an:
Erhaben übern Kreis der flüchtgen Zeiten,
Stolz, daß im Meer der Ewigkeiten
Ich keinen Schiffbruch leiden kan!

Dort wird mein Traum erfüllt, von Geistern und von Welten,
Dort, wo kein Schlummer mehr, doch ewig Ruhe ist;

Wo nicht der Eitelkeit verrufne Münzen gelten;
Wo du, o Wahrheit! unsre Sonne bist;
Wo keine Wolken mehr sich um dich schlingen!
Da, wo die Flügel einer andern Zeit,
Mit leichterer Geschwindigkeit
Und ohne Nacht uns Tage wiederbringen.
Dort fangen wir zuerst das wahre Leben an,
Und unsre Scenen wird kein Zwischenfall verwirren:
Dort werden wir nicht mehr von Wissenschaft zu Wahn,
Von Furcht zu Hofnung, und von Wunsch zu Klagen irren!
Hier ist ein Schritt nur von der Lust zur Reu;
Dort gehen wir, auf schon gebahnten Wegen,
In das Unendliche, stets grösserm Glük entgegen,
Und Frömmigkeit wohnt dort fern von der Heuchelei!
Hier messen wir ein blutges Land nach Meilen,
Wann dort in Welten sich die reichern Geister theilen!
In welcher Gegend irrt mein Blik?
Wer wünscht sich wohl den schweren Traum zurük,
Den thöricht wir das Leben nennen?
O Ewigkeit!
Abgründe! sink ich schon? will sich mein Geist schon trennen?
Und seh ich schon von meiner Sterbenszeit
Den lezten Augenblik die schwarzen Flügel rühren?
Abgründe! soll ich mich in euch verlieren?
Dort seh ich Licht, und hier die tiefste Dunkelheit!
O Ewigkeit!

Vierter Gesang.

Jhr Auen, wo, wann einst der Himmel segnend floß,
In meine Seele sich ein Trost erquickend goß!
Jhr Tannen, wo ich oft den Trieb zu singen spürte,
Und um mich her den Reihn vergnügter Scherze rührte!
Gebohrne Grotten dort, wo meine Zärtlichkeit
So manche Phantasie betrogen, und erfreut!
Du naher Wasserfall, wo ich mit Wünschen spielte,
Und sich mein siedend Blut in Frühlingslüften kühlte.
Gesträuche, Zephyrn hold! Gedankenreicher Hayn!
Jhr, mein Vergnügen sonst, sollt jezt mein Kummer seyn!

Zum Orte will ich fliehn, wo ich mich einsam quäle,
Und höre dir, o Philomele! zu;
Wo aber irrst du nun, verlaßne Philomele?
Auf welchem Zweig hofst du auf deine Ruh?
O, singe mir von deinen Schmerzen
Das kläglichste im Ton, der Fels und Ufer rührt,
Mein lauschend Ohr ergezt, und sich in meinem Herzen
Nicht ohne tieffe Spur verliert?
Fern von des Schlummers Traumgefilde,
Seh ich hier meiner matten Ruh,
Wie einem Flüchtling, gleich dem Wilde,
Vom Feind verfolget, traurend zu.

Die Sonne sinkt, schon brechen ihre Blicke,
Und schon verkündigen sie mir des Tages Tod.
Beim Abendschimmer denk ich nun zurücke
An das ihm gleiche Morgenroht.
Und o, wie schnell war es verschwunden!
O, Kind, denk ich, wie wächsest du geschwind!
In einem Lauffe von so wenig Stunden,
Kind, Jüngling, Greiß, und wieder Kind!

Zum Grundstein mehr als einer Welt geleget,
Steht in der Mitte dort die Sonne unbeweget,
Und theilt, und mißt und zählet nicht,
Sie höret nicht die Glocke, die uns schläget;
Und was uns künftig ist, vergangen, und geschicht,
Hat sie noch nicht um einen Punct beweget.
Seht, Sterbliche! in diesem ächten Bild,
Die Art des Künftigen, wie GOtt es sieht, verhüllt.

So dacht ich ❞ ❞ ❞ Aber bald verlohren sich die Blicke,
Und kehrten, wie gesenkt, zu dir, o Tod! zurücke,
Hier seh ich alles gleich, und kan das, was geschehn,
Und das, was künftig war, wie's gegenwärtge sehn.
O philosophisch Grab! Freund meiner Poesie!
O, wie gedankenreich ist edler Seelen Kummer!
Wie sanft der Traum! Wie hold der Schlummer
Tiefdenkender Melancholie!

Wie, decket meine Lust der Trauerflohr der Sorgen!
In mir schläft jeder Trieb, als selber sich verborgen.
Die Zeit ist hin, da ich auch in dem Ungemach,
Von Dornen ganz durchrizt, doch manche Rose brach!

Um meiner Freunde Tod in immer neuer Trauer,
Denk ich an meinen Tod, und fühle keinen Schauer.
Bald wird mein Aschenkrug die sanfte Pein
Mich still beklagender, mir holder Herzen seyn!
Wie lang soll aber noch die dunkle Wallfahrt währen,
Und hält den stärkern Geist der schwächre Körper fest?
Wie lang mißgönnt mein Feind mir selbst die stillen Zähren,
Die mir so mancher Tod aus meinen Augen preßt?

Doch mein verschwiegner Gram soll nicht bekannter werden;
Des Unglüks Ruhm gehört nur Grossen dieser Erden;
Nur diese sind, wann hier, vom Wind oft umgedreht,
Ein wankend Rohr nicht bricht, zur Tanne Fall erhöht.
Mit einem drohnden Aug, und unverwandtem Blicke
Bezielet sie allein das mächtige Geschicke,
Das unzugänglich sich in ein Gewölke spinnt,
Und ein Geheimnis denkt, das es allein ergründt.

So können wir verschont an unsern Felsen klettern!
O nein, wir sind zu schlechterm Loos verbannt,
Und Tausende vergehn für Sie in graussen Wettern,
Um welche niemand klagt, vom Schiksal wie verkannt;
Sein Donnerkeil muß erst ein Menschenheer zerschmettern,
Dann sinkt der Held, und wird allein genannt.

So haben Kugeln, die auf einen Adler zielen,
Wann sie in ihrem Lauf der Lüfte Feld durchwühlen,
Ein unverdächtigs Reich ungerne oft zerstört,
Wo Würmgen unbesorgt, von unserm Dunst genährt,
Uns unsichtbar mit ihren Flügeln spielen.

Hier denk ich an den Tag, wo alles stürzen muß,
Was hoch und groß, und stolz und prächtig heisset,
Wo ein, vom Ewigen schwer abgewogner, Schluß,
Wie Stürme Cedern thun, selbst Welten niederreisset!

O Sterbliche, vergesset Streit und Glük!
Die allgemeine Furcht macht unter euch hier Friede;
In allgemeiner Nacht sind keine Unterschiede;
Zu seinem Anfang kehrt ein jedes Ding zurük.

Hat eueren Horaz der Donner einst bekehret;
So denket hier viel grössern Wettern nach.
Doch wißt, ein Todtenkopf hat schweigend mehr gelehret,
Als je der Laute Donner sprach.

Hier, wo die ganze Welt das größte Spiel verlohren,
Wird in dem ehrnen Sarg oft einzeln nur betracht
Die Schöne, die an ihrem Schmuktisch Thoren,
Und auf der Bahre Weisen macht.
O, lernet es aus der Geschichte,
Die ich aufrichtig euch berichte,
Und bleibet hier aufmerkend stehn,
Wie Wandrer dort mit heilgem Grauen,
Die Pyramiden fromm beschauen,
Und Sonnenpfeiler still besehn.

Welt, Lust und Schönen hold, dem Hof noch nicht entflohn,
Und noch geteuschet von der Flüchtigkeiten Schimmer,
Tritt Rancé ohne Furcht in das gewohnte Zimmer,
Der schönen, doch noch mehr geliebten Monbazon.
O hielt ihn jezt nur noch der Ahnung Arm zurük!
Ach, der Unglükliche! was sieht sein erster Blik,

Und welch ein lautes Ach, und welche schnelle Thränen
Bejammern hier den Tod der Gottheit einer Schönen!
O, Schönheit! stellst du dich so seinem Anblik dar?
Sieht er Gedärm und Blut, wo Brust und Wollust war?
Empfind es, Menschlichkeit, was der Verliebte fühlte,
Als er der ewgen Ohnmacht nah,
Wo des Zergliedrers Hand mit frecher Freiheit wühlte,
Des schönsten Leibes Trümmern sah!
Die Augen voller Geist, sein irrdisches Vergnügen,
Sah er, als Sonnen noch, doch ganz verfinstert, liegen.
Ein Auge, welches sonst von Anmut überfloß,
Und Stralen, wie die Sonn, und Liebespfeile schoß.
Wie jammervoll dacht er zurük an jene Wangen,
Wo so viel Rosen sonst geblüht,
Und Knospen, noch nicht aufgegangen,
Er hier verwelkt erblikt, dort gar durchschnitten sieht!
Die Schwermut liesse sich auf seine Glieder,
Wie eine Wetterwolke nieder:
Wie, wann der Mensch sich trennt, sein Spinngewebe reißt,
So schwung ein Schauer sich in den fast todten Geist.
Das Schiksal konnte nicht die tieffe Wunde heilen,
Und überließ ihn seinem Gram,
Der ihm zu kostbar war, ihn mit der Welt zu theilen;
Den er mit in die Gruft, als wie ein Kleinod, nahm.
So sah er Sie, die Schönste seiner Zeiten,
In Ihr den Tod, und in dem Tode Ruh;
Entschloß sich schnell, und floh, des Hofes Eitelkeiten
Vorbei, den Trape Wüsten zu.

So konnte sich auch einst der eitle Borgia,
Vorm Hof, und vor sich selbst nicht länger mehr verstellen,
Als er den prächtgen Sarg der schönen Isabellen,

Und in der Asche noch der Schönheit Funken sah,
Die einst den stolzen Carl entzükte,
Und sparsam noch aus Staub und Moder blikte,
Wie, wann in schwarzer Nacht, in dikster Dunkelheit,
Oft einsam noch ein Stern verlohrne Stralen streut.
In einem Aug, aus dem die Majestät geboht;
Auf Wangen, wo vordem der Keuschheit sanftes Roht
Der Tugend zugewinkt; in einer Brust voll Liebe,
Der Großmut Thron, und dem Palast erhabner Triebe:
Hier sah er überall Graus, Fäulnis, Ekel, Tod,
Und Thiergen sah er, voll Verlangen,
Und in erhiztem Streit um einer Schönen Wangen,
Die eine Göttin war, und Helden selbst geboht.
So sah er nichts mehr hier, als nur Vergänglichkeiten,
Nichts mehr in Ihr, als Tod, Verwesung, Ekel, Graus,
Und stieß aus seiner Brust den Rest der Eitelkeiten
Mit einem, dir, o GOtt! geweihten Seufzer, aus. *

Ihr Grüfte, geht vor euch ein Weltmann stolz vorüber,
Und sieht vielleicht euch nur gleich Bildersälen an?
O, morgen werd ihm nur der gute Himmel trüber:
Ein Unfall widerleg ihm seinen Staatsroman;
Er sinne nun nicht mehr, wie Nachbarn zu verderben,
Den eignen Staat schon er, und lerne selber sterben.

Gewiß ist es = = Den Glauben der Geschichte
Macht jener Zweiffel ganz zunichte,

* Siehe von diesen merkwürdigen Begebenheiten mit mehrerem die ihrer Schönheit und Nuzbarkeit wegen sich empfehlenden vermischten Abhandlungen und Anmerkungen des Herrn von Sinclär, S. 593.

Und es erscheint zuweilen noch ein Geist,
Der so, wie wir, in einem Körper lebte,
Auf höhern Wink unsichtbar um uns schwebte,
Und, wie er war, sich uns empfindbar weißt.

Aus einem Hause, wo berühmte Helden glänzen,
Und Fürstenhüte noch an Königscronen gränzen,
Sah eine Fürstin sich in diese Welt versezt,
Und kannte bald des Glüks, der Macht, der Hoheit Schranken,
Und lange schon gewöhnt an höhere Gedanken,
Hat Sie ein Grabmal oft mehr als ein Ball ergezt.
Die Gruft, wo lange schon manch Fürstenasche ruhte,
Besuchte sie beherzt, mit männlich hohem Mute;
Der grausse Tod schien Ihr hier nicht so fürchterlich:
Wo Decken schwarzen Sammts, mit Gold verbrämt, auf Särgen,
Von Cederholz und Zinn, des Moders Graus verbergen,
Da scheint der Tod uns minder schauerlich.

Hier ruht ein ernster Held, bekannt mit manchem Gram,
Den er, untröstbar oft, zulezt ins Grabe nahm.
Beherzt floh er die Welt, die Er zu lang schon kannte,
Wo Er von Liebe bald, und bald von Rache brannte.
Die Fürstin wolt Ihn sehn: der Sarg wurd aufgethan,
Hier schien Er unversehrt, und kühn rührt Sie Ihn an.
Doch ach, wie schauderte die bleiche Hand zurücke,
Da Er, als säh Er auf, mit einem drohnden Blicke,
Nun schnell zusammen fiel, und Sie, der Ohnmacht nah,
Vom Sturm, den Sie erregt, die Schreckensfolge sah.
So, wie ein Hirte flieht, der in den Finsternissen
Sich auf das Schlachtfeld wagt, und einsam Beute sucht,
Wann ihn die Hand noch schlägt, der er den Ring entrissen;
So schnell, so schaudervoll war hier der Fürstin Flucht.

Um Mitternacht, in dem verschloßnen Zimmer,
Lag sie, bald kalt, bald wieder heiß,
Und dacht, und bätete, in ungewohntem Schweiß.
Den Vorhang durch sah Sie erst einen kleinen Schimmer,
Und nun ein gehend Licht, das wie ein Irrschein war;
Nun eine lange schwarze Bahr,
Und Kerzen, die bewegt, wie durch einander schwommen.
Ach, rief Sie seufzend aus, die Stunde ist gekommen!
Doch, wie erschracke Sie, jezt fuhr vor Ihrem Blik
Der Vorhang, wie gezogen, schnell zurük.
Sie sah - - Doch besser ists, daß ich es nicht beschreibe,
Und was der Geist mit wenig Worten sprach,
Daß dies auch ein Geheimnis bleibe,
Und grosse Fälle folgten nach.

Ein Wort zu euch, ihr Götter dieser Erden!
Geniesset den Palast; sein Marmor ist für Euch,
Und für die Hirten ist arcadisches Gesträuch:
Hier grünt ihr Stab; aus Gold solt euch ein Scepter werden,
Und Gärten, meilenlang, sind eure Schäferfluhr.
Und so vergleichet uns auf dieser runden Erden
Die unpartheyische Natur!
Nur nach verschiedner Art, fiel jedem gleiches Glücke,
Und gleiches Loos aus gleicher Erbschaft zu.
Der schließt auf Kissen sanft die Thüre matter Blicke,
Und der macht auf dem Stroh der Augen Fenster zu.
Und, o, wie gönnt ich euch, ihr Grossen, die ich ehre,
Die Sternenpracht, die euch umstralt,
Wann nur nicht unter euch manch kleiner Wütrich wäre,
Der mit der Armen Blut die freche Dirne zahlt!

Wann dort der Hunger nur nicht die Provinzen plagte,
Bei eurer Hauptstadt Ueberfluß,
Und wann er nur das Wild, und nicht den Menschen jagte,
Der auf der Jagd ihm frohnen muß.
Doch auch das Wild verdiente sein Verschonen;
Erbarmet euch des Hirsches Noht!
Vergriff er sich etwan an euren Kronen?
Und warum jagt ihr ihn zu todt?

Doch lebet, wie ihr wolt! Mein Lied wird euch nicht bessern;
Ihr glaubt, die Welt steh nur für euch erschaffen da!
Von eurer Pracht, von euren Schlössern,
Die ich zu lange schon mit müden Blicken sah,
Kehrt sich mein Gram zu euch, hinwelkenden Gebüschen,
Die keine Vögel mehr, nicht Hirten mehr erfrischen,
Wo keinem Dichter mehr der Doris Lied gelung,
Und Schlangen nur voll Gift in matte Töne zischen,
Wo sonst die Nachtigal in seinem Kummer sung,
Und ihm das schönste Lied gelung.

Du dunkler Teich, der dort zum Schlamme ganz versunke,
Bestecket dicht mit Rohr, das dir dein Wasser trunke!
Historsche Saalburg dort! Verwachsne Dunkelheit!
Seyd mir ein prächtigs Bild verwester Eitelkeit!
Ihr tiefsten Gleisse hier, gedreht von schweren Lasten!
Als Trümmern schwimmen dort die hier gefahrne Masten!
Du kleiner Hügel, der voll Dorn und Reiser ist,
Sich, wie ein Igel, bläht, der starre Stacheln schießt;
Vermodert Wurzelfeld, vom Wilde umgerühret!
Sand, wo, wie durch ein Sieb sich dort ein Strom verlieret,

Gleich einer Brücke, wo ein Menschenschwarm sich mengt,
Sie bricht; nun stürzt ein Hauf, dem andern nachgedrängt.

Flößt Ernst in meinen Sinn, ihr Bilder, die erschrecken,
Und die geliebte Welt mit Schauern überdecken!
Ihr solt mir heilig seyn, wann gleich der Pöbel flieht
Vorm Spiegel, wo er sich so schwarz geschildert sieht!
Ihr solt mir heilig seyn! Ihr malt mir Grab und Erde,
Wo ich aus meiner Asch, als neu erscheinen werde!
Ihr zeiget mir den Ort, wo ich der Menschen Thun,
Als wie im Schauspiel seh, doch nur um auszuruhn.
Seyd mein bedekter Gang, und meine Schattengrotte,
Wo ich des Ungemachs, so, wie des Glückes, spotte.
Seyd mir mein Klosterzwang, und die Einsiedlerei,
Wo ich der Welt noch dien, als ob ich einsam sey!

O, Landschaft, die ich mir mit Todesfarben male!
Sey mir mein Portici, das vorm Vesuve bebt,
Zeig' mir des Helds Gefahr, der sich auf ihn erhebt,
Gleich der Gefahr *in meinem Thale*.

O sichrer Weg, wo nie der Weise irrt,
Er führt unendlich weit; doch unversehrt zurücke;
Du, o, Gedanke, der mich nie verlassen wird:
Wie gleich macht alles das Geschicke!

Einsame Wasser dort, aus Felsen, die ich flieh,
Ists möglich, kontet ihr aus diesen Steinen quillen?
Erschuf euch die Natur, des Wandrers Durst zu stillen,
Mit solcher ungeheuren Müh?

Nur einen Augenblik währt unser ganzes Leben!
Vor Traurigkeit stirbt man im Rheingau voller Reben!

Man gähnet auf dem Thron, die Hütte hegt Verdruß;
Vom Hunger stirbt der Greis, das Kind vom Ueberfluß.

In manchem finstern Buch, in rauhen Bardschen Oden,
Wird uns der Zukunft Bild, doch dunkel, vorgestellt.
Sie wachen wieder auf, die Toden,
In mancherlei Gestalt ins Leben hergestellt:
Wir haben längre Perioden,
Und sehen nach und nach das Ganze dieser Welt.

Nun will ich unsre Tage sehen,
Gehäuffet, wie Gewölke, stehen,
Wie ein gehemmter Strom vor einem Damme steht:
Er reißt, und Erd und wir vergehen;
Was wird, o Zukunft, noch in deiner Nacht geschehen?
Ein Kegel wird vielleicht aus unserm Rund gedreht.

Aus diesem Stoff, in diesen Trauerbildern,
Will ich mir einen Kirchhof schildern,
Dem Ball an Grösse gleich, auf dem ich schwankend steh;
Wo ich, als wie mit einem Blicke,
Die Hoheit, Schönheit, Macht und Glücke
In einem Staub beisammen seh.

Fünfter Gesang.

Ihr Mausoleen dort, und hier, ihr heilge Linden,
Wo modernde Gebein, oft Seelen, Ruhe finden,
Wann in dem Leichnam noch, zu einem sanften Schlaf,
Von Lebensregungen ein Rest zusammen traf!
Flößt Andacht in mein Herz; gießt in mein Auge Zähren!
Gebt mir Gedanken ein, die selbst mich überwähren!

Du, Höle, sey hier fern, wo ein ermordet Blut
Noch aus der Erde quillt, und sprudelnd zornig thut!
Zweideutger Richterplaz, schrek hier nicht meine Blicke!
Du, blutend Schlachtfeld, flieh vorm zarten Aug zurücke!
Der stille Garten hier, mit Menschenstaub bestreut,
Ist, minder fürchterlich, der Traurigkeit geweiht.
Du lebenvoller Zaun, o, schütze diese Grenzen,
Wo heilge Funken oft um fromme Gräber glänzen!
Ihr Kreuze, lehret uns den grossen Widerstand,
Den einstens Tod und Höll an eurem Gotte fand!
Drükt, kleine Hügel, nur den trägen Körper nieder!
Hier schwingt die Seele hoch ihr himmlisches Gefieder!
Nichts stillt ein braussend Blut; nichts hemmt der Triebe Lauf;
Hier dringt die Andacht sich uns wider Willen auf.

Hier, wo sich Fromme nahn, und Böse sich entfernen,
Hier rauchet unbemerkt manch Opfer zu den Sternen.

Ein Gotteswandrer hat sich bätend sich verweilt,
Von Mattigkeit gehemmt, und von der Nacht ereilt.
Am Euphrat wohl bekannt, am Crocodilschen Nile
Sah er sich noch entfernt von seiner Reisen Ziele.
Oft bat er seinen GOtt, doch nicht aus Eitelkeit,
Um längre Lebensfrist, zu sterben stets bereit.
Manch Alterthum, geweiht den Helden und den Göttern,
Wo in Phönicischen, oft Kreuzen gleichen Lettern
Manch weiser Spruch verhüllt, hat dieser Greis gesehn,
Und sprach: „Auch dieses ist dem Tod zum Truz geschehn.
Sein Schuzgeist führte ihn durch manches Abentheuer
In Hölen dort, und hier in sinkende Gemäuer.
Manch Eremit wohnt dort, umwachsen von Gesträuch,
Dem wahren Weisen bald, bald der Hyäne gleich.
Hier wird bei stiller Lamp, und philosophschen Sorgen,
Der Weisen Stein gesucht, Unheiligen verborgen.
Ein jedes Sinnbild wird aufmerksam hier betracht,
Wo Isis Priester oft, als wie ein Leibniz, dacht.

Hier stund oft, tiefsinn voll, der Greis, der Sprachen kannte,
Die Weisen nach der Reih, und die Systemen nannte,
Und gab vor Wissenschaft, mit Worten aufgebläht,
Den Vorzug der Natur, die jederman versteht.
Hier sah er unser Glük mit Wasserschaum gemalet,
Und höhnisch vorgestellt, bald, wie ein spielend Kind,
Bald wie ein leichter Duft, der sich von selbst entzündt,
Dann bläht, und in der Luft gleich einem Sterne pralet.

So war der ernste Greis, als er zur Heymat fort
Den weitsten Weg gethan, und kam an diesen Ort,

Wo er sehr lange schon an Nacht und Tod gewöhnet,
Ganz unerschrocken stund, an seinen Stab gelehnet.
Auf einmal schien er sich, als wie vom Traum erwacht,
Da etwas um ihn her ein still Geräusche macht.
Er hört, und sah um sich, und da er lauschend stunde,
Nichts sah, doch um sich her auch nichts als Schauer funde:
So wandt er sich zu GOtt, und bat ihn um ein Licht:
„ Gewähre, bin ichs wehrt, o, HErr, mir ein Gesicht!
„ Wann ichs nicht würdig bin, so heisse diese Seelen
„ Zurük in ihre Ruh, um Wandrer nicht zu quälen.
„ Aus Vorwiz bin ich nicht um Mitternacht noch hier;
„ Zielt es auf meinen Tod? = = Mein Leben ist ja dir.
Er sprach es, und ein Sturm durchwandelte die Lüfte;
Auf einmal sprangen nun die Schlösser dunkler Grüfte;
Mit knackendem Getös schoß, als aus einem Rohr,
Getrieben von dem Wind, gepreßter Staub hervor.
Wie Hände sah er was geschäftig sich bewegen,
Und blendend weisses Tuch auf viele Gräber legen.
Ein Murmeln saussete um sein betäubtes Ohr,
Als er auf einmal sich, wie weit in Wald, verlohr,
Und sah sich nun umringt von graussen Finsternissen:
Ihr schrekt mich nicht, sprach er, mir leuchtet mein Gewissen.
Als dieser erster Sturm ein wenig sich gesezt,
Schien es, als würd ihm sanft sein Angesicht benezt,
Und sein durchbalsamt Aug sah unsichtbare Wesen
In Büchern von Crystall mit goldnen Lettern lesen.
Aus manchem ofnen Grab sah er im Todtenkleid
Gestalten um sie stehn, voll Neugier, oft voll Neid.
Manch andre Leidenschaft sah er an den Gebärden,
Und dachte: Ists hier noch als wie auf unsrer Erden?
Was kleines, wie ein Kind, den zarten Hals umlaubt,
Und Rosen in der Hand, doch mit bejahrtem Haupt,

Und einer Flockencron aus leicht gefrornem Schaume,
Stund, schon bereit zum Flug, als weint es, an dem Baume.
Was andres flattert dort, wie scheuer Tauben Schaar;
Hier thut es einen Blik, als wär ein Silber gahr.
Hier rollten Wolken sich, als fielen sie vom Himmel,
Zu seinen Füssen hin, mit prasselndem Getümmel,
Und eine Stimm erscholl: „Phantomen weicht von hier!
„ Ein Wort ist mir erlaubt, o Greis! ich gönn es dir.
„ Ich bin der grosse Geist, der Sterblichen Geschicke,
„ Ich bin der Geist der Welt, des Schöpfers Meisterstücke!
„ Thier, Pflanzen, alles wird durch mich bewegt, belebt,
„ Durch mich wächst euer Schaz, den ihr in Schachten hebt:
„ Die Ströme theil ich aus nach Norden und nach Süden;
„ Dreh eure Kugel um, und geb euch Krieg und Frieden.
„ In mitler Region ist euer Haus bestellt,
„ Verlaßt ihr, wann es soll, die euch geliebte Welt.
„ Geheim würkt ihr noch mit in eurer Brüder Leben,
„ Und würdet, wann ich wolt, auch sichtbar um sie schweben;
„ Dies aber störte nur das euch bestimmte Thun;
„ Die Toden warnt mein Wink: Die Lebenden laßt ruhn.
„ Nur selten laß ich es, nie ohne Grund, geschehen:
„ Dem Brutus vor der Schlacht ließ ich was schreklichs sehen.
„ Und jener Welttheil dort, den ihr* so spät entdekt,
„ Wurd, eh der Zeitpunct kam, gewarnet und erschrekt,
„ Die Bücher, die du sahst, sind voll von hohen Sachen,
„ Was Plato euch gelehrt; worüber Thoren lachen,
„ Dies merke dir, o Greis! Als Mensch war er mein Ziel;
„ Ich führt ihn auf die Höhn, und ich vertraut ihm viel.
„ Auch viel könt ich noch dir = = Doch thue keine Fragen;
„ Bald neigest du dein Haupt; dann will ich dir es sagen.

* Die Scene ist in Europa, und der Greis ein Europäer.

Der Pilgrim stund halb blaß, wie matte Abendröhte,
Und zitterte vor seinem grossen Freund.
So, wie ein Hirte steht, wann ihm Apoll erscheint,
Und freundlich mit ihm spricht, und schenkt ihm eine Flöte.
Der Geist sah ihn, und gab ihm einen Diamant,
Durchfunkelnd, wie ein Stern, in die gestärkte Hand.
Auf einmal sah der Greis sich ganz durchsichtig werden:
„So, sprach der Geist, seh ich das Innre deiner Erden,
„ Und seh in euer Herz, wie in den Ocean:
„ Ein jeder ehre GOtt, wie er es weiß und kan.
„ Sein Dienst glänzt hier im Licht, stralt dort durch Finsternisse;
„ Die Tempel sind nicht gleich, ihr Menschen macht die Risse.
„ Wann dort ein schieffes Maas die Säulenreihe führt,
„ Ists hier ein runder Thurm, mit einem Hut geziert.
„ Verschieden wird GOtt hier, und anders dort begriffen;
„ Das Meer, das ihn umgiebt, kont ich noch nie umschiffen.
„ Und alles zittert in der Höh,
„ Und in der Tieffe, die ich selber schauernd seh.
„ Sein Seraph, der sich oft in seine Flügel hüllt,
„ Und ihn anbetend steht, erkennet seine Schranken,
„ Und wann er sich nicht mehr in seine Flügel hüllt,
„ Und dann, voll Sonnenglut, mit ewigen Gedanken
„ Des Geistes grossen Raum, den GOtt ihm gab, erfüllt,
„ Sind seine himmlische und grösseste Gedanken
„ Von GOtt doch nur ein prächtigs Bild.
„ GOtt streute dort der Sterne Saamenfunken
„ Ins Leere hin = = Da waren sie gesunken!
„ Er ist es, der durch mich die Morgenröhte wekt,
„ Und öfters donnernd sie, als wie im Schlummer, schrekt.
„ Doch, Frommer, denke nach = = Hier war er stehn geblieben,

Und er verschwand in stiller Majestät.
Ich seh, rief er noch nach, mein Greis, in deinen Trieben,
Ein heiß aufwallendes Gebät!

Die Muse hat dies oft mir und dem Freund erzählet,
Der endlich, ganz verwirrt vom Lauffe dieser Welt,
Den dunklen Creuzgang sich zum Ruhepunct erwählet,
Wo er ein Crucifix in frommen Händen hält.
Der Weisheit Schule dort, des Zeno Bilderbogen
Hat er den heilgen Gang des Klosters vorgezogen.
Hier fällt ihm Isis nicht, noch Horus ein, ihr Sohn,
Wo er Marien ehrt, und jene Martercron.
Wie thöricht hatt ich mir an Hof ein Glük erwählet,
Spricht er, und seufzt = = Ich seufz ihm nach.
Er kannte Sorgen ungezählet;
Wir sahn den Oby nicht, und doch viel Ungemach.
„ Wo find ich, sprach er, Trost? Wo flieht die Hofnung hin?
„ Wann, langen Reisen gleich, die Sorgen mich ermatten:
„ Wo flohest du indeß, geliebte Hofnung, hin?
„ Im Labyrinthe der verschwiegnen Schatten,
„ Sücht so den ungetreuen Gatten
„ Die Nachtigall, des Frühlings Sängerin!
„ Mit einer Leichencron, aus dünnem Flor gefaltet,
„ Sah ich den ernsten Tod vor meinem Kaiser* stehn,
„ Und jene starke Hand, die über Ihn gewaltet,
„ Sah ich auf einmal sich gewandt nach Osten drehn.
„ Die Nadel, welche mich magnetisch nordwärts zoge,
„ Und manchen Schiffer schon, indem sie wich, betroge,
„ Veränderte vorher schon Wesen und Natur:
„ Von meinem ganzen Glük sah ich nicht mehr die Spur.

* Carl der Siebende.

„ Ein neues Hofnungslicht durchschimmerte die Stunden,
„ Die, wie in einer Gruft, mir, blind und taub, verschwunden.
„ Auch dies, verlöschet nun, allmächtiges Geschik!
„ Als wie von einem Donnerregen,
„ Ein Irrlicht löscht, und ach, umsonst seh ich zurük.
„ Der schönsten Aussicht steht ein schwarzer Fels entgegen.
„ Ja, schon zu tief hab ich in Welt und Gruft gesehn,
„ Zu sehr kenn ich die prächtgen Eitelkeiten,
„ Und mich zum Tode zu bereiten.
„ Hab ich mir diesen Ort ersehn.
So hört ich meinen Freund, und einen Staatsmann klagen,
Und er vollzoge den Entschluß;
Ein Fall, den ich zu meinen Tagen,
Im schwärzsten Tusche zeichnen muß.
O, nie unwehrter Freund, noch, wann du irrst, geehret!
O, würde mir mein Wunsch, dein wahres Wohl, gewähret!
In deinem dunklen Gang, in deiner Celle dort,
Besucht dich oft mein Geist, und lispelt manches Wort.
Ach, denkst du, sinnst du dort in deinen heilgen Stunden,
Dem Weltlauf nach, auch noch an mich zurük?
Noch an die alte Zeit, da uns, genau verbunden,
Erfahrner Du, als ich, noch teuschte Wunsch und Glük?
Da wir in Zauberschlössern irrten,
Uns unterrichteten, und wieder uns verwirrten;
Gesez und Regeln hielten mich,
Beim Auslauf in das Feld der höheren Gedanken,
In offner Rükkehr sichern Schranken:
Doch weit verlohren sah ich dich.

Der höchsten Vorsicht sey, o Freund, dein stilles Leben
Mit meinen Tagen hingegeben,

Die lange schon mein Gram vergißt.
Ihr sind wir mehr, als eine Sonne,
Die, ungerührt von ihrer eignen Wonne,
Sich, unbewußt der Pracht, die sie umstralt,
Wie ein geblendter Sclav im ewgen Kreisse drehet,
Ihr Bild nicht sieht, das sie auf Wasserwogen malt,
Und das Gebot nicht hört, worauf sie stille stehet.
Nur ein Gespräche noch, ein Wort, wünscht ich mit dir
Von dieser Welt, wo wir als Antipoden stehen;
Noch einmal wünscht ich dich zu sehen,
Ich weiß, du wünschest es mit mir.
Du schweigst? Ach, strekte sich schon aus dem hohen Himmel
Die unsichtbare Hand, und risse dich von hier!
Und liesse mich noch im Getümmel,
Voll sorgender, voll fast verzweiflender Begier!

Auf eisern Rädern rollt des Todes schwarzer Wagen
Mit fürchterlicher Pracht daher:
Er läßt sich Spieß und Pfeil und Schwerdter vor sich tragen,
Und Kolben, welche Centner schwer.
Auf Tausende fällt nun der Schwindelgeist des Krieges;
Der Tod, allein gewiß des Sieges,
Haucht nun den Ehrgeiz giftig an.
Er tobt, und alles eilet zum Verderben:
Er sieht der Millionen Sterben
Nur als ein Schneegestüber an.
Er wartet erst, bis hohe Himmel stürzen,
Und der Saturn versenkt erst fallend seinen Kahn.
Er sieht, bereit, die Laufbahn abzukürzen,
Fast jeden Augenblik, als eine Losung, an.

O, Ehrgeiz, voll von überirrdschen Sorgen!
O, unerforschter Ocean!
Im Stralenschmuk bist du am heitern Morgen,
In Boy und Flohr, am Abend, angethan.

Die Tausende schon hin in Abgrund raften,
Was sind sie, Sterbliche, die grossen Leidenschaften?
Was sind sie, als für einen Kahn,
Ein Welt zerstöhrender Orcan;
Ein Wolkenbruch für eine Mücke!
Ach, du unlesbares Geschicke,
Wie schwülstig, wie verwirrt, ist unsrer Welt Roman!

Was soll ich thun? Ich werde schweigen;
Vor so viel Sceptern mich tief bis zur Erde neigen,
Zur Sonnen Anblik nur ganz aufgerichtet stehn.
Ich seh der Tugend Kleid, beflekt mit heilgen Mängeln,
Und seh ich auf dem Bal der Sternenschmuk von Engeln;
So hab ich in das Herz der Eitelkeit gesehn.

Die Welt hab ich gewiß gesehn;
Den Tod sah ich vor meiner Wiege stehn,
Und er ergreift mich noch, eh Sterne untergehn.

O, scherzt nur nicht so frei mit euren Musen,
Ihr Dichter, voller Lieb und Wein!
Der Tod sieht boshaft in der Schönen Busen,
Und schreibt sich in ihr Blut mit dem Geliebten ein;
Und mit der Zukunft stets entzweihet,
Und jedem Feind, der prophezeihet,
Hemmt er der schönsten Tage Lauf,
Von einem Himmel, der ein Königsbette decket,
Dreht er in Mitternacht die Schrauben boshaft auf;

Die Decke stürzet, und erschrecket,
Und tödtet, und vollendt ist nun ein ganzer Lauf
Von Dingen, welche künftig waren;
Ein Lauf von hofnungsvollen Jahren
Hört, einer Sanduhr gleich, wie ausgelauffen, auf.

Indessen Helden sich um Schollen Erde schlagen,
Und ernst, als gält es ganze Welten, thun;
Indem sie sich um Augenblicke schlagen,
Und ernst, als gält es Ewigkeiten, thun;
Will ich im Schoose zarter Klagen,
Im Arme sanfter Schmerzen ruhn,
O, gönne mir, o Zeit, den Rest von meinen Tagen,
Den Rest vom unvollendten Thun,
Noch mein im Tod - - Ein Lohn für wahre Klagen!
Ich sterb, und will mich jezt in jene Tieffen wagen,
Wo meine Philosophen ruhn:
Ich werde sie nach schweren Rähtseln fragen,
Und dort in ewig längern Tagen
Die hier gesparte Zeit verthun.

Sechster Gesang.

SENECA.

Cernis hos tumulos ducum
Et nuda totis ossa, quae passim iacens
Inhumata campis?

1755 = = 1759.

Verhüllt in mich, ein Rähtsel mir und andern,
Seh ich die ernsten Stunden wandern,
Die Stunden öder Mitternacht.
Gespenstern gleich seh ich Gedanken einsam schweben,
Die Tag, Geschäft, Zerstreuung umgebracht;
Wie Seelen nach dem Tod sind sie im andern Leben;
Ihr Himmelreich ist Einsamkeit und Nacht.
Ich denke fort, und scheue keine Grenzen;
Mich blendet nicht der Sterne Glänzen;
Es ist was göttlichers als sie.
Ich weiß nicht, sind es Götter, die dort wohnen;
Noch welch erhabner Zwek aus diesen Fernen stralt;
Noch ob die Tugend dort, mit Sceptern und mit Kronen
Das Blut der Märtirer bezalt.
Ich kenne kaum die Dinge, die ich sehe,
Und steh am Rand des Meers, wo ich einst untergehe;
Doch weiß ich, daß von mir ein Zwek noch übrig ist;
Der unerfüllet bleibt, wann sich mein Auge schließt,
Wann ich den Himmel nicht mehr schaue,
Wann von der Welt gewölbtem Baue

Das schon gebrochne Aug nur ein Gewölke sieht,
Das ihm vorbei und mit ihm alles flieht.
Schufst du uns, GOTT! (Verzeih die frechen Fragen!)
Dich anzubeten, oder anzuklagen?
War unser sterbend Seyn des Worts der Allmacht wehrt?
War es der Weisheit wehrt, die uns erlesen?
Von jedem Augenblik wird unser Tod begehrt;
Im zweiten war ich schon nicht mehr, der ich gewesen,
Der Kindheit hundertster glich einem ganzen Jahr;
Von tausenden, die längst vergessen,
Ist einer schon genug, mein ganzes Seyn zu messen;
Im lezten werd ich seyn, was ich im ersten war,
Und beide sind, und Wieg und Grab vereinet.
Wir blühen und verblühn, eh Tag und Licht erscheinet,
Wie jener Baum in seiner Blüten Pracht.
Nur eine traurige, nur eine dunkle Nacht
Des Menschen Rolle spielt, und eh Aurore wacht,
Ist schon sein Trauerspiel vollbracht.

Wo sind sie? = = = Sprecht, erschrokne Zonen!
Zerstörter Völker Millionen!
Wo sind sie? Sie erscheinen kaum
Noch als ein weisser Wellenschaum,
Im dunklen Abgrund der Vergänglichkeiten.

Carthago liegt = = = Rom sieht mit siegerischen Freuden
Den Adler und das Glük in gleich erhöhtem Flug,
Und heiligt die von marmornen Gebäuden
Verlaßne Stätte mit dem Pflug.
O Eitelkeit der Eitelkeiten!
Auch Rom, die Stolze, fiel!
Das Schiksal schaut herab mit stets gespannten Saiten,
Und nie verfehlt sein Pfeil das Ziel.

Wir sind im Meere der Begebenheiten,
Wie eine Feder ist, der Wellen Spott und Spiel!
Was fiel, als Cäsar lag? als Rom mit Brutus fiel?
Ein Sandkorn in der Uhr der Zeiten.
Und unsre Erde selbst, der Grund, auf dem wir stehn,
Mit welchem wir uns täglich drehn,
Steht dieser dann so fest, und ist es nicht geschehn,
Daß, Sterbliche, selbst eurer Kriege Bühnen,
Die Felder, wo die Lorbern grünen,
Mit Helden, Sieg und Lorbern untergehn?

Ihr Völker kniet, ehrt GOTT in seinen Wettern!
Er spricht Worte, die zerschmettern,
Und seine Hand wirft einen Ocean
Auf Länder, die er untertauchet.
Er bläßt in Thulens Schoos das ewge Feuer an,
Das unter Eis und Schnee bis zu den Wolken rauchet.
Der erste Nord, von ihm kaum losgelassen,
Tobt brüllend um sich her, stürzt Fels auf Felsen um:
Die Meere fingen an, das feste Land zu hassen,
Und raubten Inseln, nun ihr Eigenthum.
Doch wie oft zittern noch der Erde Vesten
Vor seiner Allmacht ernsten Bliz!
Manch weites Land ist längst der Wellen Grund und Siz:
An ehmals Thürmen und Palästen,
Versenket nun im blauen Ocean,
Hängt sich ein Muschelheer, gleich als an Felsen, an.
O reich an Scenen und Veränderungen
Warst du, o Welt, schon jung des Schiksals Trauerspiel!
Noch hattest du dem Nichts dich glücklich kaum entschwungen,
Als schon = = = o welch ein kurzes Ziel!
Durch gräßliche Erschütterungen

Deine stärksten Adern sprungen,
Tausend Fluten dich durchdrungen,
Und in sich selbst dein Bau, noch unvollführt, zerfiel!
Er wurde hergestellt = = = Doch was hat er erfahren
In der Unfürdenklichkeit
Der tausenden verfloßner Jahren!
In seeliger Unwissenheit
Pflügt jezt der Landmann dort, wo Schiff und Wellen waren:
Auf jenem Berge kan man noch den Anker sehn,
Den jenes Schiff verlohr = = = Es solte untergehn.

Welch Palinur war es, der dieses Schiff regierte?
Wars Ehre, war es Geiz, der diese Kühnen führte?
Was haben sie in ihrem Lauf entdekt?
Und welch Orkan hat ihre Kunst bestritten?
Welch Volk von nun mit ihm urlang zerstörten Sitten
Hat einst ihr Uberfall erschrekt?
Hier, wo jezt Fluren blühn, und dunkle Haynen grünen,
Hier schwebten sorgenlos mitleidige Delphinen;
Und manches Wilden Kahn verlohre sich vielleicht,
Wo die goldfarbne Saat die Sense nun durchstreicht:
Hier schwamm der Wallfisch; ihm vorher angstvolle Schaaren
Von Fischen, welche kleiner waren:
Hier wo der Wallfisch schwomm, herrscht nun ein Held = = =
Doch ach!
Im Laufe seiner Götterthaten,
(Sprich du, sein armes Volk! sprecht überwundne Staaten!)
Ahmt er dem Wallfisch glücklich nach.
Wo ist der Zwek von seinen grossen Sorgen?
Will er vom Nachruhm längres Leben borgen?
Die Welt, die er verheert, soll sie ihm dankbar seyn,
Und unwürdig, von ihm der Aschen Rest zu fassen,

Da, wo er Wüsten hinterlassen,
Ihm Tempel und Altäre weihn?

Des Menschen Thun! Was find ich zu betrachten?
Wer es kennt, wird es verachten.
Welch ein Räthsel ist die Welt!
So sorgen Menschen, nahe dem Verderben,
Für andre, die nach ihnen sterben!
So stirbt der Sclave für den Held;
Der Held für Sclaven, beide oft vergebens;
Der reif zum Tod, der müd des Lebens:
Ach! so ist unsre Welt!
So ist sie! und wir fahren fort zu sorgen:
In mancher einsamen, verschwiegnen Nacht
Wird an den tausendsten entfernter Morgen
Vergebens und zu spät gedacht.

Verdammt zum Pflug zieht dort sein kummervolles Leben,
Durch Noht und Hunger, die es stets umgeben,
Der Landmann müd und kraftlos fort:
Die Sorge für das allgemeine Beste
Verirrt sich nicht zu diesem Ort:
Sie schwebt im Labyrinth der Schlösser und Paläste:
Des Landmanns Elend dauret fort.
Seht jenen Schwarm von Männern und von Rossen,
Versamlet zum gemeinen Wohl!
Er wird beraubt und sein unschuldigs Blut vergossen,
Damit er glüklich werden soll.

O Unschuld! rette dich, da, wo der Billigkeit,
Der Freundin der Natur, der Himmel Schuz verleiht!
Hier ist kein Schuz für dich! Sieh, Heere, dich zu würgen,
Stehn der Tyrannen Wink bereit!

Flieh nach den Andischen Gebürgen;
Du findest keine Sicherheit!
Trau ihren Höhen nicht, indem sie Wolken spalten,
Der Himmel blizt auf dich, den ihre Spitzen halten *

Von Schiffbruch und Gelübd siehst du hier ein Gemäld;
Der rief die Götter an, und ist dem Tod entschwommen:
Dem Pinsel kanst du traun; er ist es nicht, der fehlt:
Allein Diagoras vermisset das Gemäld
Von tausenden, die umgekommen.
Doch dann, wann unsre Todesnacht
Unferne droht, und das Gewissen endlich wacht,
Zeigt sich das Recht, das dir, o Unschuld! wiederfähret,
Und ringend mit dem Tod, wer hat sich nicht bekehret? **

Der opfert einen Hahn, und thut den lezten Schritt;
Der nimmt des Lama Harn zu seiner Stärkung mit;
Auf Amida's Verdienst flieht sicher jenes Seele;
Der tritt die Reise an, gesalbt mit heilgem Oele;
Der wartet auf den Tod und ein glükseelgers Land,
Der frömsten Ehrfurcht voll, den Kuhschwanz in der Hand.
Der tritt mit grossem Mut vom Schauplaz dieser Erden,
Wo nichts ihn reizt, nichts mehr bewegt;
Doch eh ihn noch des Priesters Keule schlägt,
Muß er, wie sie, erst blau gefärbet werden.
Dann singt er noch der Schwanen kläglichs Lied,
Und macht mit trotzigen Gebärden
Den Priester und die Keule müd:
So können Thoren auch den Helden ähnlich werden!
Dort sucht ein Philosoph, um ruhig zu erblassen,
Auch ohne Rom und Genf Schluß, Trost und Mut zu fassen:

* Hier fehlen einige Zeilen. ** Hier fehlt eine ganze Stelle.

Er kennt die beste Welt; sie soll die beste seyn.
Verborgen noch in seiner eignen Tieffe
Spinnt sich sein Geist in dunkele Begriffe,
Wie in sein seidnes Grab der Wurm der Perser ein:
Auf einen Augenblik der Ziffern und Monaden,
Und selbst der besten Welt entladen,
Dreht er, vom Tod ereilt, sich nur im Bette um,
Wirft die Argenis weg, und ruht auf seinem Ruhm.

O Welt, von ihm noch nicht genug betrachtet,
Noch nicht genug von Heraclit beweint,
Noch nicht genug von Democrit verachtet,
Wo Pythagor verwandelt noch erscheint!
Wo Epikurs Atom noch in dem Leeren schwebet,
Wo in ungestirnter Nacht,
In manchem Winkel noch Spinozens Spinne webet,
Und unsichtbare Netze macht.

Welch ein Gewühl von Menschen und von Thieren?
Sinds Triebe der Natur, die sie in Abgrund führen?
Zerstören sie sich selbst, und ist dann nichts, das lebt,
Und nicht vom Raube lebt? Was thun Vernunft und Seele?
Die Auster raubt, die dumm am kalten Felsen klebt;
Die Welt ist eine Rauberhöhle.

So muß 'stets etwas untergehn,
Und so kan eines nur durchs andere bestehn.
So nähren Flüsse sich von Dünsten aus den Meeren,
Und Meere können sich nicht ohne Flüsse nähren;
Die Erde trinkt den Thau; die Sonne zieht ihn auf;
So ist der Dinge Lauf; die Welt, in der ich lebe,
Ein penelopisches Gewebe,
Ein zauberischer Zirkellauf.

Und

Und Scenen der Verwandelungen
Sind hier natürlich und gemein:
Wie mancher Geist hat sich vielleicht dem Grab entschwungen,
Ein Schmetterling, ein neues Thier zu seyn?
Vielleicht ists wahr, und über Idens Hügel
Erhoben Priams Sohn, des neuen Vogels Flügel?
Von einem Sclaven treibt des Uhrwerks bleiern Rad
Vielleicht der Geist Achills, der Götterthaten that?
Wer ehmals als Tyrann die Welt verheeret,
Wer Völker ausgetilgt, und Reiche umgekehret,
Natur und Recht, und Bund, Eid und Altar verlezt;
Wer einst ein Nero, einst ein Attila gewesen,
Ist jezt vielleicht der Wut der wilden Irokesen,
Und ihrem Pfal und Flammen ausgesezt;
Vergebens ist vielleicht die Sorge, die mich quälte,
Womit ich oft mein ganzes Herze füll,
Der Bühne Meister, der die Rollen wählte,
Der weiß es, und die Welt ist das nur, was er will:
Vielleicht nur ein bewegliches Gemälde,
Und steht auf einmal gänzlich still.

Tyrannen! würgt dann nur, bannt aus der Welt den Frieden!
Macht alles öd, entthronte Fürsten blind!
Seyd grausamer als Pest, und Meer, und Flammen sind!
Von Menschenköpfen baut euch Pyramiden!
Zieht unsers Elends Vorhang auf!
Kein beßres Loos ist uns beschieden!
Von Menschenköpfen baut euch Pyramiden!
Mit Leichen hemmt der Ströme Lauf!
Ach, alles eilet ja, Zerstörung, dir entgegen!
Den heut des Wütrichs Schwerdt entleibt,

Ist er unglüklicher, als den auf längern Wegen
Des Todes Schrecken vor sich treibt?
Der Sorgenstachel, der durch Helm und Panzer dringet,
Wird von Tyrannen auch gefühlt:
Ein Tod erwartet sie, der langsam sie verschlinget,
Wie Ceylons Schlange dort mit ihrem Tyger spielt.

Was denk ich länger nach? Es ist das alte Meer,
Wo Inseln hier entstehn, und Länder dort gehn unter:
Die Zeit bringt wiederum die alten Scenen her,
Macht uns und Sonnen alt, und bleibt selbst immer munter.

Geist, Thiere, Welten sind Gefährten deiner Reisen;
O Zeit! Gespräch und Rähtsel unsrer Weisen;
Der Himmel Schwester, Kind der Ewigkeit!
O Abgrund, voll von Furcht und Hoffen,
An Ruhe leer, stets zum verschlingen offen!
Kaum kehrt, o Zeit! von dir ein Augenblik,
Hat er im Streit mit Welt und Sonnen
Den zweiffelhaften Sieg gewonnen,
Von dieser Beute satt, zurük;
Ein Geisterheer fehlt noch, das dich ernähret,
Und von Gedanken noch ein Lauf, der ewig währet,
Aus deinem Durste quillt stets eine Künftigkeit,
Und werdend wird sie dir schon zur Vergangenheit.

Wo ist, o Zeit! der Ort, wo deine Schwingen ruhn?
Das Glücke schwäzt uns vor, so, wie die Gaukler thun,
Und lässet uns nicht sehn, wie sich die Räder wenden,
Die der Maschine Lauf erhalten und einst enden.
Den Grund der Dinge sollen wir nicht sehn,
Und als Unwissende vom Schaugerüste gehn;
Das Vorspiel hält uns bis zum Abend auf;

Wo aber, fliehnde Zeit, wohin geht dann dein Lauf?
Ach, an die lezte der Secunden
Des Jahrs, dem ich entronnen bin,
Das drohend mir, wie ein Kometenstral, verschwunden,
Hängt sich die erste meiner künftgen Stunden = =
= = = O Zukunft! Wolken gleich, nur halb noch angebunden,
Und gleich dem Schwerdte, das an zarter Seide fest,
Zur Scheitel, die es warnt, den Schlaf nicht kommen läßt.

Ach! soll mein Traum noch bis zum Morgen währen?
Soll erst der Tag mein Schattenschloß zerstören?
Was hoff ich? Sterben ist mein Loos.
Zu glüklich, wann mein Herz die eitlen Wünsche hasset;
Doch, ach! ein falsches Glük nimmt schmeichlend mich in Schoos,
Und drükt, indem es mich umfasset,
Noch unter dem Gefühl der Lust,
Dolch und Tod in meine Brust.
Ich denke noch an jene Augenblicke,
An jenen Traum = = = Doch so ist mein Geschicke;
Mein Schmerz, mein Gram, mein Fall soll niemals klein,
Und mein Verlust soll stets der größte seyn.
O! dürft ich noch ein Lied von meinem Kummer wagen?
Ein Dichter darf den Wäldern klagen,
Der bunten Flur, dem sanften Bach
Erzählet er sein Ungemach;
Allein ich darf es nicht mehr wagen,
Auch dieses ist ein Ungemach.

Mein Morgen, o wie traurig war sein Schein!
Was wird, o Freund! mein früher Abend seyn?

Die schönsten Wünsche meines Lebens . . .
Wie Blüten fallen sie dahin;
Wie Blüten ohne Frucht; ein Frost macht die vergebens,
Und jene macht ein Glük vergebens,
Dem ich zu wenig Thor, dem ich zu ernsthaft bin.
Was zürnen wir dem widrigen Geschicke?
Verdienst und Schiksal sind nicht gleich.
Es ist das Spiel von einem blinden Glücke;
So ist ein König arm, so ist ein Bettler reich.
Es ist das Werk von einem Augenblicke;
So sterben wir, so sind wir alle gleich.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich folge dem Geschicke.
Ich sterb, und o wie viel sind Sterbende zurücke!
Ich seh mit gleichem Aug das Leben und den Tod;
Das Glücke, das mir winkt; den Unfall, der mir droht;
Ich seh auf gleicher See, ich seh in gleichen Tieffen,
Die Bretter eines Kahns; den Wald von Orlogschiffen.
Und alles, was ich laß, ist nichts als Eitelkeit;
Und alles, was ich flieh, ist Unzufriedenheit.
Mich reut es nicht, daß ich nicht die Natur ergründet,
Und daß mein Geist noch nicht sein eignes Wesen findet;
Daß mir so mancher Zwek noch unerreichet bleibt,
Daß ich das Rad nicht seh, das meine Tage treibt.
Seh ich die Menschen an, so, wie sie gleich den Thieren
Ein Leben, wo sie nie ans künftge denken, führen:
So find ich sie des Tods und ihres Schiksals wehrt,
Und zürne nicht dem Wurm, der meinen Leib begehrt.
Von höhern Geistern wird der Unterschied belachet,
Den Aberglaub und Stolz noch zwischen beiden machet.
Des Riesen Knochenberg, der kleinsten Mücke Leib,
Sind beide der Natur gleich leichtes Zeitvertreib.

Der Steuermann, der jezt das größte Schiff regieret,
Hat einen kleinen Kahn zuerst geschikt geführet.
Der Mensch, der seine Kraft kühn nach der höchsten mißt,
Wo weiß er, ob sein Tod der erst und lezte ist?
Wir haben keinen Geist, der sogleich himmlisch denket;
Von jenen Geistern, die kein Körper noch umschränket,
Ist unsre Herkunft nicht; wir sind von einer Art,
Mit welcher ungestraft sich jeder Körper paart,
Und wir empfiengen nur, daß unsre Kraft sich übe,
Den oder jenen Leib, mit ihm Gefühl und Triebe,
Und unsre Seele irrt in diesem prächtgen Bau,
Den heute ich vielleicht zum leztenmale schau,
Bis daß wir, unsrer Kraft und Fähigkeiten Meister,
Uns in den Kreis erhöhn der körperlosen Geister.

Ihr Freunde, gute Nacht! ich seh die dunkle Höle:
Hier ruht indessen meine Seele
In dem Gedank des Tods, der sie so sanft vergnügt,
Und sänfter noch als in den morgenländschen Feldern,
Als in Arabiens glükseelgen Zimmetwäldern *
Die matte Wollust sich im Arm der Trägheit wiegt.
Hier ist der ernste Ort, der Ort, wo nichts mich störet;
Hier herrschen Einsamkeit und Nacht;
Hier klag ich, wo mich niemand höret;
Hier weicht mein Recht nicht vor der Macht;
Hier klag ich, wo mich niemand höret;
Hier herrschen Einsamkeit und Nacht.

Hier in den Gräbern find ich dich;
Dich, erste Nacht; dich, ersten Schauer;

* Cinnamis ſiluas Arabum beatas
Vidit - - - SENEC.

Hier seh ich dich, o Welt! in deiner ersten Trauer,
Als Tag und Unschuld von dir wich.
In diesem kleinen Raum seh ich das grosse Ganze,
Der Dinge Strom, wie er in Abgrund schießt,
Und dich, o Welt! wie du nach dem verlohrnen Glanze,
Dir selbst zur Last, dir selbst ein Greuel bist.

Hier ist die Gruft, wo noch in stillen Nächten
Mein Kummer einsam, ungehöret weint;
Die Gruft des Gütigen, des Holden, des Gerechten:
Hier liegt, hier schläft, hier ruht mein Freund.
Was ruhn in diesen engen Schranken,
Für prächtige, für himmlische Gedanken,
Welch eine Zukunft schlummert hier!
O Seele! die in jenen Sphären
Jezt Sonnen überstralt, verschmäh nicht meine Zähren!
Ihr Strom nimmt seinen Lauf zu dir.

Hier ist das Grab, das mir die Sorgen früh bereiten,
Vielleicht mein erstes Glük, das mir kein Feind mißgönnt;
Hier ist die Grenze, wo sich von den Sterblichkeiten
Unsterblich meine Seele trennt;
Hier ist kein Neid, der unsre Unschuld kränket:
Kein Purpur mehr, vor dem sich ihre Blöse scheut,
Und auf die Frage: Was die Nachwelt von uns denket,
Antwortet die Gleichgültigkeit.

Hier ist der Fall der übermütgen Wellen,
Die mit den Wolken sich vermählt:
Hier wird kein Freund sich mehr verstellen;
Hier wird nichts mehr bereuet und gewählt.

Hier ist der Ort, hier finden meine Klagen
Ihr leztes, ihr erkornes Ziel.
Hier endet sich mit meinen Trauertagen
Des Glückes blindes Spiel.
Hier hört das Labyrinth von meiner Laufbahn auf.
Hier endet sich mit meinen Kräften,
Von so viel quälenden Geschäften,
Von so viel Sorgen einst der Lauf.
Von so viel Wünschen, die dann mit den Sorgen schlafen,
Vereint im Arme der Zufriedenheit:
So samlen Schiffe sich im angewisnen Hafen,
Von Sturm und Nacht zerstreut.
Hier fassen meines Sarges enge Räume
Des Lebens ganze Lust und Müh,
Entwürfe, Hofnungen und Träume,
Schluß, Wahrheit, Wahn und Phantasie.
Ich sehe mich schon an des Flusses Munde,
Der meines Lebens Kahn ins Meer des Todes führt:
Sie rauscht daher, die fürchterliche Stunde,
Wo sich mein Herz zum leztenmale rührt;
Wo es kein Blut mehr durch den Körper spritzet,
Das kalt in ihm sich häuft, und jene Angst gebiert,
Wo auf der Stirn der kalte Schrecken sitzet,
Der Athem, den ich such, auf einmal sich verliert;
Wo meine Haut ein Eis aus allen Röhren schwitzet;
Wo aus dem trüben Aug, das sich noch ängstlich dreht,
Des Lebens kleiner Rest zulezt noch sparsam blitzet,
Und dann sein Glas zerbricht, und dann sein Licht vergeht;
Und dann sein Licht vergeht!
Wo ist mein Geist, der sonst aus diesem Auge stralte?
Der Himmel, der sich sonst in ihm so prächtig malte?

Ach! alles ist beraubt des Lichts,
Für mich nunmehr ein Schatten und ein Nichts.
Der Wangen Feld verblüht, nun bald der Würmer Weide;
Ihr Purpur gleichet schon dem blassen Todenkleide,
Und Erd und Moder ist mein Leib nun unterthan,
Und den Lebendigen ist er nun schon zuwider;
Ein ewger Frost dekt seine Glieder,
Die keine Sonne mehr erwärmen kan.
So sterb ich? Ja, ihr Freunde seht mich sterben,
Noch eine Scham nur kan die bleichen Wangen färben;
Dem Schmerz kan ich vielleicht nicht widerstehn;
Ihr werdet mich vielleicht ihn noch empfinden sehn,
Und unruhvoll trett ich vielleicht von dieser Bühne,
Es sey; doch seht, es flieht mein Geist,
Noch zornig auf den Schmerz, voll Zorns auf die Maschine,
Von der er sich großmütig reißt:
Ja, seht, wie ich ganz ohne Furcht erblasse,
Und himmlischer Gedanken voll,
Gleich einem Licht, das jezt verleschen soll,
Die lezten Funken noch zusammen fasse,
Und von der Seele, die nun ewig scheiden soll,
Den lezten Stral noch glänzend spielen lasse!

Versuch
vom
Menschen
in
zweien Büchern.

Inhalt des ersten Buchs.

Der Mensch ist seinem Ursprunge nach ein schwaches Geschöpfe. Dasjenige, was er mit Pflanzen und Thieren gemein hat, erwecket einen Argwohn, daß er so gar wesentlich von ihnen nicht unterschieden sey. Lächerlich klagt er in der Kindheit; noch lächerlicher im Alter. Indessen zeiget sich unsern Blicken eine prächtige Welt. Nichts fehlet, welches das Auge ergötzen kan; nichts fehlet einem zärtlichen Gehöre; nichts mangelt einem wollüstigen Gaumen. Die holde Liebe kommt hinzu, und sieget über alle andere Lust. Und dieses alles, ist es für uns erschaffen? Sollen wir glükseelig seyn? - - Auf einmal ändert sich die Bühne; der Frühling, welcher ewig schiene, verwelket. Die Natur erstarret. Ein neuer Argwohn, es stehe nicht so gut für uns! Doch selbst in dem Schnee blühet noch Vergnügen, und der wieder siegende Frühling kommt zurücke. Wir brauchen allenfalls, und ein jeder kan sich sein Glücke mit leichten Kosten anschaffen. Für uns, ihre Lieblinge, hat die gütige Natur gesorgt. Aber für die Thiere zugleich; es scheinet noch mehr. Grund genug zur Furcht, wir seyen nicht ihr lezter Zwek. Die Unfälle dieses Lebens erschrecken uns; die Ungleichheit unseres Looses erwecket von Zeit zu Zeit Argwohn. Aber in der Mitte unserer Betrachtungen merken wir schon, daß alles gleich ist. Noch sind wir in dem Schoose unserer Einfalt glüklich.

Die Unzufriedenheit ist unsere Feindin. Sie trennet uns von unserer Einfalt, und verrähterisch überliefert sie uns dem Ehrgeitze und Eigennutze. Wir bauen Städte, und eine Kunst erfunden, reicht gleich der anderen die Hand. Wir sind vielleicht nun glüklicher? Wir erhalten uns in diesem neuen Stande vielleicht noch immer bei unserer Einfalt; unserer angebohrnen Gleichheit? Die Crone wird erfunden; das Siegel wird auf unsere Sclaverey gedrükt. Ein anderes Leben fängt nun an. Es öfnet sich eine grosse Bühne für alle Leidenschaften! Neue entstehen, Geschöpfe der Kunst. Partheyische Gesetze spielen nun mit uns! Straffen wüten! Der Aberglaube hält in der einen Hand ein drohend Schwerdt; in der andern einen frisch gebaknen Gott. Rächt ihn dort, und giebt ihn hier zu essen. Wir beneiden die Wilden; betrachten ihren Zustand, und sehen in ihrem Spiegel unsere glüklichere Vorfahren. Die Scenen des Krieges der Menschen und der Natur setzen uns nicht mehr in Erstaunen, so bald der Selbstmord seine entsetzliche Rolle spielet. Hier sehen wir Hoheit und Niedrigkeit in unserm Ursprunge. Wir vermuten, aus einem seeligen Himmel verstossen worden zu seyn, und trösten uns mit einer Zukunft, die uns herstellen soll. Wie jede andere, so auch diese Gelegenheit macht sich der Aberglaube zu nutze. Mitten aber in diesem Contraste, mitten im Gedränge so vieler Widersprüche, finden wir hier alles gleich, und die Menschen bleiben vielleicht einander auch bei der genauesten Abrechnung nichts schuldig. Es bieten sich hier aber noch mehrere Gegenstände, wie von selbst, an, und sind der ernsthaftesten Betrachtungen würdig.

* * * *
* *

Erstes Buch.

Dich, Geist des Jahrhunderts . . Es wird das lezte seyn,
Das Menschen fliehen sehn, und eh es flieht, entweihn;
Es wird das lezte seyn, wo Macht und Unrecht sieget,
Die Tugend mit dem Glük; Verdienst mit Undank krieget:
Dich, Geist, der denn der Welt Geschmak und Sitten bildt,
Im Philosophen lehrt, im Dichter lobt und schilt:
Dich ruf ich an: Erschein, und von dem Schlaf bemeistert,
Werd ich durch dich zum Traum des Scipio begeistert!
Wie, wann noch alles still auf flachem Ocean,
In seiner Tieffe schon hebt Sturm und Wirbel an:
So ist schon Unruh da in meiner Seelentieffe,
So fühl ich schon in mir die werdenden Begriffe.
Die Erde liegt vor mir; mein staubicht Vaterland:
Hier war es, wo ich mich, wie jener Marmor, fand,
Vom Künstler dort gebildt, vom Zauberer belebet:
Wornach, als ich mich fühlt, hab ich zuerst gestrebet?

Ich war der Pflanze gleich; unfriedsam mit dem Raum,
Erweitert sie ihn stets, und dåhnet sich zum Bäum.
Wie wenig findet uns Malpighi unterschieden?
Und zwischen Thier und Mensch macht Connors Knabe Frieden *.
O Mensch, gleich stark und schwach! O Mensch, gleich groß und klein!
Der Widersprůche Quell; kan die Natur sie seyn?
O, wie verschwendest du der Kindheit nasse Klagen,
Und lächerlicher weint dein Schmerz in alten Tagen!
Schau um, dem Ursprung zu = = Stolz, daß sie Haller kennt,
Stehn dort der Pflanzen Reihn, die er mit Namen nennt.
Das Feuer der Natur, bemůhet stets, zu låutern,
Kocht mit verborgner Kraft die Nahrungsmilch aus Kråutern,
Die in der innern Form, in der der Leib sich baut,
Zu Nerv und Fleisch gerinnt, zu Adern, Bein und Haut.
Ein Saft, wie Aether fein, steigt in der Nerven Röhren,
Giebt Geist dem Aug zum Sehn, dem Ohr Gefühl zum Hören.
Was siehst und fühlst du nun? Ists nur für dich gemacht?
Die Schönheit, die ich seh? der Uberfluß? die Pracht?
Der Morgenröht Gefild, wo unsre Augen weiden,
Wie herrlich ist es nicht? Was glänzen dort für Freuden?
Welch Strom des reinsten Golds fließt långs am Himmel hin?
Seh ich dich, prächtger Tag, der Milton nicht mehr schien?
O Anblik voller Huld! O Aussicht jener Felder,
Wie ein schmaragdner Strom! = = Colonnen tieffer Wålder!

* Hier ist die Rede von dem bekannten wilden Knaben, welcher unter den Bären, auf Händen und Füssen kriechend, gefunden worden.

Ihr Ketten Berge dort, die durch Europa gehn,
Vom Meer Galiciens bis zu den Pyrenän;
Nur dort herfür zu gehn, ins Meer herunter sinken,
Und mit dem Caucasus aus einem Himmel trinken! *
Unschuldigs Blumenvolk, der Bienen Paradies!
Wie pralt die Tulpe nicht, wie mit dem goldnen Vlies
Dort Philipps Ritter prangt? = = = Aus blauen Laby-
rinthen
Gefüllter Glocken steigt der Geist der Hyacinthen
Sanft sprudelnd in die Luft; Geruch und Wollust strömt
Aus Chinens Aepfeln aus, und sittsam und verschämt,
Seh ich die Rosen dort, schön, wie Rubinen, funkeln;
Hier, gleich der Höfe Volk, gepuderte Ranunkeln.
Welch eine Pflanze dort verführet mich zum Wahn,
Daß Pflanzen Leiber seyn, und Seelen unterthan?
Sie weicht dem Finger aus, und scheinet ihn zu fühlen;
Ist Keuschheit jezt der Tand, womit nur Pflanzen spielen?
Ersezt der Rose Schaam jezt den Matronenstand?
O Unschuld, bist du nur der Lilien Gewand?
Seht, Menschen, sehet dort das feinste Silber fliessen!
Was ist aus jenem Bach für Wollust zu geniessen?
O Durst, o welch ein Gut! für ihn entstundest du,
Und er für dich = = Er rauscht = = wir schlummern = = =
welche Ruh!
Erquicke dich, Gehör, an jenen Wasserfällen,
Erfunden, die Musik, der Sphären fürzustellen.
Schaut in der Lüfte See die Vögel wild und frei!

* Die Schweizergebürge erstrecken sich bis zum mittelländischen Meere, und sollen noch weit unter den Wassern desselben fortgehen, auch mit den Pyrenäen eine Kette ausmachen. Um eine genauere geographische Beschreibung, und schärfere Richtigkeit der Sache, ist der Dichter billig unbekümmert.

Den Morgen grüßt ihr Lied, und seiner Fahne treu,
Ziehn sie längs dem Gestad des Sonnenmeers vorüber;
Noch laut im Abendschein; verschwiegen, wird es trüber.
Wie schön ist das Gemisch von so viel Tönen nicht,
Das durch das Ohr ins Herz die Bahn sich selber bricht?
Von einer Ceder hör ich hundert Stimmen schallen;
Doch o, wie rühret mich verlaßner Nachtigallen
Sanft trauriger Gesang, vom öden Busche dort!
Ich höre meinen Gram; O Muse, flieh den Ort!
Hier bietet die Natur manch köstliches Gerichte
Dem Hunger, der es würzt; die Wahl gesunder Früchte.
Die Cocosnuß giebt Milch; zum Becher ihre Haut.
Ein Rohr dort süssen Schnee, der in dem Munde thaut.
An Tinians Gestad, wo Meer und Lüste schäumen,
Die Luft nur Ambra ist, wächst würzhaft Brod an Bäumen.
Wann Persien für uns die kühle Pfirsche hat,
So giebt uns Banda dort den hitzenden Muscat.
Wann dort nur Bohnen blühn in der Araber Feldern;
So pranget Ceylan stolz mit seinen Zimmetwäldern.
Dort giebt der Feigenbaum den Schatten, den ihr sucht,
Die Blätter euch zum Kleid; zur Nahrung seine Frucht.
Ihr Seelge jener Zeit, ihr Hirten uud Poeten,
Seht hier den Lotusbaum; hier grünen eure Flöten
Ich weiß wohl, was euch mehr als Stern und Himmel rührt,
Und zu gehorsam euch dem Paradies entführt.
Ich kenn, ich fühl, ich weiß den Vorwurf eurer Töne;
Den Wunsch der Sterblichen, des Himmels Neid, die Schöne.
Die Erd im schönsten Schmuk, der Himmel voller Pracht,
War einst nur Wüstenen, nur Dämmerung und Nacht,

Als

Als sich der Mensch allein im Wollustgarten schaute,
Indessen die Natur an seiner Freundin baute.
Auch dieses Gut habt ihr, ihr Thoren überm Mond,
Ihr Weisen unter ihm, und seyd es schon gewohnt.
Auch dieses Gut habt ihr, dort wandeln sie, die Schönen,
Und ihr Gefolge sind Trieb, Seufzer, Wunsch und Sehnen!
Doch ich schau die Natur in trauriger Gestalt,
Nicht mehr so jung und schön; nein, wie ein Nestor, alt;
Nein, wie Cleopatra, entschlossen zu verderben,
Die Schlangen an der Brust, erstarret bis zum Sterben.
Der Winter stürmt daher, als wie ein Patagon;
Vor ihm ist schon das Laub und auch der Storch entflohn.
Er tilgt mit jedem Tritt des Frühlings schöne Spuren,
Und streuet Schnee und Eis auf hingestorbne Fluren.
Doch wie viel Reitzung hat auch dieses Schauspiel nicht,
Wann auf dem Eis der Stral sich, wie auf Spiegeln, bricht?
Wann dorten Bäume sich vom scharfen Froste spalten,
Das Eis in Zapfen hängt; was sehn wir für Gestalten?
Seht Flüsse, welche dort vom Eis erstarret stehn;
Darf man im Frühling auch auf ihrer Fläche gehn?
Seht jene lange Reih erhabner Tannenbäume,
Wie überzuckert, stehn, und grüne Zwischenräume!
Der Frühling liesse sie, mit unbesorgtem Blik,
Der Wiederkunft gewiß, als Geiseln, grün zurük.
Durchs Glas der starren Luft sehn wir der Erden Ferne
Vom hohen Firmament, und in die Kluft der Sterne,
Wie wir in Schachten, voll gediegnen Silbers, sehn:
Sie stehn, wie Bräute, da, die stolz zum Altar gehn.
Noch bist du nicht vergnügt, glükseeliges Geschlechte?
Ein süsser Schlaf kürzt dir des Winters lange Nächte;
Den Weg von Nacht zu Tag legst du vergnügt zurük,

Und wenn du rükwärts siehst: so ists ein Augenblik:
O wär er nicht zugleich der Maasstab unsers Lebens!
Fänd ich im Zeitbuch nicht: Es war kurz und vergebens!
Doch wir sind glüklich doch; uns fiel ein schönes Theil:
Was brauchen wir, als Pelz, Brod, Wasser, Hütt und Pfeil?
Sieh! Pflanz und Thieren ist, was jedes braucht, gewähret!
Die pumpen aus der Erd den Saft, der sie ernähret;
Die hier bewegen sich, und finden ihre Speis
Bald leicht auf grüner Flur, bald mühsam unterm Eis;
Bald hoch auf Felsen dort, wo kaum der Blik sie reichet;
Im Meer bald, bald im Bach, der durch die Thäler schleichet:
Und selber der Morast, vor dem dein Ekel flieht,
Erquicket manch Geschöpf, das selbst dein Aug nicht sieht.
Ja, die Natur; sie kan nichts unvollständig schaffen;
Es waren Fälle da, und Thiere brauchten Waffen.
Dem gab sie Mut und Kraft, den Angriff auszustehn,
Und dem die Furchtsamkeit, in Höhlen zu entgehn.
Sieh dort der Löwen Grimm, die geiffervolle Mähne!
Gewetzet hier zum Raub des Wolfs gespizte Zähne;
Auf jener bunten Au sieh dort die lange Reih
Erhizter Hirsche stehn, mit drohendem Geweih!
Beim Menschen heißts die Hand; beim Elephant der Rüssel:
Zu ihren Ziffern gab uns die Natur den Schlüssel.
Wie glüklich, wer ihn hat; doch jeder hat ihn nicht!
Dort heißt Geruch, Gehör, und hier Gefühl, Gesicht.
Floßfedern heissen dort in ihrer Sprache Flügel.
Wie eben ist ihr Land; sie duldet keine Hügel,
Und eine Sprache nur in ihrem weiten Reich!
Wer diese wohl versteht, der findet alles gleich.
Hier heißt Gedank, Gefühl, und Denken dort Empfinden;
Hier wohnt die Lust auf Höhn, und dort in dunklen Gründen.

Hier ist Gemeinschaft nur, dort heißt es Eigenthum.
Hier heißt der Tag ein Jahr und dort ein Säculum;
Ein Augenblik der Tag: Wir sind Ephemeriden, *
Wir alle, alle sinds; nichts hat uns unterschieden.
Selbst im Geschmacke macht der Unterschied uns gleich;
Was dorten heißt zu hart, das heisset hier zu weich.
Wann an die Spindel dort die Männer sich gewöhnen;
Ist Pfeil und Bogen hier der Zeitvertreib der Schönen.
Der achtet nicht den Frost, den Hund und Jagd erfreut,
Wann der am Feuer dort des Wetters Strenge scheut;
Wann der die Höhen flieht, und folgt des Weisen Lehre;
Klimmt jener Felsen an, und findet neue Meere.
Ich seh hier gut, dort bös, hier häßlich und dort schön,
Den Antipoden gleich, auf einer Kugel stehn;
Gleich oben; das Gesicht zum Himmel gleich gewendet;
Als Bürger gleichen Rechts in eine Stadt gesendet.
Gefällt hier Helfenbein; so ists die Kohle dort,
Und schön und häßlich ist nur zweifach durch den Ort.
Was mir nicht nützen kan; wie solt ich das begehren?
So kan ein andrer stets des andern Theil entbehren!
Die Einfalt der Natur! daß sie euch nicht vergnügt,
Und saugend noch ein Gram an eurem Herzen liegt?
So lebt denn glüklicher, von Thieren unterschieden,
Mit ihnen nur im Krieg; doch unter euch im Frieden!
Gebt auf den Maulwurf acht; lernt seine Wissenschaft!
Durchwühlt, wie er, den Grund! Grabt neue Leidenschaft
Mit Gold und Eisen aus = = Seht, wie ein Berg dort schmelzet,

* Ich weiß wohl, daß es Ephemeren, oder Ephemeronen, heissen solte; allein die Thiere eines eintägigen Lebens hat der Gebrauch auch zu Ephemeriden gemacht, und warum solten sie nicht auch mit Tagbüchern verglichen werden können?

Und, nun ein Feuerstrom, metallne Wellen wälzet!
So deutet die Natur, zu lauten Reden stumm!
Haut Quadern aus dem Fels! Stürzt Cederwälder um!
Ich seh schon Baum und Stein vor eurem Beil sich beugen;
Da Schlösser, Tempel hier, und dort Paläste steigen.
Und schon bewundre ich den Glanz der Marmorwand;
Daß Holz sich schleift, wie Glas, und Glas wird aus dem Sand.
Wie die Tapeten dort, wie seidne Schatten, schweben;
Wie die Verguldungen sich am Plafond erheben;
Der Säulen gleiche Reih und der Gewölben Pracht,
Das Meisterstük der Kunst, dem Himmel nachgemacht.
Dort bildet Myrons Wiz der Mutter aller Lüste,
Der Venus Marmorkopf, und Polyclet die Brüste;
Praxiteles den Arm; des Körpers ganzen Bau
Stellt des Lysippus Kunst der Nachwelt auf zur Schau. *
Mit ihnen seh ich auch die ewigen Vitruven,
Und Künstler ohne Zahl auf immer höhern Stuffen.
Und du, o Malerey! : : : Hier führt, gleich voll von Wahn,
Parrhasius den Mensch; den Vogel Zeuxis an.
Vom Berge lokt die Kunst den Bach in enge Grüfte,
Und treibt, so tief er fällt, so hoch ihn in die Lüfte.
Des Gärtners Scheere reist durch langer Gärten Raum,
Und drechselt, was sie will, aus ihrem Taxusbaum.
Und klingt ein Saitenspiel, und wann es Orpheus schläget,
Und Wellen in der Luft, und Sturm im Ohr erreget:
Welch eine neue Welt! sie heisse Symphonie;
Schön, durch das Aug gefühlt; doch schöner, hör ich sie.

* Unter diesen berühmten Bildhauern war Myron in Bildung des Kopfs; Polyclet in den Brüsten; in den Aermen Praxiteles, jeder vorzüglich: Lysippus in allen Theilen des Körpers gleich stark.

Sie hör ich und den Mensch: der Leidenschaften Brausen;
Hier Seufzer tief geholt; dort Scherz und Freuden sausen.
Wie glüklich ahmet man der Lüfte Ungemach!
Den wütenden Orcan in prächtgen Opern nach?
Ja hier ists Paradies; der Himmel ist auf Erden,
Und Thoren wollen erst in Sternen glüklich werden?
Die Menschen leben hier beisammen und vergnügt;
Das Ganze trennet nichts, das die Natur gefügt.
Sie alle seh ich nur nach einem Zwecke streben;
Die, so Paläste baun, auch in Palästen leben:
Die, welche Hütten baun, nicht niedriger als sie,
Und Gleichheit überall; Belohnung bei der Müh.
Zwar seh ich Schiffe baun, und auf das Meer sich wagen;
Ich glaube, Hülf und Bund den Inseln anzutragen.
Den Donner haben sie im Pulver zwar entdekt;
Doch nur zum Unterricht, daß er sie minder schrekt.
Wie wenig wirst du nun vor drohnden Ungewittern,
An solchen Ton gewöhnt, glükseelger Mensch, erzittern?
Welch eine Harmonie! Welch göttliche Musik
Ertönt aus deinem Thun, und schallt von deinem Glük!
Doch, Sterbliche! wie lang wird euer Glücke währen?
Ach, wechselsweise herrscht in beiden Hämisphären
Der Tag hier, dort die Nacht! So ists in eurem Herz;
Halb ists von Lust erleucht; verfinstert halb von Schmerz.
Hat Klugheit euer Thun und Einfalt stets begleitet?
Habt ihr vielleicht euch selbst ein Elend zubereitet?

* * *

Was seh ich? Welche Pracht! Wie? lassen Sterne sich
Auf sterblichs Haupt herab? O Krone, seh ich dich?

Welch Atmosphär von Licht? Was stralt um dich für Wonne?
Wie herrlich prangt dein Gold, und glänzt wie eine Sonne!
Wie stralt dein Diamant! O Kunst, die rauhen Stein
Zu einem Sterne schliff, wie göttlich mußt du seyn!
Das Meisterstük der Kunst ist, Sterbliche, vollendet!
Doch unter dieser Pracht, vielleicht zu sehr geblendet,
Vermiß ich, Gleichheit, dich. O Tochter der Natur!
O Freundin unsers Thals! Gespielen unsrer Flur!
Entführte dich vielleicht, o Schöne ohne Mängel,
Von deinem Reiz gerührt, dort ein verliebter Engel?
Ach, wo ich Kronen seh, da seh ich dich nicht mehr;
Und öd die schöne Welt, an Lust und Ruhe leer.
Wie, wann voll Mut ein Löw, eh noch der Himmel taget,
Aus seiner Höhle sich in offne Felder waget;
Wann kaum die Morgenröht den Vorhang weggerükt,
Wird schon die Niederlag und sein Triumph erblikt:
So gieng an einem Tag, schon kürzer und schon trüber,
Vor Einfalt und Natur der Mensch mit Hohn vorüber,
Bezwang, was widerstund, und was ihm erst war gleich,
Hieß er nun unterthan, und stiftet sich ein Reich.
Im Ursprung sind sie klein, der Welt Begebenheiten;
Erst tropft ein Augenblik, denn fließt ein Strom von Zeiten.
So, wie ein Ball von Schnee, gebildt von ungefähr,
Sich rollend grösser wird, dann endlich träg und schwer,
In finstrer Mitternacht, wo alles sicher schlieffe,
Als wie ein Berg gewälzt, sich stürzt in Thal und Tieffe;
Vor ihm der Kirchthurn dort, die Hütte hier sich bükt,
Die er, wie Trauben, preßt, wie Thon zusammen drükt:

So seh ich dort zerstreut die Räuber schwacher Heerden,
Und Rom und Alba eins, der Welt Bezwinger werden.

* * *

O Welt! Du neue Welt! Welch grosser Unterschied,
Und o, wie ändert sich der Ton von meinem Lied!
Wo ich von Löwen sang, da sing ich jezt von Schafen;
Und wo ich Menschen sah; da seh ich jezt nur Sclaven.
Wann ich im Mittelraum von Erd und Himmel steh,
Semiramis vergnügt, und Gärten schweben seh;
Sie schwimmen in der Luft, wie Inseln auf dem Meere,
Und ihre Aussicht geht weit in das tieffe Leere:
Was seh ich? Schweiß und Blut an der verdammten Pracht?
Die einen glüklich nur, und tausend elend macht?
Ich seh ein ganzes Volk für einen Menschen leben:
Wie? kan nicht die Natur uns selbst Gesetze geben?
Bemüht sie dies zu sehr, und Solons Wissenschaft
War sie für sie zu groß, zu hoch, zu rähtselhaft?
O wie verläßt sie uns, wann Dracons Weisheit wütet,
Und, schwanger vom Gesez, nur Todesstrafen brütet.
O wie verließ sie uns, als dort bei Straf und Tod
Den Schönen, keusch zu seyn, Gesez und Narr verbot!
Mensch, wie verläßt sie dich an Calecuts Gestaden,
Wo schöne Wittwen sich in tieffen Flammen baden!
O wie verläßt sie dich, holdseeliges Geschlecht,
Raubt Macht und Koran dir der Menschheit gleiches Recht!
Mensch, wie verläßt sie dich, wann Numa Götter dichtet,
Und mit Egerien auf einem Throne richtet!

Wie weit, Natur, sind wir, wann, eh ein Magus wird,
Du erst geschändet wirst, von deinem Weg verirrt?
Ihr, fast zu Mumien, vom Sonnenstral beschienen,
Wie fern seyd ihr von ihr, begeisterte Braminen?
Das Bild von einem GOtt, war es dir nöthiger,
Als Tag dem Maulwurf ist, betrogner Sterblicher?
So vielfach ändert nicht die Eitelkeit die Moden,
Als man, o GOTT, dir dient in Tempeln und Pagoden.
Kein Hagel hat noch je das Feld so sehr verheert,
Als wie der Priester thut, der Ruh und Sanftmut lehrt.
Was kan ein Wolf uns thun, als uns die Heerden rauben?
Was thut ein Priester mehr? Er zwinget uns zu glauben;
Sein Raub ist die Vernunft, der Menschen leztes Gut;
Entgeht ihm dieser Raub; so will er unser Blut:
So rächt er seinen GOTT, mit dessen Ruf er pralet,
Den er willkührlich nennt; hier schwarz und weiß dort malet;
Hier bannt in den Olymp, voll Neid und Seeligkeit,
Und Götter dort, wie Sand, auf alle Wege streut.
Weh dem, der sie nicht ehrt! Ich rieht ihm, eh mit Drachen
Ungleich in Streit zu gehn, als übern Apis lachen,
Den GOTT, der wiederkäut; nach beßrer Weide Spur
Läuft er dem Priester fort, und folget der Natur.
Wie jene Bonzen dort selbst ins geheim verachten
Die Hölle, welche sie für Japans Pöbel machten,
Und Amidas Verdienst ist nur ihr Scherz und Spott:
So bakt aus Mayz und Blut der Priester einen Gott,
Und giebt mit heilger Hand, daß sie ihn nicht vergessen,
Dem dummen Mexico lebendig ihn zu essen.

Wie ist nun euer Thun, o Sterbliche, verkehrt?
Nicht mehr der Einfalt Thun, das die Natur uns lehrt!
Hier zwingt euch Aberglaub, und Ehrgeiz dort, zu kriegen,
Und eines Menschen Wink zu sterben oder siegen.
Hier raubet euch ein Freund Ruh, Ehre, Leben, Gut,
Wann das geliebte Weib dort andern schöner thut.
Was Wunder, wenn uns Haß und Neid und Rachsucht quälen?
Und, wo uns alles fehlt, nie Wunsch und Unruh fehlen?
Manch Trieb, von der Natur und unserm Blut verkannt,
Entstehet durch die Kunst, und braußt in dem Verstand.
Unwissend glüklicher, wünscht man, viel zu begreifen,
Und ärmer ruhiger, auf Gold noch Gold zu häufen.
Wer die Gemächlichkeit als Wilder nicht geschäzt;
O wie sehr quälet ihn ihr kleinster Mangel jezt!
Der Bürgerstand zwingt uns, den andern gleich zu leben;
Zu hassen, welche sich stolz über uns erheben.
Wir spannen dann voll Mut des Neides Nerven an;
Halb glüklich, haben wir es ihnen gleich gethan.
Die Ehrsucht lehrt uns noch auf gröſsres Elend sinnen,
Und spornt den trägsten Fuß, den Vorschritt zu gewinnen.
So ist so manche Noht und eingebildtes Glük,
Nur unsers Hammers Werk, verläugnet vom Geschick.
So ist, ach, so ist stets ein Mensch des andern Beute!
So sorgt ins Ewige der Wurm, gemacht für Heute!

* * *

Zu fühlloß fast, zu dumm fast für sein Ungemach,
Schiebt hier der Ackermann den Pflug dem Ochsen nach.
Dort seh ich Fürsten sich an ihre Pracht gewöhnen;

Zu fühllos für die Lust, im Schoos der Fülle gähnen.
Den drükt des Amtes Bürd und den des Sackes Last;
Der schläfet sanft auf Stroh, und der wacht auf Damast.
Des Harpax Brod, vom Glük gebettelt für den Morgen,
Genießt der Bettler heut; GOTT hat des Morgens Sorgen.
Wann ihr von eurem Thron in niedre Hütten seht;
Ists Mitleid, oder Neid, was denn in euch entsteht?
Der Hunger würzet hier, was dort Ternate würzet.
Wird nur von jedem Glük erst alles abgekürzet,
Was Socrates leicht mißt, was in der Hofnung reich,
Und arm ist im Genuß *; so sind wir dennoch gleich.
Der Sclave, welchen dort des Sultans Glücke quälet,
Von allem unterricht, hätt er es wohl gewählet?
Wahr ists, daß ihnen stets zum Loos die Arbeit bleibt,
Die Thränen aus dem Aug, Blut aus den Nägeln treibt;
Doch sie belohnt ein Schlaf, der oft dem Sultan fehlet,
Den ein empört Serail, Vizir und Argwohn quälet.
Noch seh ich, o Natur! noch find ich alles gleich;
Nur eine Ebene fließt durch dein grosses Reich:
Doch Tausend würden dich mit Klagen nicht beschweren,
O lebten wir noch dort, vermenget mit den Bären:
Uns rührte viel zu schwach des Mogols Diamant,
Gleich unnüz, wie dem Huhn, das ihn im Sande fand.
Doch da wir ungleich nun in der Gesellschaft leben;
Zwingt Noht und Leidenschaft, nach eitlem Tand zu streben.
Der Weise, der den Wehrt der Dinge kennt und schäzt,
Entartet bis zum Thor, in eine Welt versezt,

* O wie viel kan ich entbehren! sagte Socrat, als er einen grossen Pomp betrachtete.

Die von Gesez und Kunst schon lange umgeschaffen,
Hier einem Zeughaus gleicht von ausgesuchten Waffen,
Dort einem Arsenal, aus welchem, schwer und matt,
Ein Schiff ins Weltmeer steigt, und schwimmt, wie eine Stadt.
Hier einem Tummelplaz, da einem Jahrmarkt gleichet,
Dort wie ein Kirchhof sieht, des Ziel kein Aug erreichet.
Den Bettler, welcher nakt in Wäldern glüklich wär,
Drükt seine Blöse hier, sein ungleichs Loos zu schwer.
Der Schach, den Sorgen jezt und Aufruhr traurig machen,
Würd als ein Bedas dort der Krone Tand verlachen *.
Der Wilde und der Bär sorgt gleich nur für den Leib;
Doch was braucht jener mehr, als Bogen, Pelz und Weib?
Ohn Absicht auf sich selbst kan er noch andern schenken;
So groß, so edel kan nicht leicht ein Bürger denken.
Der Eigennuz durchherrscht die neue Welt der Kunst;
Die Weisen betteln hier bei Thoren Brod und Gunst,
Und ihre Sprüche stehn, wie Tulpen auf den Beeten,
Wie alter Münzen Reihn im Schaz der Cabineten,
In ihren Schriften da, die man zum Zeitvertreib,
Den Zadig lieber, liest. Es ist nichts für den Leib.
So lebt denn, oder schwelgt; ein Thor mag euch beneiden!
Wie Rosen welken; ach, so welken eure Freuden!
Sie blühn auf eurer Stirn; den Stachel hat das Herz;
Die Lust sizt auf der Haut, und in dem Mark der Schmerz.
Zu glüklich, da ihr doch nur gleich den Thieren lebet,
Wann euch nicht der Verstand aus ihrem Kreiß erhebet!

* Bedas sind eine Art wilder Menschen auf der Insel Ceylan. Sie haben eine Sprache, die in ganz Indien unbekannt ist; leben als abgesonderte Familien in einem Canton mit einander, und sind der Farbe nach als weisse und rothe unterschieden.

Noch glüklicher, wär noch der harten Eicheln Kost,
Die rauhste Wurzel nur im Hunger euer Trost!
O glüklich, dienten euch vor Hagel, Sturm und Wilde,
Nur Höhlen noch zum Schuz; nur Bäume noch zum Schilde;
O Mensch! o erster Mensch! ich kan im Geist dich sehn
Mit Krallen* auf den Raub, als wie ein Habicht, gehn!
Mit Stein und Ast bewehrt, und später mit dem Bogen;
Am Leib, als wie ein Bär, mit Haaren ganz umzogen.
Noch frierst du ohne Naht; dein kindischer Verstand
Sann hundert Jahre nach, eh er das Feuer fand.
Doch denn kam Kunst auf Kunst, und so viel Leidenschaften,
So viel war Saame da zu Kunst und Wissenschaften.
Verwundernd sieht die Erd sich nun ein Ackerfeld,
Und seufzet unterm Druk der neugebauten Welt.
Was habt ihr, Sterbliche! o, was habt ihr begonnen?
Welch Elend habt ihr euch zu sinnreich selbst ersonnen?
Da ihr nun Häuser baut von Cedern und von Stein,
Spinnt ihr euch thöricht selbst gleich jenen Würmern ein.
Was habt ihr, wann ihr sterbt, als Fesseln abzugeben
An andre, die nach euch, und noch elender leben?
O glaubet, euer Glük und eure Sclaverey
Macht mehr, als Pfeil und Spies die wilden Thiere scheu.
Und die, ja diese sind, mit ihren lauten Freuden,
Im Schoose der Natur und Freiheit zu beneiden.
Wahr ists, wir tödten sie oft nur zum Zeitvertreib;
Doch, gehn wir besser um mit unserm eignen Leib?
Von Menschenköpfen baut sich Nadyr Pyramiden;
Dort muß ein Martirer im heilgen Oele sieden,
Hier, wo der Holzstoß raucht, in heilgen Flammen glühn,

* Aristoteles hat sich also den ersten Menschen vorgestellt.

Und Sclaven wirft man dort den wilden Thieren hin.
Auf des Busirs Altar schreit dort das Blut um Rache, *
Und von Tarpejens Fels fiel oft der Unschuld Sache.
Aus blutgen Rümpfen seh ich tausend Seelen fliehn,
Und über sie ein Heer, wie über Brücken, ziehn.
Ich seh in gleicher Stund, von Jünglingen und Alten,
Die lange Reihe sich die Leiber selber spalten:
Auf eine Missethat, nach Japans blutgem Recht,
Stirbt nicht der Thäter nur: er und sein ganz Geschlecht.
Ihr Götter unsrer Welt! Was hat euch unterschieden?
Den Bliz, der Cedern trift, hat noch kein Thron vermieden:
Und sterbt ihr glüklicher, wenn ihr auf Purpur sinkt,
Und Höllenqual und Tod aus goldnen Bechern trinkt?
Seht Königskinder dort, in ihren schönsten Tagen,
In Sammet eingenäht, mit Bambuc tod geschlagen,
Und dort mit gröbern Holz den Sclaven tod gequält;
In gleichem Augenblik vergessen und entseelt!
O Welt, die mich erst noch so sanft, so schön erfreute;
O Welt, seh ich dich jezt nur von der schwarzen Seite!
Doch Menschen ungezählt entrinnen solcher Qual,
Dem Schwerdt, dem glühnden Rost, der Onontagen Pfal;
Vom Perser ungeblendt, und frei von Algiers Kette:
Und sterben ruhiger = = Wo? = = auf dem Krankenbette.
Doch wann ein langsam Gift an Herz und Lunge nagt,
Der Tod sich kostbar macht, und Jahre lang uns plagt;

* Busiris, König in Aegypten, pflegte die Fremden den Göttern zu opfern. Von ihm sagt Virgil:

- - - Quis aut Eurystea durum,
Aut illaudati nescit *Busiridis* aras?

Wann in des Fiebers Hiz der ganze Körper lodert,
Und voll Geschwür ein Leib lebendig schon vermodert,
Noch lebend schon die Speis der Würmer, seiner Brut,
Die immer neu entstehn in dem vergiften Blut;
Gerädert von der Gicht, und von dem Schmerz zerrissen,
Wann, zu dem Krampf gereizt, sich die Gedärme schliessen,
Und sich verwickelnd drehn : . : Hier bebt und schweigt mein Mund:
Hat der auf glühndem Rost zu grössern Klagen Grund?
Wie Guatimozin dort zu seinem Liebling sagte,
Der halb geröstet, nur mit einem Ach, ihm klagte:
Es sprach der nakte Held, vom Schmerz noch unbesiegt:
Ist es ein Rosenbett, worauf dein Kaiser liegt?
So macht Unglüklichen, die Spies und Flammen plagen,
Ein Siecher auf dem Bett mit Recht dieselbe Fragen.
Wir alle sind der Zeit, des Zufalls gleicher Raub,
Zerbrechlicher als Glas, und alle nur von Staub.
Es kostet die Natur des Körpers Meisterstücke
Nur eine Hand voll Erd, und wenig Augenblicke.
Was Wunder, wenn sie uns, dem Wurm nicht minder hart,
In ihrem Ueberfluß, wie ihn, gleich wenig spart.
Sie sizt beschäftigt stets, wo sie kein Auge schauet,
In ihrer Werkstatt still, reißt nieder, fügt und bauet.
Wer weiß, ob sie für uns, an jenes Abgrunds statt,
In ihrer Zukunft nicht ein sanftres Lager hat?
Was wird sie endlich noch aus ihrem Menschen machen?
Beschämt sie noch vielleicht des Glückes höhnisch Lachen?
Was hoff ich hier, wo ich ein Thier gleich andern bin?
Ihr Schmetterling schwebt mir stets lehrreich vor dem Sinn.
Ich hör die Leidenschaft weit übern Erdkreis braussen,
Und jenseits unsres Grabs des Herzens Sturm noch saussen.
Entsezlich ist sein Sturm! Nicht, weil die Leidenschaft,

Was selbst die Zeit verschont, ihr trotzend weggeraft;
Nicht, weil ins fernste Meer, das noch kein Schiff erblicket,
Sie einen Vasco da, hier den Columb geschicket;
Nicht, weil sie Heere fern vereiniget zur Schlacht,
Und selbst in ihrer Welt den Donner nachgemacht,
Der in den Bomben dort hoch über Städte fähret,
Sturm in der Luft erregt, die Erd durchwühlt, verheeret,
Thürm und Paläste stürzt, und Wäll und Felsen sprengt,
Und eine ganze Stadt aus ihren Mauren drängt.
Nein, weil in unserm Herz, so, wie im Meer die Wellen,
Sich die Gedanken blähn, und bis zum Himmel schwellen,
Sich übermütig selbst der Gottheit Throne nahn:
So naht den Sternen sich empört der Ocean!
Was ists, wann vor dem Bliz der Libanon erzittert,
Und eine Flotte sich an einem Fels zersplittert?
Was ists, wann *Lima* schnell in Schutt und Graus zerfällt;
Callao untergeht, und *Lissabon* der Welt,
Die Thorheit, Karten, Tanz und Pracht nicht minder liebet,
Ein gleiches Trauerspiel auf eigne Kosten giebet?
Was ists? nicht mehr, als wann die schwarzen Thiergen dort
Ein Regen überfällt, und schwemmt von ihrem Ort;
Als wann ein Hagel fällt, und mäht unreife Saaten:
Das sind für die Natur gleich groß und kleine Thaten!
Doch wenn ein Mensch voll Stolz selbst dich, o Tod! nicht scheut;
Die Welt vernichtigt wünscht, und Stern und Himmel dräut;
Was war zu hoch für ihn? Er hat es ausgeführet;
Wann ihn kein Mitleid mehr, sich selbst vergessend, rühret;
Wann auf den eignen Leib dir, o Natur! zum Spott,
Der Geist selbstmördrisch stürmt, und rächet sich an GOtt:
Was hast du, o Natur! in allen deinen Reichen?

Womit willst du alsdenn solch eine That vergleichen?
Er ists, er ists der Mensch, der in der Engel Schaar,
Die einst mit GOtt gekriegt, ein Mitverschworner war;
Er ist es, der mit ihr, im Abgrund seiner Plagen,
Noch Mut genug besizt, den zweiten Sturm zu wagen;
Ob er in jener Höh dem Donner gleich nicht traut;
Am neuen Babel wird doch täglich noch gebaut.
Welch Schiksal hat ihn einst in diese Welt verstossen,
Vor einer Ewigkeit, die lange schon verflossen?
Wie, wo der Senegal breit über Sand und Gold
Durch ein versengt Gefild die heissen Wellen rollt:
Ein kühner Mohr, nun müd der Ungeheuer Menge,
Die dürre Heid entzündt, und denn ein schwarz Gedränge
Sich, wie ein Eisberg wälzt, wann es am Nordpol thaut,
Und man den Abgrund voll von flüchtgen Monstern schaut:
Von Stimmen hört man denn ein gräßliches Gemische,
Ein Brüllen, ein Geheul, ein schauerndes Gezische;
Das stärkre herrscht mit Grimm; eins schlingt das andre ein;
Die Ruhe würde hier ein neues Monster seyn:
So hat einst das Geschik der Menschen wild Getümmel
In dieses Thal gestürzt; GOTT weiß, aus welchem Himmel!
Hier quält sich nun der Mensch, und hoft in seiner Qual:
Der sieht die Houris schon, und jener Odins Saal;
Der auf dem Grund des Styx die schwarzen Frösche gehen:
Von welcher Seit, o Welt! werd ich zulezt dich sehen?
Dem gut- und bösen Gott gleich opfernd Pantheon!
O Welt! wie zeigst du dich? als ein Chameleon!

Inhalt
des
zweiten Buchs.

Ein geheimnisreiches Schiksal scheinet sich uns durch Träume zu offenbaren. Eine grosse Zukunft war schon die Furcht und der Trost entferntester Zeiten. Wurde der Verstand des Pöbels hier mit Fabeln überschwemmet: O, so stellt unser neu Jerusalem die Gleichheit bald wieder her. Die Gelehrten stehen in keinem so grossen Vortheile vor dem so genannten Pöbel, als es scheinet. Nicht, weil dem Pöbel, was hier ihm abgienge, dort wieder ersetzet würde; sondern weil es mit unserm Wissen überhaupt die Bewandnis nicht hat, die es damit zu haben scheinet. Mit grossen Einsichten verknüpfen sich auch grosse Vorurtheile, und bei Weisen sind auch Schwärmer, Indem wir der Kunst zu sehr obliegen, versäumen wir die Gaben der Natur. Wahr ist es, daß es eine Wissenschaft giebt, deren nur einige Köpfe allein und vorzüglich fähig sind. Wann aber seit sechs tausend Jahren in der dunklen Gegend der Metaphysik so wenig noch entdecket worden, als von allen begriffen werden könte: so erzeuget sich hier von selbst der Argwohn, daß wir blos an die Erde geheftet seyen. Das innere Gefühle des Pöbels hält unserem Denken das Gleichgewichte. Wir sehen die Welt von verschiedenen Seiten an, und keines einzigen besonderer Standort kan allgemein entscheiden. Eine andere Seite im Gesichte haben, heißt deswegen noch nicht irren. Wir stehen oft nur im Denken stille, wo wir weiter gehen solten. Es hindert uns oft ein verborgenes Geschik daran. Aber, wo wir nur stille stehen, da irren wir noch nicht. Am allgemeinen Ziele begegnen wir uns einan=

der. So, wie wir einen Philosophen unrichtig beurtheilen, wenn wir nicht dem Faden seiner Gedanken nachgehen; so, wie wir die Philosophie der Alten nicht nach dem neumodischen Gewande der unsrigen betrachten müssen: so müssen wir auch uns erst in die Lage des so genannten unwissenden Pöbels setzen, wenn wir uns mit ihm vergleichen wollen. Und endlich ist der Mensch nach dem Loose der Millionen zu beurtheilen; nicht nach wenigen Halbgöttern. Gewiß ist es, daß die Wissenschaft nicht der Zwek unsers Daseyns ist. Wäre eine Glükseeligkeit: so müßte sie allgemein seyn können, und ihrer Natur nach könte in diesem unserm Zustande sie doch nur einer haben. Dieses widerspricht sich; aber eben deswegen ist der Saz falsch, daß wir hiernieden zu einer Glükseeligkeit bestimmet seyen. In der grossen Gesellschaft der Menschen ist sie nicht zu suchen. Der Bürger ist nicht glüklicher, als der Wilde; der Wilde nicht glüklicher, als der Bürger. Die gemeine Tugend führet keine Glükseeligkeit, wie sie sich hier für uns schicket, mit sich, und zur höhern Tugend, die uns schon halb in jene versetzet, ist der grosse Hauffe gewiß nicht ersehen. Nicht alles ist hier gut; aber noch minder böse. Wir sind hier theils alle gleich übel daran; theils wieder alle in demjenigen gleich, was man als gut ansehen kan. Alles compensiret sich. Ein Zwek, der auf das Ganze zielet; ein Zwek, welcher die uns noch ihrem Wesen nach so verborgene Materie zum Gegenstande hat, verbindet uns hier mit Thieren und Pflanzen. Hier sind wir mehr Mittel, als Zwek; das Loos der Geister ist, Zwek für sich zu seyn. In jener Welt sind wir als Zwecke für uns. Dort sind wir keine Menschen mehr, sondern Geister.

Zweites Buch.

Kaum sahst du, Mensch, den Schein von Zukunft im Gestirne:
So schwebte Bild auf Bild im wallenden Gehirne.
Saturn, des Himmels Sohn, machst du zum GOtt der Zeit,
Und feirest hundert Jahr gleich einer Ewigkeit.
Wann durch die Wolken sich die neuen Tage drungen,
Welch säcularisch Lied erscholl von tausend Zungen!
Wie wurde deine Brust, vorm Untergang der Welt,
Auf hundert Jahr nicht bang, von Freuden aufgeschwellt!

Es stürzet, immer gleich mit den Begebenheiten,
Wie durch ein grosses Sieb, der Wasserfall der Zeiten,
Und eine Ewigkeit, die hier in Tropfen fließt,
Ist, Sterblicher! die Zeit, die deine Sanduhr mißt,
Du kürzest Säculn ab, um mehrere zu zählen;
Ersetzest du dadurch die Stunden, die dir fehlen?
Dein kürzres Säculum, das dreisig Jahre läuft,
Dein Lustrum auch ists nicht, das deine Tage häuft!

Du weißts, es kömmt der Tod mit langen Riesenschritten,
Und du entgehst ihm nicht . . Er läßt sich nicht erbitten!
Sieh hier dein Hochzeitbett, um das die Freude lacht,
Und den beweinten Sarg aus gleichem Holz gemacht!
Du weißts, es scherzen nicht die strengen Ewigkeiten,
Und ohne Raub fliehn nie die eigennüzgen Zeiten.

Du siehst den Richterplaz, und den gebrochnen Stab;
Hier hoff auf keine Gnad, und sieh tief in dein Grab.
Du lachst? Vielleicht ein Held, dem Nichts zu widerstehen?
Ja, du hoffst dich erneut, als Schmetterling, zu sehen.
Du hoffst, und ach! worauf? Du denkst nicht, daß die Nacht
Dem Tage deines Seyns ein ewigs Ende macht!
Erschrikst du nicht, und siehst den Leichnam vor dir liegen?
„ Nun kan von Stern zu Stern die freie Seele fliegen.
Elender! weit bist du vom wolkenleeren Siz,
Den keine Flut erreicht, entlegen Sturm und Bliz,
Noch weit vom Thal entfernt, wo dir mit bangem Sehnen
Verliebt entgegen gehn des Himmels junge Schönen;
Noch ist im Göttersaal, der zwischen Sternen hängt,
Für dich, o Sterblicher! kein Nectar eingeschenkt.
Doch lang sind sie vorbei, sprichst du, die alten Scenen,
Wo Götter sich verliebt nach unsern Schwestern sehnen,
Da, wo Gott Jupiter der Göttin untreu ist,
Und, eiffersüchtig, sich Saturnia vergißt.
Lang höret man nichts mehr von Götterschmausfereyen;
In jener Welt wird uns ein reinres Glük erfreuen.
Ja, Sterbliche! ihr lebt in einer hellern Zeit,
Wo man den Heiligen, statt Göttern, Weihrauch streut,
Wo man im Himmelssaal mit keinen Göttern isset,
Ach, keinen Nectar trinkt, und keine Schönen küsset:
Doch, was euch hier entgeht, macht dorten wieder gleich
Ein neu Jerusalem, ein tausendjährig Reich.

Auch diese Träume sind vorm Morgenlicht verschwunden,
Das endlich uns erschien . . Die Wahrheit ist gefunden.
Auf ewig fliehet nun der Fabel lange Nacht,
Und was noch Zweiffel war, habt ihr gewiß gemacht.
Wie tief, wie tief habt ihr ins Heiligthum gesehen,

Aus dem der Schimmer rinnt, womit sich Sonnen blähen,
Der Thurnbau, der mißlung, ist prächtiger vollführt;
Von seiner Spitze wird der Gottheit Thron berührt.
Der Gottheit Grösse selbst, im kleinsten ausgezogen,
Ist längst bestimmt, gezählt, gemessen und gewogen.
Frei, nach Natur gedacht, was wurde nicht entdekt,
Als uns kein Geist mehr lehrt, und kein Gespenst mehr schrekt?
Wann Neuton die Natur vor eurem Aug entblöste;
So wißt, daß er zugleich Johannis Rähtseln löste!
Und hat euch, Sterbliche! ein Pope durchgedacht,
So hat auch Poiret, auch Helmont euch betracht.
Ihr schwinget prächtig euch mit Klopstok durch die Wolken,
Und singt auch auf der Erd ein bätend Lied mit Schmolken.
Ihr findet durch die Kunst den Wiz, der euch gebricht:
Den die Natur euch giebt, gebraucht ihr meistens nicht.
Ihr kennt des Himmels Lauf, und mißt der Sterne Grenzen;
Allein ihr sehet auch im Monde Blitze glänzen,
Die Sonne, roht wie Blut, am Himmel untergehn,
Und Schwerdter, Lanz und Pfeil bei Feuerruthen stehn.

Geteuschter Sterblicher! Du giebst ein ganzes Leben
Für eine Fabel hin, wann Thoren sie erheben,
Noch bist du klüger nicht, als in der ersten Zeit,
Wo ihrer Kindheit noch die Erde sich erfreut.
Wann dir die Rede fließt, und Wort auf Worte passen,
Wilst du die Wahrheit nun, gleich als ein Wasser, fassen;
Der Irrthum steigt so hoch, als tief die Wahrheit fiel;
Am Ende bleibt dir nur der Tropfen Perlenspiel.
Ach, selbst in Böhmens Nacht erblikt man Wahrheitszüge;
Aus Wolfens Deutlichkeit entstunden Wörterkriege,
Die Zwiebel, die vordem am Nilstrom heilig war,
Stellt uns vielleicht ein Bild verhüllter Wahrheit dar.

Entwickeln lernen wir, und beim Entwickeln pralen;
Was aber lösen wir, als Schaalen nur von Schaalen?
Ins innerste Gefühl hüllt sich die Wahrheit ein.
Und ein erklärtes Wort darf noch nicht Wahrheit seyn.

Die Ewigkeit wog schon für jedes Geistes Schranken
Die angemeßne Kraft, gewebt aus Grundgedanken.
Ein allgemeiner Geist lag ihr, als Vorbild, dar,
Der nur in Einzelnen zum Seyn bestimmet war.
Bedürftig einer Kraft zum Denken und Verlangen
Hat sie ein jeder Geist vollständig auch empfangen.
So viel, als Geister sind, so viemal wird die Welt
In ewig langen Reihn von Spiegeln vorgestellt.
Das unvollständge Ding, der Stoff hat tausend Falten;
Wie ungleich richten wir nach einerlei Gestalten.
Daß Wesen ewig sind, und unveränderlich,
Das geht den Stoff nicht an, der nicht besteht für sich.
So viel als man auch spricht von ewigen Gesetzen;
Ach, ewig sind sie nicht, und lassen sich verletzen:
Wie eine Uhr so lang in ihrer Ordnung geht,
Als keine freie Hand den Zeiger anders dreht.

Die Geister schützen sich mit ihren eignen Waffen;
Als ewge Wesen sind sie nicht mehr umzuschaffen,
Wann Körper, welche fast, wie auf ein Nichts gegründt,
In einem Augenblik nicht mehr dieselben sind.

Sechs tausend Jahre sind mit Millionen Stunden,
Mit Menschen ohne Zahl, mit Sternen selbst verschwunden:
Noch hast du, Sterblicher! so viel nicht ausgedacht,
Als eines Irrlichts wehrt, in dieser tieffen Nacht.

Ach, die, die dorten stolz auf unermeßlichs Wissen,
Mit leeren Worten bald, und bald mit Zieffern schliessen,
In Isis Heiligthum, in manch betrachtend Bild
Bald die Unsterblichkeit, bald GOtt selbst eingehüllt,
Und den die sanfte Hand des Mitleids angerühret,
Daß in gemeiner Sprach er alles demonstriret:
Sind diese, sind sie das, wofür zu gut die Welt,
Sie, eh ein Argwohn warnt, auf Treu und Glauben hält?
Wer hat den wahren Wehrt der Weisen abgewogen?
Wie mancher Weise hat sich selbst zuerst betrogen?
Was thut die Ruhmsucht nicht? Die Wahrheit, die verfehlt,
Wird, wie nach einer Schlacht, ein falscher Sieg erzählt.

Welch Vorzug bleibet euch, ihr Kinder hoher Sterne,
Ihr Weisen, die auch ich nun näher kennen lerne!
Ihr rechnet, und ihr mißt = = Noch nichts zum Unterscheid!
Ihr kennet die Natur = = Ihr Innres nicht; ihr Kleid.
Ihr kennt des Himmels Lauf = = Wem dankt ihrs, als den Sinnen;
Noch hier wird euer Stolz vorm Pöbel nichts gewinnen.
Er sah, was ihr gesehn, und in der längsten Zeit,
Bracht ihr, was er bemerkt, nicht zur Vollkommenheit.
Die Künste, die gemein den Erdbewohnern nützen,
Uns so unschäzbar sind, vor so viel Noht uns schützen,
Sind nicht des Nachsinns Werk; ein kindischer Verstand
Ein Zufall war es oft, der glüklich sie erfand.

Doch, wo der höhre Geist in seiner Grösse glänze
Im Denken ausgedehnt an lezten Himmel grenzet,
Vom Körper, wie getrennt, durchs Unsichtbare sieht:
Da hebt sein Haupt der Stolz, der Erd und Pöbel flieht

Der Pöbel weiß es nicht, was göttlichs ihr ergründet;
Doch, was ihr wahr entdekt, nicht euer Wiz erfindet,
Denkt er, ihr Stolzen! gleich in eurer Sprache nicht,
Das hat er durchs Gefühl, des Denkens Gleichgewicht.

Nicht gleiche Wege sinds, worauf wir alle wandeln,
Und nicht auf eine Art sehn wir die Menschen handeln;
Doch glaubt nicht, daß der irrt, bleibt er im Denken stehn;
Denkt er, mehr als er sagt, sich selbst schwer zu verstehn.
Der irrt nicht, der die Welt von andrer Seite kennet,
Und Gut und Böses nicht aus euren Gründen trennet.
O, Weisre, duldet uns! Es sind der Wege viel,
Und wir begegnen uns am allgemeinen Ziel.
Wir denken einerlei, und reden oft verschieden,
Selbst mit den Weisen ist die Schule nicht zufrieden.
Ein Wort in anderm Sinn, und sie sind widerlegt,
Doch das gedachte Ding, wer ists, der es erwägt?
Wer denkt dem andern nach? Nach unseren Systemen
Soll der, der anders denkt, Wort und Gedanken nehmen.

Verlohrnes Alterthum! Du längst vergeßne Zeit,
Die eine Monatschrift zuweilen uns erneut,
Von der wir hier und dort in flüchtgen Blättern lesen,
Die manches Philosophs Laerz und Trost gewesen:
Erschein uralte Zeit, und sieh der neuern Tand!
Beschau der Wissenschaft neumodisches Gewand!
Wir sind nicht mehr gewohnt der Pythagorschen Reisen,
Von Haus aus machet uns ein Zeitungsblatt zu Weisen.
Und gleich, ob niemand dächt, und niemand denken kan,
Fängt man erst mit der Kunst zu denken bei uns an.
Gleich wird nun abgeschmakt, was Plato göttlich lehrte;
Ach, der Unwissende, der nie ein Wort erklärte,

Und der Erfindungsvoll, vor allen Schranken bang,
Nach keinem Schulgesez ein freies Denken zwang.
Was er in sich empfand, und jeder kont empfinden,
Bewies er uns nicht erst mit weitgesuchten Gründen.
Ein andrer denk ihm nach; so wird er deutlich seyn,
Und in Wolfs Wörterbuch schränkt sich kein Plato ein.
Was drei von ferne sehn, mit einem Namen nennen,
O, folgt daraus, daß sie's auch einerlei erkennen?
Der Umguß in die Form, die unser Wiz erfand,
Giebt der dem Wort und uns nun einerlei Verstand?

Dort war die Weisheit nicht, so, wie sie, hier entehret,
Der Praler in der Schul, als wie ein Handwerk, lehret.
Man wußts, und man verschwiegs, wie jedes Ding entstund;
Sein eignes Wesen war dort vom Entstehn der Grund.
In Fabeln hüllte man, was nicht der Pöbel wissen,
Und nicht entweihen solt mit unsern Wörterschlüssen.
Was hat, was hat uns mehr die neue Zeit gelehrt?
Sind die Atomen nicht noch der Monaden wehrt?

Ein Riese ließ sich sehn in oft verschiednen Trachten;
Ihr Völker merkt den Schluß, den unsre Weisen machten.
Bald roht, bald blau, bald gelb war seiner Kleider Schein:
So, schloß man, wie sein Kleid, muß auch sein Körper seyn!
Der Riese ist die Welt, die wir zufällig nennen,
Weil Dinge sich in ihr bald fügen und bald trennen:
Was seyn und nicht seyn kan, weil dieses nicht seyn muß,
Folgt aufs Nohtwendige der sieggewohnte Schluß.

Was denkt der Pöbel hier? Er lacht der schwachen Schlüssen,
Und er empfindt den Saz, den wir beweisen müssen.

O, gönnet ihm nur erst vom Pflug einst auszuruhn;
Er wird es euch zuvor im klaren Denken thun.
Und glaubt er übereilt des Götterthums Geschichte,
So glaubt der des Renats*, der des Lucrez Gedichte.
Ist seine Furcht, Comet, des Hobbes Furcht, Gespenst;
Wo ist der Unterschied, wann du den Pöbel nennst?
Kan er gleich nicht gelehrt des Zirkels Vierek läugnen;
So sieht er in der Luft die Wetter sich eräugnen,
Und sorget für die Saat, die manchen frommen Mann,
Bis er in Himmel kömmt, indessen trösten kan.
Gleichgültig, ob er da, wo fern ein Berg verschwindet,
Auf einer Wasserflut getragne Felsen findet,
Hier in dem Wiesenthal nach einem Maulwurf gräbt,
Und aus dem Marmorschutt dort einen Heilgen hebt.
Besorgt er, was er muß, und, früher, als der Morgen,
Geht er schon an den Pflug, für Könige zu sorgen.

Dich, Weisen, red ich an, der dort voll Tiefsinn sizt!
Ich weiß es, daß dein Ernst der fernsten Zukunft nüzt.
Doch, wann es möglich ist, laß handelnd dich hernieder!
Ihr Dichter, pflügt und sä'et, und singt dann Erndelieder!
Der Millionen Loos, das, wie ein Hagel, fiel,
Und nicht der Einzeln Loos, entscheidet unser Ziel.
Wir sind des Staubes Volk! Vom Himmel ist hiernieden
Uns nur ein Schwalbenflug, der Erde nach, beschieden.
Wann Plato, wann Horaz sich aus der Regel nimmt;
Das ist noch nicht der Zwek, wozu der Mensch bestimmt.
Ach, ewig bleibt gewiß, daß nie auf dieser Erde,
Der Weisheit Aloe zur Blüte kommen werde!
Ach, suche nicht in ihr, o Mensch, dein höchstes Gut!

* Cartesius.

Des Irrdschen Sorge bleibt, und beugt den größten Mut.
Der Adler nährt sich nicht von goldnen Sonnenblicken,
Und irrdschen Weisen wird kein himmlisch Leben glücken.
Selbst bei der Gottheit Glut, die seine Brust erhizt,
Erstarrt der Weiseste, der mehr denkt, als er nüzt.
Ja, alle sind wir nicht vorausgesehn zum Denken,
Wo so viel Felsen stehn, die Aussicht einzuschränken!
Dem läßt's die Vorsicht zu, der ihren Plan nicht stöhrt;
Den größten Geistern ists Jahrhundert oft verwehrt,
Und keinem wird es je, wie er es wünschet, glücken;
Wir manglen noch der Sprach, Empfindung auszudrücken.

Der grosse Hauffe schwizt, und fühlt des Lebens Last,
Die du, Verhängnis, ihm schwer aufgeleget hast.
Du schreibst nur Helden auf, aus höherm Rang gewählet;
Heloten aber hat dein Finger nie gezählet.
Partheyisch fürs Geschlecht, und seine Dauer nur,
Sorgt minder für den Geist, als Körper, die Natur.

Ja, Sterbliche, ihr seyd bestimmt, das Feld zu bauen,
Und nicht aus Edens Schoos den Himmel anzuschauen!
Müßt ihr in bangem Schweiß hier tieffe Furchen ziehn,
Und seht ihr andern dort den Himmel sanfter glühn,
Und eine mildre Flur für Menschen und für Affen:
So denkt, wir alle sind fürs Ganze nur geschaffen.
Kein Einzler hier für sich; nur für die Körperwelt
Sind Thier und Menschen gleich dem Glücke blosgestellt.

Geheftet an die Erd, und nicht an Glanz der Sterne,
Steht hier der wahre Mensch, und sieht nicht in die Ferne.

Und denket er, wie ihr, so hoch am Pfluge nicht;
So kennt er sicherer die unverfälschte Pflicht:
Hört lauter die Natur in seinem Herzen sprechen;
Weiß auch durchs Vorurtheil oft glüklich durchzubrechen,
Und ohne Kunst und Wiz gesteht er andern ein,
Was, trift der Fall ihn selbst, Recht soll und Heilig seyn.

Geheim gedenket er des ewig gleichen Rechtes,
Des Todes größten Feinds, des daurenden Geschlechtes.
Für dieses nur sind wir, hat es gleich auch den Schein,
Ob Millionen nicht für einen Menschen seyn?
Ob machte die Natur, ganz blind im Unterscheiden,
Nur ihren Liebling satt, und liesse Tausend leiden?
Was ists, wann auf dem Thron ein träger Sultan gähnt?
An solchen König sind die Ratten längst gewöhnt.
Ihr seyd nicht blos für ihn; der Endzwek eures Lebens
Wird mit durch ihn erfüllt ‥ Ihr nährt ihn nicht vergebens!
Taugt er zum Herzen nicht, das Blut ihm zu vertraun,
Kan er der Magen seyn, gleich nüzlich im Verdaun.

Seht, welchen kleinen Raum die Vorsicht uns gegeben!
Doch, o, wie Centner schwer wiegt unsre Hand voll Leben!
Auf seine Dauer ist die Sorge nicht gezählt,
Die übern Tod erstrekt, noch sterbend oft uns quält.
Ach, wenn ihr denken wolt, so denket hier zurücke,
Und hier erlaub ich euch die allerkühnsten Blicke!
Sehn wir nicht im Bezirk von einer kleinen Zeit
Verfassung, Ordnung, Fleis für eine Ewigkeit?

Was Sorgen kostet nicht ein Kind noch ungebohren,
Und wie viel Ruhe geht bei seiner Zucht verlohren?

Erwachsen ist es bald, die Stütze von dem Staat;
Sein Meuchelmörder bald durch siegenden Verraht.
Und gegenüber seht des frommen Hirten Sorgen!
Wie wacht er, ob nicht dort ein schlauer Wolf verborgen!
Er liebt in seiner Heerd ein gleiches Vaterland,
Als sich in Utica in Catons Herze fand.

Es drehen wunderbar in einem Augenblicke
Sich tausend Räder um. Dann flieget eine Mücke;
Dann ist im Ocean, zu einer gleichen Zeit,
Dem jungen Wallfisch schon die Wiege zubereit:
Dann segnest du, Geschik, mit uns sehr theuren Prinzen
Das prächtge Staatsgebäu der heuchelnden Provinzen.
Ein zweiter Augenblik vernichtet oft die That,
Wodurch der erste sich bei uns verewigt hat.

So ist es, Sterbliche! Es soll auf dieser Erden
Manch Zwek, der euch nicht gilt, durch euch erreichet werden.
Genug, auf eine Zeit, nach einem ewgen Recht,
Soll hier seyn und bestehn ein menschliches Geschlecht.
Zum Bauen gleich bestimmt, so wie auch zum Verderben;
Für Störche soll ein Storch*, ein Mensch für Menschen sterben.
Die Menschen, die ihr tief in dem Vergangnen seht,
Der künftig werdende, wie der, der heut entsteht,
Stellt euch zusammen vor, als eines Baumes Zweigen,
Wo, dorren sie schon alt, dort gleich sich junge zeigen.
Hier blüht er weiß, dort schwarz; der Blätter Ueberfluß
Malt euch des Kindes Loos, das unreif sterben muß.

* Es ist jederman bekannt, was man von den Störchen erzählet, die vor ihrer Abreise in wärmere Länder eine merkwürdige Versammlung halten sollen.

Und eine lange Zeit soll dieser Eichbaum grünen;
Zum Schuz ein Blatt dem Blatt, ein Zweig dem andern dienen,
Sie haben alle Theil am mütterlichen Baum:
So gönnet auch sein Stamm dem Moose gleichen Raum,
Und steht stolz da für sich . . Wann wilde Norden wüten:
So fallen sie für ihn, sein Eigenthum, die Blüten.

Nun gönne, stolzer Mensch, den Thieren einen Blik!
Ein ihnen härtres bald, bald günstiger Geschik.
Hat sie nicht blos für dich um deinen Stamm gewunden:
Dich, sie und Pflanzen hat hier gleicher Zwek verbunden.
Ja, wisse, daß du hier nur da, als Mittel, bist,
Und Zwek für sich zu seyn, das Loos der Geister ist.
Und flöß auch alles hier, o Mensch, auf dich zurücke:
Was wär es für ein Seyn von einem Augenblicke,
Hätt auf den Knochenfels von Ceylans Elephant,
Für dich nur die Natur die Kosten angewandt?
Betrachte, wie du wilst, dein Schiksal auf der Erden:
Heißt dieses Zwek für dich, ihr Ackermann zu werden?
Mit deiner Asche düngst und schwängerst du ihr Feld;
Ein Staub ists, welcher dich und Thier gleich unterhält.
Du zeugst dich fort, und Thier und Pflanzen sich nicht minder;
Ach, sieh hier deines Staubs ungleich gerahtne Kinder!
Sieh dein und ihren Tod auf gleichem Mordgerüst,
Und sag, und sprich, ob du hier für dich selber bist?
Und sprich, sind sie bestimmt, der Afern schwarze Heere,
Zur Tugend des Socrats, zu Platons Geisterlehre!
Wann deine Weisheit auch selbst zu den Polen reist,
Dort, wo der grosse Bär das wilde Rennthier heißt.

O, glaube nicht, es wird ein allgemeines Wissen,
Zum mindesten zulezt, sich noch der Knote schliessen.
O, glaube nur, o Welt, dein Evangelium,
Siegts auch in Tranquebar, so bleibt ein Welttheil dumm.
Und könt uns alle jezt ein Trieb zur Weisheit lenken;
Will keiner denn an die, die vor uns waren, denken?
Ach, ohne Wunder geht der Zeiger hier zurük;
Den Vätern hilft nicht mehr der Enkel spätes Glük!
Und ihr sophistischen, ihr wizigen Moralen,
Ihr widerleget nicht die ewigen Annalen!
Welch eine Farb und Schein auch eure Schlußkunst nimmt;
Dem Körper, nicht dem Geist, ist hier sein Loos bestimmt.
O, Schule, prale nicht mit den erzwungnen Lehren!
Es wird sich die Natur an keine Schlüsse kehren:
Für Pöbel ist Gesez, und für den kleinen Hauf
Der wenig Edleren, der Tugend schwerer Lauf.

Getrost! beschwert euch nicht, wann von euch ausgenommen,
Die wenig Edleren ein höhres Loos bekommen!
Entbehrend euren Scherz: Die sorgenfreie Ruh,
Sehn sie euch, wenn ihr schlaft, nicht ohne Seufzer zu.
Ihr seht das Wetter nicht, das drohend sie umziehet,
Und Todten sehn sie gleich, wann ihr, wie Rosen, blühet.
Ein solcher seltner Mensch ist mehr ein Genius,
Schon halb in jener Welt = = Auf alle trift kein Schluß.

Doch soll ich einen Raht, euch, meinen Brüdern, geben?
Nach der Glükseeligkeit raht ich euch nicht zu streben.
So, wie kein Hagel fällt, um Saaten zu erfreun:
So stimmet hier auch nichts mit diesem Endzwek ein.
Glaubt nicht, Betrogene, glükseelig hier zu werden!

Ein mindres Elend ist das höchste Gut auf Erden.
Doch unser Trieb? • • Reizt nicht ein gleicher Trieb zu Glük,
Wie den zur Heldenthat, so den zum Bubenstük?
„ Das trift das Grosse nur; allein ein kleines Glücke!
Ach, GOtt, wie gönn ichs euch; doch sehet nur zurücke!
O, sehet selbst sie an von mehr als tausend Jahr!
Ist sie nun glüklicher, die Welt, als wie sie war:
Nennt mir den Einzelnen, der mit sich selbst zufrieden,
Den wahren Ausspruch thut: *Es ist ein Glük hiernieden.*
Im Rausche sagt er leicht, was er nicht nüchtern sagt;
Doch solch ein Ausspruch wird im Rausche kaum gewagt!
„ *Ein mindres Elend ist oft alles Glük auf Erden,*
Sagt ich • • Durch jeden Fall wird es bewiesen werden.
Erwählet, was ihr wolt, euch zur Glükseeligkeit!
Die ist die wahre nicht, die alle nicht erfreut!
Seyd alle tugendhaft! Sucht all euch zu vereinen!
Wird allen euch zugleich des Glückes Sonne scheinen?
O seht, wie hier der Lauf der Dinge widerspricht,
Und wolt ihr glüklich seyn, kan es ein andrer nicht,
Kan bei des einen Glük des andern nicht bestehen;
Ist zur Glükseeligkeit alsdenn der Mensch ersehen?
Hat die Glükseeligkeit, die aus der Erde quillt,
Auch nur von einem noch den heissen Durst gestillt?

Verbindet noch so schön die Güter dieser Erden!
Dann theilt sie, und so wird nicht einer glüklich werden.
Getheilet sind sie nicht der Freude Quelle mehr,
Wo keine Freude ist, ist auch kein Glüklicher.
Seyd all untadelhaft verliebt in eine Schöne;
Sie aber hat kein Herz für hundert Musensöhne.
Seyd es in Wissenschaft! Wo sie glükseelig macht,

Ist

Ist es die Freude nur, daß wir allein gedacht.
Es werd ein grosser Saz von allen gleich erfunden;
Der Hecatombe Pracht; die Freude ist verschwunden!
Theilt diese Güter nun; was wird die Ehre seyn,
Uns allen zugetheilt? Der Reichthum allgemein?
Und wär auch Wollust selbst ein allgemeines Glücke;
Ich schwöre, daß sich nicht dazu der Pöbel schicke.
So, wie ein Irus nicht sich in sein Glücke findt,
Zum Könige gewählt, wann Prinzen um ihn sind.
So wärs, wär allen euch hier gleiches Glük beschieden!
Ihr wäret wie ein Kloz, nicht, wie Horaz, zufrieden!
Der weisse Elephant kan nicht getheilet seyn;
Für Pegu nicht zugleich; für Siam auch allein.
Wer soll nun unter euch das höchste Gut besitzen?
Wolt ihr, gleich Mensch, als er, für ihn am Pfluge schwizen?
Vom langen Traum erwacht, gesteht es endlich ein:
Glükseeligkeit ist nicht der Zwek von unserm Seyn!
Ihr gründet stolz auf sie Naturgesez und Pflichten:
Es mag der lezte Tag hier unpartheyisch richten!
Mein Richter sey der Tod? Und wie? Ihr schweiget still?
Ist von Glükseelgen hier kein Mensch, der reden will?

Was sollen wir nun thun? Es öffnen hundert Thoren
Dem wilden Laster sich; die Tugend ist verlohren!
Und seines wahren Zweks der Mensch nun ungewiß,
Nimmt gern den Koran an, und träumt vom Paradies.
Was sollen wir nun thun? Ach, ohne Raht und Hülfe
Stekt unser kleiner Kahn hier in dem tiefsten Schilfe!

O, denket, wie ihr könt! Gehorchet, wo ihr müßt!
Seyd frei, ists euch erlaubt, und laßt es seyn, wie's ist.
Uebt Tugend an dem Pflug; übt sie in eurer Hütte!
Uebt sie, ihr Heere selbst in eures Streites Mitte!
Zur hohen Tugend sind wir zwar nicht ausersehn;
Doch, die gemeine darf bei ihr nicht schaamroht stehn.

Die Königstochter, die ein Götterkind ernähret;
Die milchvoll ihre Brust dem Romulus gewähret,
Wie? soll dort Ino mehr, als hier die Wölfin seyn?
Hier flößt ein gleicher Trieb ein gleiches Mitleid ein.

Gebietet einst ein Held, der Räuber fremder Cronen,
Im Haupte, das sie trug, den Sclaven ihm zu schonen;
So ist der Erde Kreis von seiner Grosmut voll;
Ein trunkener Parnaß wird ihm zu Ehren toll.
Wann aber dieser Held, der eure Saat verheeret,
Nun flüchtig und verirrt in eure Hütten kehret;
Man nimmt ihn gastfrei auf; verzeiht ihm seine That:
Wo ist der Dichter, der euch hier besungen hat?

Sorgt für das Wollenvieh! Gebt acht auf eure Saaten!
Seyd Weib und Kindern treu, und glaubt, auch dies sind Thaten!
Ein wenig Kunst für Noht, ein Denken ohne Zwang.
Der Erde Schichtenlag, der Wasser Fall und Gang,
Des Wetters Wechselspiel, die Würkung wenig Kräuter
Sey eure Wissenschaft, so wie der Himmel heiter,
So klar, wie euer Bach! Mit unverwirrtem Hirn,

Und nach der Nohtdurft nur betrachtet das Gestirn.
Man meint, der Aberglaub hätt immer euch verwirret;
Wo noch kein Priester war, hat noch kein Volk geirret.
Und die Vielgötterei wär euch auch zu verzeihn;
Im Unsichtbaren ist das Irren allgemein.

Traut nicht der Mission, beladen mit Moralen!
Welch Steuren müssen nicht bekehrte Völker zahlen?
Dort unterm Nordpol lebt ein Volk vielleicht vergnügt,
Bis daß man es um Pelz, und Christenthum, bekriegt.

Es flossen nicht an sich aus der Natur der Dinge
Die Tafeln, die der Mensch nach Säculn erst empfienge.
Gesez und Pflicht, wie sie uns die Geselligkeit,
Wie sie nohtwendig macht der Umlauf unsrer Zeit,
Sind nur Bedingungen, nicht allen gleich gesetzet:
Ein ewiges Gesez hat niemand noch verletzet.
Geselligkeit ist nicht der Zwek, um den wir sind,
Da, ohne sie sein Glük des Südpols Wilder findt.
Und zwang (ich glaub die Noht) uns, bürgerlich zu leben;
Soll ich den Bürger nun hoch übern Wilden heben?
Seh ich uns elend hier, fast unterm Joch erdrükt;
Soll ich den Ausspruch thun, der Wilde sey beglükt?
Bau ich nun ein System? Nein, das sind unsre Pflichten,
Nicht die, nach welchen uns der Schule Lehrer richten,
Die zu des Thrones Stüz ein Herrscher schlau erfindt:
Die sind es, welche so, wie unser Zustand, sind.
Seyd nur gerecht, erst selbst, ihr Grossen dieser Erden!
O, der Verbrecher Zahl wird plözlich kleiner werden!
Ein jeder, der sich nicht in seiner Lage findt,
Was Wunder, wenn er gleich auf eine beßre sinnt?
Weißt jedem seinen Ort; zeigt jedem seine Stelle,

Denn suchen wir bei euch allein der Weisheit Quelle;
Und danken euch, daß ihr für uns so hoch gedacht:
Denn küssen wir die Hand, die uns so glüklich macht.

So wär es würklich auch! So wären wir zufrieden!
Ein ganzes Glücke wär auch Einzelnen beschieden!
Das Opfer wären wir von einer Ordnung nicht,
Der unser einzeln Glük so seltsam widerspricht!
Allein zum Vortheil nur von diesem grossen Ganzen
Verknüpft uns die Natur mit Thieren und mit Pflanzen;
Versprach dem Fleißigsten nur einen kleinen Lohn,
Doch keinem ein Serail; doch keinem einen Thron.
Warum? Hier sind wir nicht zu eignem Zwek ersehen,
Wo in der Dinge Reih wir nur, als Mittel, stehen.
Doch, gleich all unter uns, in einer Mutter Schoos,
Fiel allen unter uns ein gleich erseztes Loos.
Nicht alles ist hier gut; noch minder bös: Hiernieden
Ist Gleichheit unser Recht; macht Gleichheit unsern Frieden.

O, Muse, welche du so manche bange Nacht,
So manchen schwühlen Tag, mit mir schon zugebracht!
O, Muse! die du mich den weiten Weg geleitet,
Ist hier der Ort, wo du mein Ruhebett bereitet?
Hier seh ich noch zulezt bei meines Abends Schein,
Die Sterblichen geführt durch vieler Säculn Reihn,
In dieses der gesezt, für jenes der erkohren,
In gleicher Ordnung all gestorben und gebohren!
Wie sich so wunderbar ihr Staubgeschlecht erhielt,
Und auf das Ganze nur ihr Aller Thun gezielt:
Wie wir unwissend hier fürs Ganze uns verbinden,

Und unsers Daseyns Zwek erst dort als Geister finden.
Ein andres Wesen ists, das hier empfindt und leidt;
Ein andres ists, das denkt, und durch die Ewigkeit,
In immer weiteren, in immer offnern Schranken,
Den langen Faden spinnt, der reineren Gedanken.

Oft sieht noch Platons Geist von den milchfarbnen Höhn.
Die Erde, so wie wir durchs Glas ein Sandkorn sehn,
Voll Unruh, ob nicht einst sich noch ein Weiser fünde,
Der ihn erklären könt, und wünscht, daß er entstünde!
Ach, die Philosophie der Alten ist verwayßt!
Ihr schönster Göttersppruch ein Leichnam ohne Geist.

Seyd ruhig, Sterbliche! laßt euch unsichtbar lenken!
Es währt nur kurze Zeit; laßt die Urgeister denken.
Doch Leibniz sieht, versezt in eine höhre Schaar,
Daß seine Wissenschaft der Sinnen Sprache war.
Das hat das Kind gewolt; es kont es nur nicht sagen:
So, heißt es, in die Sprach der Geister übertragen.

Seyd ruhig, Sterbende, nicht lange währt das Spiel;
Des Herzens Stimme ruft: Hier ist nicht unser Ziel.
Beschäftigt euch, und trozt den Fällen dieses Lebens!
Ihr lebt hier nicht umsonst, und sterbt hier nicht vergebens.
Und scheint euch gleich der Schmerz zu lebhaft oft zu seyn;
Viel Vorurtheil spricht hier, und nicht Gefühl allein.
O, rechnet auch den Sieg, indem ihr überwindet!
Der Theil von euch vergeht, der Schmerz und Angst empfindet.

Gebt Uhren ein Gefühl, und quält und martert sie;
Was dächtet ihr dabei, wann eine Uhre schrie?
Und so ist euer Leib, und dieser wird verderben;
Doch wißt, die Raupe hat den Schmetterling zum Erben.
Von unserm Faden löst der Tod nur Knoten auf;
Kein Schnitt ist ihm erlaubt, und fort geht unser Lauf.

Ende des Lehrgedichts.

Lucrezische
Gedanken.

1763 = = 1764.

Die Absicht des Verfassers ist gar nicht, ein Lucrezisches Lehrgebäude zu liefern; er will nur sonst in Lucrezischem Geschmacke dichten. Was in diesem Gedichte auch nach des Verfassers eigner Meinung philosophisch unrichtig ist, dieses kan poetisch richtig seyn, und die Freiheit, welche die alten Dichter gehabt haben, sich Götter und Göttinnen zu erdenken, und Schöne in Inseln zu verwandeln, haben wir in der Wahl falscher Hypothesen, welche die geschiktesten sind, eine poetische Tracht anzunehmen.

Vermischte Betrachtungen.

Komm Gift und Tod, den ich gelassen wähle!
So sprach Socrat! So wars um ihn geschehn!
Wo ist sie hin, des Weisen hohe Seele?
Durchirret sie die Trümmern von Athen?
Den öden Schutt, wo auf gestürzten Göttern
Moscheen ruhn, und Mahomets Gebot
Die Dummheit schüzt? wo Platons ewgen Blättern
Sein Koran längst den Untergang gedroht.

Dort fliessen sie - - Welch sonst berühmte Namen!
Der Strymon, der Granicus ungenannt,
Da, wo Lysipp der künftgen Helden Saamen
So bald gestreut, als seine Säule stand *.
Dort, wo sein Haupt Stagira stolz erhebet,
Und Pella seufzt, daß es den Weisen mißt,
Der, ruhig, nicht nach blutgen Lorbern strebet;
Doch grösser, als sein Alexander ist.

* Lysipp verfertigte eine Bildsäule zu Ehren der Helden, die beim Flusse Granicus in der Schlacht mit den Persern umgekommen waren.

Du, Reich der Kunst, als die mit Einfalt fochten,
Die Söhne Teuts, in ihren Wäldern dort,
Mit rauher Hand sich niedre Hütten flochten,
Mehr, als dein Schwur, noch galt ihr redlichs Wort.
Wie pralteſt du mit Göttern, Helden, Weiſen?
Was biſt du izt? Sieh deine Trümmern an!
Wie kurz ſind uns Ulyſſens lange Reiſen?
Ein Ilium, ein Raub für wenig Mann!

Ein Schikſal blieb euch Griechen und euch Scythen;
Den reizt ein Stern, wenn der die Erde wühlt:
Von einem Baum ſind wir verwandte Blühten,
Mit welchen Thau, und Bliz und Wetter ſpielt. –
Ich ſeh im Geiſt die neuen Völkerzüge,
Und weiß, wie ſehr Roms Redner ſich geirrt:
Ein Volk führt dort in einem Winkel Kriege,
Das früh genug uns Barbarn nennen wird.

Ihr, wann ihr dort von euren ſeelgen Höhen
Herab zu uns neugierge Blicke ſchikt,
Und ſeht den Ball, mit welchem wir uns drehen,
Von auſſen ſchön mit Sternenband geſchmükt:
Glaubt ihr, daß er nur eine Räuberhöhle,
Mit Blut getüncht, in ſeinem Innern iſt?
O, flieh ihn bald, des Anbliks müde Seele!
Steh, wie ein Held, auf ſeinem Blutgerüſt!

Nichts bleibt, wie's war - - Hier ſtürzen Alpen nieder,
Und Andes ſtehn in einer Nacht gegründt;
Hier war einſt Meer, und Sterne* kommen wieder
Vom Pol herfür, wo ſie verſchwunden ſind.

* Verlohrne nehmlich.

Ach, die Natur mißkennt erfundne Sätze,
Der Kunst Geburt, und falscher Weisen Traum!
Sie höret nicht der Schule stolz Geschwätze;
Sie geht vorbei, und hört den Leibniz kaum.

Ermüdend oft im Kreislauf der Gedanken,
Des Aeussern oft mir fast wie unbewußt,
Gewöhn ich mich, noch in des Leibes Schranken,
Elysium, an deine reinre Lust!

Das stille Land, das ich mir selber baue,
Besuch ich bald, weit über jenes Meer,
Froh, daß ich nicht der Zukunft Zeiten schaue;
Sie wälzen sich schwer, wie Cometen, her!
Wo ist mein Grab? Wo ruhn einst meine Glieder?
Mit welchem Tag soll ich bald untergehn?
Das Laub fällt ab; der Bäume Glük kommt wieder;
Werd ich mich auch so hergestellet sehn?

Die Sonne flieht, und wirft nur schiefe Blicke,
Verliebten gleich, die ewig sich entzweit;
Sie aber kömmt hold und versöhnt zurücke,
Und ihre Flucht währt eines Traumes Zeit.
O, daß mich schon mein ruhigs Grab umschlösse,
Und schon um mich, wann Wandrer lauschend stehn,
Ein Ach nur tönt! Ein Mitleidstropfe flösse
Um den, der starb, als er genug gesehn.

O, Traurigkeit, wie führest du mein Leben
Durch Scenen durch, dem Pöbel unerkannt!
Die unbemerkt, wie Wolken um ihn schweben!
Er siehet nichts, und ich ein fremdes Land.

Dort fliegen sie, des Lebens lezte Funken,
Den Lichtern gleich, die späte Wandrer scheun,
Und unser Leib, im Moder tief versunken,
Welch Moos wird er in jenen Feldern seyn?

Es wird noch viel auf unserm Rund geschehen,
Dann rükt der Tag der größten Ernd heran.
Was werden wir erstaunt für neues sehen,
Und Geister, wo wir ernste Schwanen sahn?
Beim zweiten Knall des Allmachtsworts: Es werde!
Fließt ein Schmaragd, und wird zu einer Flur.
Wie groß ist sie, beim Umguß ihrer Erde,
Du Todesangst der bätenden Natur!

Ursprung der Dinge.

Erstes Stük.

Euch ruf ich an, euch, ihr altgraue Weisen,
Zeigt mir den Raum, wo noch kein Stoff nicht war!
Bezeichnet mir den Gleis der Wunderkreissey,
Wo Sterne gehn, wo sich das Licht gebahr.
Zeigt mir da, wo nichts unten und nichts oben,
Wo nichts in dem Unendlichen umschränkt,
Die Höh, in die sich prächtge Himmel hoben,
Die Tieffe, wo das Weltmeer sich gesenkt!

Es stunden schon die Sonnen abgerissen,
Und Puncte da für einen Ocean;
Ein Stoff, ganz schwarz von alten Finsternissen,
Boht sich von selbst zum neuen Weltbau an.
Nun sahe man schon neue Würklichkeiten,
Und wie der Raum sich allgemach verlohr:
Unformen sah man mit Gestalten streiten;
Hier blinkt ein Licht; dort sprudelt was hervor.

Hier steigt ein Dampf, von Farben schön gemenget;
Ein schwarz Gewölk verschlinget ihn sogleich;
Ein andres folgt, das schon ein andres dränget;
O, Nacht, o Nacht, wie groß war da dein Reich!
Empört in sich! Ein ewigs innres Wallen!
Kein Stäubgen war zur Ordnung angelegt.
Noch kein Gesez hieß schwere Cörper fallen,
Und ruhen, bis ein andrer sie bewegt.

Uralter Stoff! Durch so viel Ewigkeiten
Erhieltest du dich glüklich in der Nacht!
Unendlich war der Raum, dich auszubreiten;
Welch eine Welt hat man aus dir gemacht?
Selbst nicht erhellt von eines Nordlichts Glanze,
In blinder Kluft, die einen Strahl kaum kennt,
Zersplittert sich das unermeßne Ganze
In Theile, die ihr Wesen ewig trennt.

Euch, Seelen, seh ich bang und träumend stehen;
O, was geht vor? Wie plözlich? Was geschieht?
Die Stäubgen, die sich dort im Wirbel drehen,
Ziehn wild sich an = = Die größte Kugel glüht!
Zurük flieht nun ein scheues Heer Atomen;
Nun gründest du, versenkter Abgrund, dich,
Und in dich stürzt ein schwarzer Schwarm Phantomen,
Verbannt, und Meer und Monster bilden sich.

Wie krachts? Wie tobts? Welch ein durchtödtend Knallen!
Die Sonne springt, und Feuerballen sprühn.
Im Abgrund tönt ein gräßlichs Wiederhallen;
Nun wird es Nacht, von Sonnen, die verglühn.
Sie theilten sich vom grossen Feuermeere,
Und wälzen sich, mit blassem Silberschein
Rund um geschmükt, in angebohrner Schwere,
Von Sterblichen so Wieg, als Grab zu seyn.

Dort fliegen noch weit hin verwehte Funken;
Hier aber ruht ein ziehender Magnet,
Ruft die zurük, die schon in Abgrund sunken,
Und sammlet sich ein Heer, das sieghaft steht.

Nun gründeten sich Minen, reich an Sonnen,
Und Strassen sah man Sternenmuscheln voll,
Ein Stäubgen nur, dem Urstoff abgewonnen,
Wiegt ein Gebürg, das Meere zähmen soll.

O, seht, o, seht, wie die Natur hier webet!
Wie fein spinnt sie den zarten Flohr der Luft!?
Den Zephyr, der in ihr, als Seele, lebet,
Versorget sie mit reichem Rosenduft.
Doch nein, seht dort des gahren Silbers Blicke!
Es schmelzt ein Klump, und wird zu einem Mond,
Droht nun dem Meer, und hebts und treibts zurücke,
Sonst so, wie hier, von Sterblichen bewohnt.

Ihr sahet nicht den Tropfen, der dort sunke;
Hier seht ihr ihn; es ist der Ocean!
Der Sirius ist jener kleine Funke;
Welch Welten seht ihr als ein Wölkgen an!
Die Ewigkeit war ohne Maas und Stunden
Unendlich lang, bis daß sich nun die Zeit,
Dem Epheu gleich, um ihren Stamm gewunden;
Nun haben wir ein Gestern und ein Heut.

Nun muß man selbst dort, wo ein hohes Wesen
Dem Mond befielt: Mond sey des Wandrers Licht,
Im Himmel selbst des Neutons Ziffern lesen,
Und man spricht dort von seinem Gleichgewicht.
Nun rechnet man vergangnen Ewigkeiten
Neugierig nach; die künftgen mißt die Zeit.
Mit Flügeln, sich unendlich auszubreiten,
Ist ihr kein Weg zu lang, kein Raum zu breit.

Fortsetzung.

Zweites Stük.

Das ganze Heer der Geister würkt zusammen,
Und spinnt sich selbst in Körperwelten ein.
Nun solten Meer und Luft und Erd und Flammen
Nicht ungefühlt, nicht unbetrachtet seyn.
Gleich mit dem Geist war dieser Stoff vorhanden,
Von Ewigkeit war er schon eine Welt;
Schon oft zerstöhrt; oft wieder neu entstanden;
Auf längre Zeit vielleicht nun hergestellt.

Euch nimmt er an, unendliche Gestalten!
Nur leidend, und für sich ganz ohne Kraft;
Ja, ohne Geist wird nie sein Wesen halten;
Die Theilbarkeit wurd ihm zur Eigenschaft,
Unendlich, nicht nach Zahlen = = Nach dem Wesen;
Wer zählet da, wo alles theilbar ist?
Zur Reizbarkeit war feinrer Stoff erlesen,
Der Lebenssaft, der in den Nerven fließt.

So konten sich Maschinen wohl bewegen,
Wie Thiere thun, die wahre Thiere sind,
Mit Fröschen kont ein fetter Wolkenregen
Ein Feld besä'en, und Käfer bracht ein Wind.
Doch Bienen nicht; nicht Biber, welche bauen;
Hier ist ein Stral von unsres Geistes Licht.
Laß, Vaucanson, laß deine Ente schauen!
Sie ißt; allein aus Hunger ißt sie nicht.

Ja

Im Anfang war stets Chaos, immer Wüste;
Da bildet sich zulezt ein wahres Thier,
Schwebt auf dem Meer, der Monster Schaugerüste,
Stirbt, formt sich um, und kömmt ganz neu herfür.
Ihm nachgeformt sieht man sich Junge rühren,
Und aus dem Leib, indem er berstet, gehn.
In Polypen läßt von chaotschen Thieren
Noch die Natur die dunklen Spuren sehn.

Verwandelt soll das Thier vollkommner werden,
Und zum Bestehn nun förmlicher gebildt,
Lebt es zugleich im Wasser und auf Erden,
Zahm auf dem Land, und in dem Meer ein Wild.
Doch endlich sezt ein allgemeiner Friede
Die Grenze fest, und die Natur hält Wort:
Ein Weiser sah's, wie jedes Thier sich schiede;
Hier springt der Hirsch; das Seeroß schwimmet dort.

Ihr wißt es noch, ihr ältesten Gestaden,
Wie oft zu euch manch wildes Seethier kam,
Und wie zulezt, vom Frühling eingeladen,
Ein Seeaff stolz Besiz vom Lande nahm,
Noch weich, noch nicht befestigt mit Gefilden,
Doch reizender, als wie des Meeres Bett,
Geschikt, ein Thier vollkommner auszubilden,
Voll Lebensöhl, und fruchtbarn Leim und Fett.

Nun gründen sich des Manns und Weibes Rechte;
Nun trennet sich, wie ehmals Nacht und Tag,
Die Zeugungsform von beiderlei Geschlechte,
Das in dem Thier vermischt beisammen lag.
Und wir? wir sind von gleichem Thone Töpfe,

Halb ausgebrannt, noch locker und noch naß:
Der Hochmut nennt uns höhere Geschöpfe,
Und Mensch und Thier trennt nun ein ewger Haß.

O, Mensch, o lern hier deinen Ursprung kennen,
Und sieh zurük, wenn nichts dein Wünschen stillt,
Und wilst du dich stolz von den Thieren trennen:
So sieh zurük, und sieh dich als ein Wild.
Ein Weiser sah dich als ein Thier mit Klauen,
Und weit, wo dort die Erde sich verlohr,
Von Zeit zu Zeit wir neue Inseln schauen,
Sprangst du vielleicht mit einem Fels hervor.

Wann denkst du nach? Du schaffst dir neue Sinnen,
Und doch noch blind, das Chaos nicht zu sehn,
Wirst du des Wurms, den Fäulnis zeuget, innen,
Und dichtest ihm ein künstlicher Entstehn.
Die Saamen sind in Körpern erst entstanden,
Die zum Bestehn sich glüklich umgebildt:
Im Anfang war kein Saamenkorn vorhanden;
In keinem Kern ein Zimmetwald verhüllt.

Wie hätt es auch dem Schiksal trotzen können,
Das Körpergen, das dir der Saame heißt?
Sieht Wisthon nicht den ganzen Erdball brennen,
Und wie die Glut ihn von einander reißt?
Hier überschwemmt, geborsten, dort gesprenget . . .
Erschreckend Bild! So war der Erde Loos!
Dein Saamenkorn . . Blieb das nur unversenget?
Wie riß es sich verfolgt von Fluten los?

Der Körper ist ein Ding, das unvollendet;
Dem Wesen nach ists ewig mangelhaft;

In jedem Nu hat sich sein Seyn geendet,
In jedem Nu wird es neu umgeschaft.
O, eitler Mensch! Betrogenes Geschlechte!
In seiner Art denkt auch der Wurm, wie du,
Und die Natur spricht nach dem wahren Rechte
So Wurm, als Mensch, der Gleichheit Erbschaft zu.

O, Himmel, gieb einst Thier und Menschen Frieden!
Dem Körper nach sind wir gleich eingeschränkt;
Der Lage nach sind wir nur unterschieden;
Dem Denken nach ist alles Geist, was denkt.
Die Thiere stehn, wie wir, auf einer Leiter,
Und, was sie sind, das waren wir vielleicht;
Der Stolz führt uns zu weit, und immer weiter,
Bis uns ein Aug, das besser sieht, vergleicht.

Ihr dort, wo sich euch holde Felsen spalten,
Wo einsam ihr, wie eingemauret, seyd!
Woher kamt ihr, uns treffende Gestalten * ?
Noch klebt an euch chaotsche Feuchtigkeit.
O, wäre nicht des Weltmeers Glas zu trübe,
Und ließ es uns durch seinen Abgrund sehn:
Vielleicht säh ich dort Schönen ohne Liebe,
Zur Glut zu naß, an Wasserbäumen stehn!

* Ouran = Outang, oder Thiere, die den Menschen mehr als ähnlich, und noch ähnlicher, als die Affen sind.

Die Seele.

Drittes Stük.

Und wann ich auch in hohen Schlüssen fehle,
Wie groß ist nicht, wie schwer mein Gegenstand!
Du bists, Natur! Du bists, erhabne Seele!
Du, Ewigkeit, ihr wahres Vaterland!
O räche nicht den Tiefsinn der Gedanken
An meinem Lied: Dein ist es, Phantasie!
Es trennen ja nur dünner Wolken Schranken,
Ein Schatten nur, dich und Philosophie!

Das Meer ist nun mit Erd und Luft im Frieden;
Der Sonne wird ihr Kreis nicht mehr verrükt:
Der Stoff, gezählt, gewogen, abgeschieden,
Ist nun nicht mehr zum Schaffen gleich geschikt.
Nur selten sehn wir neue Thiere werden,
Wie die, die einst im Chaos sich gebildt;
Die Arten stehn, wie Felsen, fest auf Erden,
Ganz von der Kraft der Schöpfung angefüllt.

Nun glänzt, o Mensch, in dir der Gottheit Schimmer!
Nun scheinest du mehr, als ein Thier, zu seyn.
Vom Chaos sieht dein Auge kaum noch Trümmer;
Schon stralet dir der Tugend Morgenschein.
Sonst löschtest du nur nach dem rohen Triebe
Die wilde Glut, die Traurigkeit erwekt:

Vom Himmel winkt dir die holdseelge Liebe,
Die schamroht sich vor geilen Blicken dekt.

Die Erde, die dein blutger Fleis durchfähret,
Und freien Lauf verschloßnen Dünsten läßt,
Ihr Thal beschüzt, der Ueberschwemmung wehret,
Ruht mehr auf dir, als ihren Pfeilern, fest.
Es schlünge sonst fast eine Welt von Wäldern
Die Luft in sich; kein Zephyr wehte jezt;
Ein sumpficht Meer ergösse sich in Feldern;
Ein jeder Berg wird ein Vesuv zulezt.

So, Sterblicher, kamst du von Kunst auf Künste!
Die Erde, die chaotsche Früchte trug,
Belohnte dich mit würdigerm Gewinste,
Und unterwarf sich dir und deinem Pflug.
Wer lehrte dich der edlen Speisen Saamen?
Ein Dichter sieht die Ebne Rarion *,
Und Ceres sä'en, gibt ihr der Göttin Namen;
Man hört sein Lied, und heiligt jeden Ton.

Nun glüklicher, als die gebeugten Thiere,
Den Göttern fast an Freud und Wonne gleich,
Was thust du, Mensch! im seeligsten Reviere?
Hier herrscht der West; hier ist der Blumen Reich.
Wie wirst du hier auf sanfte Lieder sinnen,
Hier, wo sich Lust und Unschuld zärtlich küßt,
Wo in dem Arm geliebter Schäferinnen
Kein größres Gut für dich mehr übrig ist!

* Die Pläne von Eleusis in Griechenland, wo das erste Korn soll gesäet worden seyn.

Ach, müde schon der seegenreichen Matten,
Des Frühlings, und der Nachtigallen Lied,
Der Pappeln und der Linden grünen Schatten,
Des klaren Bachs, der Rosendüfte müd,
Verfolgest du das Ende deiner Pläne,
Und ladest dir selbst Centner-Arbeit auf.
Nun ändert sich der jungen Erde Scene,
Und nun beginnt der grössern Zeiten Lauf.

Nun baust du Städt, ahmst in gethürmten Steinen
Selbst der Natur gebohrne Felsen nach.
Was suchst du nicht für Zwecke zu vereinen?
Wo ist der Damm, den nicht dein Geiz durchbrach?
Du änderst noch getrost der Flüsse Bette;
Gelüng es dir = = Wo flöß der Ocean?
Es spränge schon der ewgen Felsen Kette;
Du sähst die Welt nur als dein Landgut an.

Was göttlichs stralt, o Mensch, aus deinen Thaten,
Und wo du schweigst, da spricht des Auges Blik;
Du schimmerst durch, du, Seele, bist verrahten!
Umsonst weichst du tief ins Gehirn zurük.
Du bist entdekt; du wilst nur nicht erkennet,
Im Körper nur der hohe Geist nicht seyn!
Ach, daß Lucrez dich nicht vom Körper trennet!
Dem Plato fiel ein solcher Wahn nicht ein.

Lucrez hat Recht = = Die Sprach verwirrnde Thürme
Erweisen nur des Urstoffs dumme Macht:
Sieh, Plato, sieh hier microscopsche Würme,
Und sterbend Moos, das sie herfür gebracht.
Ja, könten wir erst ohne Worte denken!

Da dies nicht ist: so ist es nur Betrug.
Die Blicke frei, die Glieder frei zu lenken,
Fließt Nervensaft, auch ohne Geist, genug.

Es bildeten sich tausende Gestalten;
Ein Pflanzenthier erschien beim ersten Blik:
Ein Theil davon zerstöhrt, ein Theil erhalten,
Entsteht die Form, und macht die Art ihr Glük.
Der Stoff, bewegt von unsichtbaren Kräften,
Mischt stets sich um, und bildet sich zulezt.
Das alte Meer, ganz voll von Lebenssäften,
Ist nicht das Meer, dem jezt sein Ziel gesezt.

Ist nicht das Meer, des Geitzes prächtge Scene
War ihm so fremd, wie jener Flotten Last:
Noch war für euch, Mercurs verwegne Söhne,
Kein Hafen da, mit Quadern eingefaßt,
Noch stunden nicht die Oceanschen Mauren,
Die Alpen und die Pyrenäen nicht;
Noch war die Welt, Jahrtausende zu dauren,
Nicht fest genug in Angeln eingericht.

Ich sehe sie, wie sie in Nichts vergehen,
Und ganz dein Raub, o Abgrund! werden solt;
Wie sie aus Angst, um länger zu bestehen,
Ganz Ocean, ganz Wüste werden wolt.
So sah es aus auf unsrer jungen Erde,
Wo möglich war, was nicht mehr möglich ist!
Wars Zufall? Wars ein Allmachtswort: **Es werde**?
Was hat den Stoff mit Kräften ausgerüst?

Ist ein Atom vielleicht des andern Feile,
Und runden sich zu einem **Organon**

Die zärtesten, die allerfeinsten Theile,
Und stimmen sich zu der Gedanken Ton?
Das Hirn verlezt = = Welch Mißlaut in den Schlüssen,
Wie, rührt ein Aff des Orpheus Saitenspiel!
Vorm Aug ein Fell = = Welch Wald von Finsternissen!
Ein Nerve lahm, fehlt Seele und Gefühl.

Nein, nein, ich fühl im Innern überführet,
Ein Etwas, das in mir ein Ganzes ist,
Selbst Welt für sich, vom Tode unberühret,
Die Himmel wie zum Zeitvertreibe mißt.
Ins Leere hin verwegne Reisen waget,
Und fast aufs Nichts die größte Schöpfung gründt,
Zweifach im Seyn, dem Leben leicht entsaget,
Und ohne Stern des Meeres Wege findt.

Und ungestümm entläuft es dem Getümmel;
Ein Augenblik, so kömmt es wieder an;
Vom Weltmeer siehts den Schatten dort im Himmel;
Vom Himmel hier das Bild im Ocean!
Kennt Regeln, selbst um eine Welt zu bauen,
Wo die Natur sich ganz vor ihm verschließt,
Da waget es, durch Ritze durchzuschauen,
Und sieht ihr Thun, wo sie verschwiegen ist.

Und die Natur, sich so entblößt zu sehen,
Noch ungewohnt, selbst noch im Paradies,
Sieht nun beschämt die Zifferberge stehen,
Die Neutons Tod der Ewigkeit verlies.
Was helfen euch selbst Oceansche Reisen?
Der Geist allein sieht in der Dinge Grund.
Versammlet euch! Betrachtet diesen Weisen,
O, Sterbliche der denkend alles fund!

Doch rechnet nur die Schritte der Planeten,
Des Mondes Nacht, der Sterne Finsternis!
Die Wiederkunft der streiffenden Cometen
Seht kühn voraus, und niemals ungewiß!
Dies ist nicht mehr, als wann auf seine Triften
Ein Storch voraus die Flocken fallen sieht,
Und Linien sich in den ebnen Lüften
Gerade nach dem wärmern Himmel zieht.

Fortsetzung.

Viertes Stük.

Lucrez, ich kan dein Schüler nicht mehr werden!
Ich find in uns zu viele Wesenheit.
Verzeiht auch mir, ihr Messer unsrer Erden,
Eucliden und Cartesen unsrer Zeit!
Bewundernd seh ich Ziffern und Figuren,
Und wie der Wiz Beweis und Lehrsaz fund;
Ich aber geh auf zugeschwemmten Spuren,
Von meinem Ich such ich den wahren Grund.

Die Seele ists = = O, forscht in ihren Schachten!
Hier findet ihr der Weisen wahres Gold.
Nur diese solt ein hoher Geist betrachten,
Den Ziffern und dem Seerohr minder hold.
Sie liegt in uns, wie einst im tiefsten Dunkeln
Des Ostens Stern mit seinem Glanze lag;
Kaum läßt der Leib sie noch durchs Auge funkeln;
Doch sie bricht durch, und sieht schon ihren Tag.

Wie glüklich, sich Gedanken zu gewinnen,
Und Wesen, wo der Schein ihr Schatten gab!
Es stürmt auf sie, wie eine Welt von Sinnen;
Sie schlägt den Sturm, als eine Heldin, ab.
Sie weiß sich fast vom Körper wie zu trennen,
Sieht Abgrund, wo das Aug kaum Tieffe merkt;
Im Schlummer selbst wird sie sich nicht verkennen;
Ihr innres Aug hat oft der Schlaf gestärkt.

Wie Welt auf Welt kan sie Gedanken häuffen,
Und Stern und Sand sind längst von ihr gezählt.
Was weiß sie nicht im Innern zu begreiffen,
Wo ihr so oft ein Wort, ein Merkmal fehlt?
Die Sprache sezt ihr oft zu enge Schranken:
Sie redet falsch, wann sie die Wahrheit trift;
Auch liegt in ihr von höheren Gedanken
Noch eine, nur noch nicht erklärte Schrift.

Wie drängt sie nicht fast unermeßne Dinge
Nur in ein Wort, in einer Einheit Raum?
Wie, als sie sich zu dichten unterfienge,
Wie schön war nicht von Göttern einst ihr Traum?
O, wie warst du so unbekannt, Geschichte,
Der jungen Welt, dem Anfang noch so nah!
Da spielte sie; da machte sie Gedichte,
Bis endlich sie der Dinge Ursprung sah.

Cythere sah die Liebesgöttin landen;
Wie schön kam sie in einer Muschel an!
Wer sieht den Fels, an welchem Schiffe stranden,
Wer sieht ihn für Latonens Schwester an *?

* Asteria wurde in eine Wachtel verwandelt, um dem verliebten

Wer sieht den Nord in Aeols dunkler Höhle?
Wer überrascht den schmiedenden Vulcan?
Nur sie war es, die bilderreiche Seele!
Die Zauberin, die alles würken kan.

Sie sieht erstaunt verhüllt im kleinsten Saamen
Den größten Wald, bewundert die Natur,
Giebt ihrer Kunst des Künstler Dädals Namen,
Und nennt das Meer Neptunens grosse Flur *.
Und so, wie sie, noch heut auch ohne Tadel,
Die Liebe hieß aus mildem Schaum entstehn:
So sorgte sie auch für der Weisheit Adel,
Und Grazien läßt sie nicht einsam gehn.

Kaum sieht sie, wie vom Fels der Adler schoße:
So war er schon dein Vogel, Jupiter!
Ihr Zephyr fliegt; den Donner ziehen Rosse;
Ihr Dreizak zähmt das zügellose Meer.
Euch, Musen, weiht sie seelige Gefilde!
Vom Himmel kömmt Apoll, und lehret hier:
Die Pallas springt mit Harnisch, Helm und Schilde
Ganz aus dem Haupt des Jupiters herfür.

Doch endlich müd von ihrer Kindheit Scherzen
Vergaß sie sie, und sah nun im Socrat
Ins Innerste vom angebohrnen Herzen,
Sah Gut und Bös, und gab Gesez und Raht.
Wie woge sie des Rechts und Unrechts Gründe?
Wie wurden Recht und Billigkeit vereint?

Jupiter zu entgehen; aber, da sie über das Meer fliegen wollen, zu einem Felsen.

* Neptunia prata.

Hier ist es, wo ich sie am größten finde!
Wo sie mir mehr, als blosse Seele, scheint.

Ja, leitet sie so gar vom höchsten Sitze
Den Donner selbst, gleich einem Bächlein, ab;
Der Zufall thuts, der einer Nadelspitze
Die Zauberkraft, ein Schiff zu führen, gab.
Hier aber glänzt ein überdenkend Wesen;
Wie sorgenvoll fürs künftige Geschlecht!
Zu Martyrern sind Catons auserlesen;
Der Himmel fällt, und ändert nichts im Recht.

Wie schön knüpft sie den bürgerlichen Knoten,
Und stiftete der Römer grossen Staat!
Sie war es, die euch, Wilden, dort in Booten,
In Höhlen hier, zerstreut, gesammlet hat.
Sie mißt und theilt das Eigenthum der Erden;
Verjährung schüzt, was sonst die Strenge nimmt:
Sie heißt den Sohn des Vaters Erbe werden;
Person und Ding findt gleich sein Recht bestimmt.

Für Glükliche, im Traume selbst zu erben,
Erdachte sie des lezten Willens Recht,
Und Ordnung sah sie in der Menschen Sterben,
Und merkte sich die Folgen im Geschlecht.
So manch Geschlecht, so manche Welt im Kleinen;
Hier hat sie sich manch Merkmal ausgedacht;
Wie glüklich nicht, um Zeiten zu vereinen!
Wie groß ist sie, wenn sie Epoken macht!

Wie mässigt sie der Reiche schwülstig Glücke,
Wo oft der Damm des heilgen Friedens bricht!
Ihr Wiz ersann der Staatskunst Meisterstücke,

Den grossen Traum, der Staaten Gleichgewicht.
Ja, wäre nicht der Erde Fall entschieden,
Und siegtest du, o Ehrgeiz! nicht zulezt,
So hätte sie von einem ewgen Frieden
Des Janus Plan noch glüklich durchgesezt.

Wie still ist sie! Sie ruht tief in Gedanken!
Doch plözlich, wie, noch still des Meeres Grund
Auf einmal brüllt; der Erde Vesten wanken:
So donnert sie durch den erbebten Mund.
Unsichtbar stark, voll von Begeisterungen,
Besieget sie den größten Widerstand,
Und spricht, als wie mit fremder Völker Zungen,
Selbst Sprachen, die sie nie vorher gekannt.

Was Sterbliche von selbst nie unterfiengen;
Begeistert führt sie alles glüklich aus;
Läßt froh ihr Blut aus allen Adern springen,
Und lacht, und flieht des Körpers stürzend Haus;
Macht Feige wild, daß Brüder sich nicht schonen,
Und eigne Hand die eigne Hand beraubt;
Lehrt, was sie will, den dummen Millionen,
Und was sie lehrt, wird fromm und dumm geglaubt.

Wie? Seele! wars ein Traum? Giengst du mit Geistern
In stiller Nacht, wo Thiere schlafen, um?
Empfingest du von unsichtbaren Meistern
Die Göttersprach, und dein Dämonium?
Wie, oder hat, am Ausgang öder Wälder
Ein Zufall dir ein Frühlingsthal entdekt,
Und dann das Bild der Elisä'schen Felder,
Das holde Bild, zuerst in dir erwekt?

Du fährest durchs unendliche Gedränge,
Gleich einem Bliz ins Innerste der Welt:
Dich schrecket nicht der Körper wild Gemenge;
Du siehst die Kraft, die ihre Theile hält.
Unendlich klein, und voll verborgner Falten
Siehst du den Stoff, der erst als Tropfe floß,
Ein Meer wurd, und in tausenden Gestalten
Veränderlich, durchs Leere sich ergoß.

Wie leuchtest du auf der Ideen Throne!
Da zieret dich der Sterne Silberkranz:
Doch prächtiger, als eine Sonnencrone,
Umstralet dich der Tugend hoher Glanz,
Und was hat dich zum hohen Seyn erlesen?
Ein Fall der Zeit? Gestehst du diese Schmach!
Von Ewigkeit war dort das erste Wesen;
Von Ewigkeit kamst du mit Welten nach.

Ein Stral vielleicht vom allerreinsten Glanze;
Nur eine Sonn erwärmt der Geister Flur;
Ein Geist nur denkt vielleicht durchs grosse Ganze,
Macht Eins zu Viel, und herrscht durch die Natur.
Ich sehe schon der Meere Grenzen weichen,
Und Funken nur, wo ich sonst Sonnen sah:
Dich, Seele, wird kein Allmachtspfeil erreichen;
Kein Meer war noch; du aber ewig da!

Ach, daß er nicht, den wir unsterblich nennen,
Daß Neuton nicht dein grosses Wesen fand!
Ach, daß er stirbt, und ohne sich zu kennen,
Die Erde mißt an ihrem lezten Rand:
Die Polen maß, und auf dem falschen Meere,

Dem Schiffer nun die Wege sichrer macht,
Und ach, sein Geist, der bis zum Sternenheere
Sich prächtig schwung, blieb von ihm unbetracht!

Es ist geschehn = = Was Newton selbst nicht sagte,
Bleib ewig uns, Verwanßten, unentdekt;
Es ist geschehn = = Was Leibniz auch nicht wagte,
Da, Sterbliche, seht euer Ziel gestekt.
Doch = = Vorurtheil! Wie hast du überwunden!
Pythagoras schloß seiner Schüler Mund.
Frei, ohne Bann = = Wir hätten was gefunden;
Manch grosser Geist säh tieffer in den Grund.

O, Seele, harr in deines Leibes Schranken!
Wie viel Geschäft erwartet dich noch hier?
Erfülle dich mit göttlichen Gedanken!
Du siehst einmal der Seeligen Revier!
Doch du wirst erst von Welt zu Welten wandern,
Und siehst dich oft nach unserm Ball noch um:
Du reisest noch von einem Stern zum andern,
Und stets gleich weit scheint dein Elysium.

O, Sterblicher, hier lese dein Geschicke!
Nun flieh die Welt = = Es ist um sie geschehn!
Wie? tändelst du noch mit dem falschen Glücke?
Sieh, dein Geschlecht wird gänzlich untergehn!
Hier fliesset schon das Blut von Nationen!
Nun ändert sich die Bühne noch einmal.
Nach Wilden, die fern unterm Süden wohnen,
Schwimmst du, geblendt von fremder Sterne Stral.

Es ist geschehn! In der geheimsten Stille
Baut die Natur an einer neuen Welt.

Wer kennt sie nicht? Ach, ihr chaotscher Wille
Ist wunderlich · · · Reißt nieder und erhält.
Vielleicht wird bald im Meer der Wallfisch minder,
Und Potosi bald seiner Schätze leer.
Den Patagon, den Rest der Enakskinder,
Sah Magellan, und niemand sieht ihn mehr!

In tiefster Erd entbrennen neue Blitze;
Vom Tagus geht ihr Lauf bis zu dem Rhein.
Es wankt der Grund · · Nun stürzen Königssitze,
Und Thürme mit der Schwalbennestern ein.
Es merken schon der Sterne hohe Seher
Den Untergang, zu dem der Erdball reift,
Zwar langsam, doch rükt er der Sonne näher,
Wann Kält und Eis sich unterm Nordpol häuft.

So, wie wann schon das Todesurtheil redet,
Und laut und ernst die harte Stimme spricht,
Der Priester schon mit seinem Sünder bätet,
Der Richter schon den schwarzen Stab zerbricht:
Der Mörder nun, der Bühne zugeführet,
Noch scherzt, und lacht, noch wild und trotzig thut,
Und sieht das Schwerdt, das wie ein Bliz, ihn rühret,
Und könt ers sehn, er säh sein springend Blut:

So stunde dort auf seinem falschen Boden
Die prächtge Stadt, wie auf des Glückes Bord,
Ach, Lissabon, auf einer Welt von Toden
Tief unter sich, und sann auf Königsmord:
So stehst du, Welt, auf deinem falschen Boden,
Und merkest nicht den Unfall, der dir droht:

So stehest du auf einem Wall von Toden,
Elender Mensch! und denkst nicht an den Tod.

O, wenn man doch nur einzeln also dächte;
Allein so denkt, so träumt die ganze Welt!
Der Sterblichen unzählbares Geschlechte,
Und selbst der Freund, der unser Grab bestellt.
Wir sehn den Pfeil, wie scharf er auf uns zielet,
Und unser Rausch heißt ihn vorüber gehn.
Wann hat die Welt die Rollen ausgespielet?
Wann werden wir gelöst den Knoten sehn?

Ein neuer Geiz wird in die Seegeln blasen;
Wir werden noch des Nordpols Thiere sehn:
Der Krieg wird fern um neue Beuten rasen,
Das Eismeer sich voll von Fregatten sehn.
Noch einmal wird Europens geilen Blicken
Ein naktes Volk zum Schauspiel aufgestellt:
Noch einmal wirds dem Aberglauben glücken;
Ach, ist sein Ziel denn nicht das Ziel der Welt?

Doch dann wird auch der Dinge Lauf sich kürzen,
Dem Weise schon zu lange zugesehn,
Und alles wird in eins zusammen stürzen,
Und schneller, als ein Wolkenschloß vergehn.
Es donnert tief von unten = = Welch Getümmel!
Welch ein Gebrüll schallt aus des Abgrunds Schlund!
Mit welchem Knall springt der cryställne Himmel.
Welch Feuerstrom schießt aus der Sonne Mund!

Wie siedet nicht das Meer und seine Wellen,
Wie bäumen sie, gleich wilden Rossen, sich!
Die Monster, nun verjagt von ihren Stellen,
Wie toben sie, wie laut, wie fürchterlich!
Der Wallfisch schwingt, von Todesangst verwirret,
Sich in die Luft = = Will fliegen, und vergeht,
Wann in dem Meer der grosse Kondor irret,
Sein Element verkennt, und untergeht.

Einige Gedanken von dem Trauerspiel.

Die grossen Begebenheiten, und fast mit jedem Augenblik entstehende Veränderungen der Welt ziehen eines jeden denkenden Wesens Aufmerksamkeit zu sich. Sie haben in unsere Gemütsbewegungen einen so grossen Einfluß, als die abwechslende Witterungen in unsern Körper haben. Die traurige Zufälle, welchen das menschliche Leben unterworfen ist, sind fast unzählich. Diejenige, die unsern Körper allein betreffen, und unsre Seele nur in so fern, als sie in Gemeinschaft mit demselben leidet, sind, wann ich mich nicht irre, noch die erträglichsten. Wie wäre es sonst zu begreiffen, daß auch der schwächste Geist eine gewisse Gedult und eine Stellung des Gemüts, welche einer Standhaftigkeit nicht unähnlich sieht, in den größten Schmerzen des Leibes zeigen könte? Wann wir aber von einer heftigen Leidenschaft plözlich überfallen und eingenommen werden; wann wir uns mit der Hofnung oft in stille und angenehme Gespräche einlassen, und sie uns schmeichlend antwortet, aber, ehe der Traum, in den sie uns sezt, noch die Helfte seines Laufs erreichet hat, uns schon verläßt; wann wir in dem Augenblik, da wir den Hafen zu erlangen glauben, durch einen unvorhergesehenen und nicht gefürchteten Sturm in unglaublicher Geschwindigkeit von ihm entfernet werden; wann wir uns fast in einem Augenblik in der vollkommensten Sicherheit, und in der allergegenwärtigsten Gefahr erblicken: Dieses sind Fälle, wo die Seele ihre Grösse und Schwäche zeigt; Fälle, die uns aus dem Schlum-

mer des Selbstbetrugs wecken, und uns neugierig machen, ihre verborgene Gründe einzusehen, und gleichsam ihr künstliches und feines Gewebe aufzutrennen, um die Fäden, aus welchen es zusammengesezt ist, einzeln zu betrachten. Ein ernsthafter Dichter, welcher nach der bekannten Horazischen Lehre:

Et prodesse volunt, & delectare poëtæ,

sich nicht allein mit dem angenehmen, sondern auch und vorzüglich mit dem nüzlichen beschäftiget, erwählet solche Fälle zu seinen grossen Vorwürfen. Er begnüget sich aber damit nicht allein, wie der Philosoph, bis auf ihren ersten Grund zurük zu gehen: er betrachtet den Menschen auf der Seite, auf welcher er sich in solchen Fällen sichtbar machet. Er ist aufmerksam, wie sich der Tapfere verhält, wann er sich plözlich mit einer drohenden Gefahr im Streit siehet; er ist nicht minder aufmerksam auf das Thun eines Zaghaften; er giebt acht, wie der Zornige die Beleidigung seiner Ehre empfindet; er siehet mit Vergnügen dem Gelaßnen zu; er läßt nicht unbetrachtet, was grosse Hofnungen in uns für Würkungen herfür bringen; er unterscheidet sehr genau die Thoren von den Weisen, in denen Fällen, wo der Weise sowohl wie der Thor nicht unempfindlich seyn kan,

Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach.

v. Haller.

Diese Aufmerksamkeit auf das Thun der Menschen, und die Begebenheiten der Welt überhaupt setzen einen Dichter in den Stand, uns so nüzliche als angenehme, so bekannte als unerwartete Dinge zu sagen, aber die bekannte uns unter einer Gestalt zu zeigen, unter welcher sie uns nicht bekannt waren. Das beständige Anschauen eines prächtigen Pallasts, und die beständige Bewohnung desselben erwekt uns zulezt einen Eckel vor dem Pracht. Wir suchen das Land, und ruhen in dem gemeinen Klee sanfter, als auf einem sammtnen Kissen. Der beständige Bewohner der Palläste siehet sich eben so wohl in einer angenehmen Ver-

wunderung, wann er eine lachende Sommerlaube siehet, als der von Pallästen entfernte Landmann die erstaunenden Werke der Baukunst zum erstenmal mit Verwunderung erblikt. Unaufhörlich unerwartete Dinge sagen, wird einen Dichter eben so eckelhaft als denjenigen machen, welcher unaufhörlich uns mit gemeinen und bekannten Dingen unterhält. Das unerwartete ist aber nicht allein in Dingen zu suchen, die würklich selten sind; auch bekannte Dinge werden zu unerwarteten, wann sie mit dem Unbekannten auf solche geheime Art verknüpft werden, daß wir uns dieser Art der Verbindungen nicht vermutet hätten.

Die Welt ist von mehr als einem Dichter und Redner einer Schaubühne verglichen worden. Ob sie aber mehr einem Trauerspiel oder einem Lustspiel ähnlich sehe, und ob die Eitelkeiten der Welt von einem Democrit mit mehrerm Grund verlachet, als von einem Heraclit beweinet werden, gehöret noch unter die unentschiedene Strittigkeiten der Weltweisen. Der behauptet, es sey mehr Böses in der Welt als Gutes; jener, es sey mehr Gutes in derselben als Böses; dieser, das Gute und Böse halte einander die Wage; der lezte endlich, es sey alles gut; und wie wahrscheinlich hat nicht Pope diesen Saz gemacht?

Es sey aber dem, wie ihm wolle: so ist und bleibt das Trauerspiel die erhabenste Würkung der Einbildungskraft eines Dichters. Die grossen Fälle, die die Welt in Erstaunen gesezt, hat uns oft nur ein Blatt, ein Rohr oder Schilf, eine Rinde eines Baums, ein Stein, eine Tafel von Wachs aufbehalten. Wie kurz ist die Geschichte in ihren Erzählungen! Aus wie vielen kleinen Fällen ist nicht ein grosser Fall zusammengesezt, von welchem allem uns die Geschichte nichts meldet? Wie viel ist in solchen Fällen gedacht und geredet worden? Was für viele kleine und grosse Bemühungen hat man angewendet, einer unvermeidlichen Gefahr zu entgehen? der Wut eines Wüterichs Einhalt zu thun? Die in Ketten seufzende Unschuld zu erretten? Hiervon ver-

schweigt die Geschichte das meiste. Der Dichter nimmt also sehr weislich seine Zuflucht zur Fabel, und seine Einbildungskraft füllet die Zwischenräume aus, welche die Geschichte leer gelassen.

Der tragische Dichter will seinen Zuschauern und Lesern die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge auf eine rührende Art vorstellen; er will ihnen die Tugend liebenswürdig machen, und einen Abscheu vor dem Laster beibringen; er will die wahre Gemütsgestalt der Menschen in jedem Fall, und besonders in Widerwärtigkeiten schildern; er will sie von ihren Pflichten in jedem Fall unterrichten; er will bei jeder Gelegenheit eine reine Sittenlehre anbringen; er bestreuet sie mit Blumen, um ihre dürre und trokne Gestalt einem eklen Auge zu verbergen; er nimmt weislich alle Leidenschaften der Menschen zu Hülfe; er rühret sie; lenkt sie aber so gut, daß die von ihnen gerührte Menschen einsehen müssen, wie weit sie führen, und wo ihnen Einhalt zu thun sey; er gleicht hierinnen einem klugen Gesandten, welcher, um sein ihm anvertrautes Geschäfte an dem Hof, wohin er gesendet worden, desto sicherer und geschwinder auszuführen, sich an den Lieblinge des Herrn wendet, und durch sie ausrichtet, was sein Vortrag bei dem Herrn allein nicht zu würken vermag.

Der Dichter hat also erst eine Sittenlehre in Absicht, welche er auf eine Art, die einen plözlichen Eindruk macht, andern beibringen will. Er kleidet sie in eine Fabel ein, die ihm hierzu die geschikteste zu seyn scheinet. Er mischt diese Fabel unter eine wahre Geschichte, und macht sie dadurch wahrscheinlicher.

Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet.

Dieses hat der berühmte Herr Gottsched wohl eingesehen und wohl ausgeführt. Ein Dichter, der die schwache Seite des menschlichen Herzens kennet, läßt seinen Zuschauer oder Leser nicht lange in der Ungedult,

Semper ad eventum festinat;

er eilet aber langsam, und, da sein Zwek nicht ist, das Verder-

ben der Menschen zu befördern, und gefährliche Leidenschaften rege zu machen, wie in den Opern geschiehet; so eilt er nicht so zu dem Ausgang, daß er nicht Nebenhandlungen einmischen solte, die ihm Gelegenheit geben, mehr als eine rührende Betrachtung über die Flüchtigkeit menschlicher Dinge, und mehr als eine nüzliche Sittenlehre anzubringen.

Einem ernsthaften und gesezten Gemüt wird die Zeit nicht zu lang werden, wo es mit nüzlichen und auf eine angenehme Art vorgetragenen Wahrheiten unterhalten wird. Der bekannte Erzbischof von Cambray sagt in seinen Gedanken von der Tragödie, man würde den Trauerspielen einen grossen Nachdruk geben können, wann man ohne Einmischung der uuordentlichen und flatterhaften Liebe den sehr philosophischeu Begriffen des Alterthums folgen wolte. Er tadelt Corneille, und tadelt Racine, und die wahre tragische Hoheit findet er in dem Sophocles.

In einer Zeit von wenig Stunden müssen grosse Begebenheiten so schnell auf einander folgen, daß dadurch ein plözlicher Eindruk in das Gemüt der Zuschauer gemacht, und bei ihnen Erstaunen, Mitleid, und ein tiefsinniges Nachdenken erwekt wird. Viele tragische Dichter erwecken wohl die Leidenschaften; aber das tiefsinnige Nachdenken selten. Zuschauer, die über ihre Leidenschaften noch keine Herrschaft erlangt haben, wird ein zärtlicher Dichter, ein Trauerredner einer unglüklichen Liebe leicht in eine Entzückung hinreissen, deren diejenige nicht fähig sind, welche ihre Leidenschaften schon so gemäßiget und so in ihrer Gewalt haben, daß sie nicht leicht bei ihnen erregt werden können. Dieses ist ohne Zweiffel der Grund, warum ernsthafte und gesezte Männer das schönste Trauerspiel oft gleichgültig ansehen, und es wohl gar ihrer Würde verkleinerlich halten, sich damit zu beschäftigen. Sucht aber ein Dichter zugleich das tiefsinnige Nachdenken zu erregen: so hat er auch unter den ernsthaftesten Männern seine Bewunderer.

Auf die Einrichtung der Fabel kommt allerdings viel an. In einer so kurzen Zeit können nicht wohl grosse Begebenheiten so schnell auf einander folgen, wann nicht alle Umstände, unter welchen sie erscheinen, damit überein kommen, und zu dem grossen Erfolg zusammen stimmen. Die Regeln, welche uns die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit anempfehlen, sind also in der Natur der Sache selbst gegründet.

So viel die Einrichtung der Fabel anlanget, will ich nur erinnern, daß die Personen, welche auf die Bühne tretten, zwar alle zu gleicher Zeit gelebt haben müssen; es aber darauf nicht ankomme, ob sie auch an dem Tag, an welchem die Haupthandlung vorgehet, noch alle gelebt haben, und an einem Ort beisammen gewesen sind: Dann so sehr darf man die Befugnisse der Fabel nicht einschränken. Es ist genug, wann es nur möglich ist, daß sie diesen Tag noch alle gelebt haben könten, und es ist genug, wann nur alle diese Begebenheiten in einem Tag sich haben zutragen können, wann sie sich schon nicht würklich in einem Tag zugetragen haben.

Die Fabel hat zwar eine gewisse Zeitrechnung, wie die wahre Geschichte. Man kann aber ganz wohl das Schiksal einer wahren Person verlängern und verkürzen, und bei erdichteten Personen hat ein Dichter alle Freiheit. Es muß aber alles wahrscheinlich seyn, und also auch eine gewisse Ordnung der Zeit beobachtet werden.

Von den Characteren der Personen des Trauerspiels muß ich noch mit wenigem etwas anmerken. Es ist allerdings sehr viel daran gelegen, daß der Character einer jeden tragischen Person sehr genau beobachtet werde; der Zwek des tragischen Dichters würde sonst offenbar verfehlet werden. Allein was ist der Gemüthscharacter eigentlich? Kaum getraue ich darauf zu antworten. Ich fürchte, mein sonst geneigter Leser mögte an mir tadlen, daß ich philosophischer sey, als der Vorwurf, den ich ab-

handle, solches erfordert. Wie schwer ist es, den Menschen zu kennen; noch schwerer ist es, solchen zu beschreiben! Ist der Mensch boshaft, wie verborgen ist er nicht oft? Seine Hauptleidenschaft gleicht öfters einer im Gras verborgen liegenden Schlange. Ist ein Mensch tugendhaft, wie viel scheinbares ist nicht von dem würklichen und wesentlichen in der Tugend zu trennen?

Bei einigen Menschen herrscht eine Leidenschaft vorzüglich, und alle andere Leidenschaften werden dieser einzigen bei jeder Gelegenheit aufgeopfert, wie die Priester am Nilstrom einen Gott dem andern zu opfern pflegten. Bei andern Menschen hingegen ist es unentschieden, welche unter den Leidenschaften bei ihnen den Vorzug behaupte. Der Character solcher Menschen ist ungewis und betrüglich. Wieder bei andern hält eine Leidenschaft der andern die Wage; sie sind gleich vermischt, und das Urteil ist betrüglich, welches einer Leidenschaft vor der andern in solchen Gemütern die Herrschaft einräumt. Solche Menschen sind am schweresten zu erforschen. Hat man auch endlich die Hauptleidenschaft eines Menschen ausfündig gemacht: so sind dennoch in dem Herzen desselben so viele verborgene Schlupfwinkel, daß man sich so wenig, als in einem verwünschten und bezauberten Schloß zurecht finden kan. Es gehöret also viele Einsicht dazu, einem Dichter mit Grund und Gewisheit den Vorwurf zu machen, daß er den Character der auf die Bühne gestellten Person von Anfang bis zu Ende nicht gehörig beobachtet habe, und das gemeine Sprichwort gilt auch hier, daß es leichter sey zu tadlen, als besser zu machen. Ist eine Person von einem natürlich hitzigen und zornigen Wesen; so ist es dennoch weder unmöglich noch unwahrscheinlich, daß sie nicht auch in einer halben Stunde einen gelassenen Character annehmen könne, wann sie auf den Zuspruch eines vernünftigen Freundes der Vernunft Gehör giebt. Ihre natürliche Gemütsbeschaffenheit ändert sich deswegen eben

so wenig, als das stürmische Meer eine andere Natur bekömmt, wann es in einem Augenblik nach dem entsezlichsten Sturm stille und sanft zu werden anfängt. So viel ist indessen gewis, daß ein Zorniger, wann er sein widriges Schiksal beklagt, auf eine andre Art klagen wird, als ein natürlich Gelaßner, und daß ein Zorniger, wann er plözlich gelassen wird, solches auf eine andre Art sey, als ein natürlich Gelaßner. So ist die Stille eines Bachs mit einer Meeresstille nicht zu vergleichen, und so ist eine an sich stille Luft mit derjenigen nicht zu vergleichen, die wenig Augenblik vorher einen Sturm erfahren, der der Welt den Untergang zu drohen geschienen.

Ein zärtlicher Mensch, der sich keines widrigen Zufalls versiehet, und plözlich von einem solchen angegriffen wird, ein solcher bricht wahrscheinlich in die rührendesten Klagen aus; er denkt, er athmet, er sagt nichts als Traurigkeit, und die Betrachtungen, welche er über sein Schiksal anstellet, bestehen in lauter abgebrochenen Worten, in einem oft wiederholten Ach, und in Seufzern, die, so rührend sie sind, einem ernsthaften und an Unglüksfälle gewöhnten Gemüte, wo nicht ekelhaft, doch gleichgültig seyn müssen. Ein grosser Geist, der bereits an Widerwärtigkeiten gewöhnt ist, der nach und nach sich eine gewisse großmütige Gedenkensart gebildet hat, weiß wenig von dem weibischen Ach, wann ihm gleich solches nicht ganz unbekannt ist; er stellt vielmehr ernsthafte Betrachtungen über sein widriges Schiksal an, und, wann er sonst sinnreich ist, so ist er es in seinem Unglük in einem noch höhern Grad. Es ist so natürlich als begreiflich, daß einem Mann, der gewohnt ist, über alles Betrachtungen zu machen, und der seiner Denkenskraft alles unterwirft, wessen er nur bewußt werden kan, daß ein solcher ernster Mann, ein solcher denkender Kopf, in einem schweren Zufall sich der Vergänglichkeit aller Dinge erinnern, und also auch zwischen seinem Unfall und andern, gleichen Veränderungen ausgesezten, Dingen

Vergleichungen anstellen, und folglich auch in seinem tiefsten Schmerz eben so wenig ohne Wiz, als ohne Trost seyn wird.

Wann also eine tragische Person bald standhaft, bald verzagt, bald zornig, bald gelassen auf der Bühne erscheinet: so folgt daraus nicht, und nur Leute ohne Urteilskraft sind es, die dieses daraus schliessen, daß der Dichter von dem seinem Held einmal beigelegten Character abgegangen sey, und ihn verändert habe. Es kommt auf die Umstände an, unter welchen der Zornige als gelassen, und der Gelaßne als zornig erscheinet; und nach diesen Umständen muß allein das Urteil gefället werden. Wie veränderlich ist nicht des Menschen Herze!

Es ist lächerlich zu sagen, daß in so kurzer Zeit sich der Character eines Menschen nicht leichtlich ändern könne. Ich bin der Meinung, er ändere sich nicht, so lange der Mensch lebet, und den Körper behält, den er hat. Es ist aber billig ein Unterschied zu machen zwischen wesentlichen und ausserwesentlichen Aenderungen. Ein Gelaßner, wann er zornig ist, ist auch nicht auf die nemliche Art zornig, wie einer, der von Natur zum Zorn geneigt ist. Es kommt hiebei alles auf des Dichters unterscheidendes Urtheil an, und Regeln würden ihn mehr verwirren, als zurecht weisen.

Die tragischen Personen aber, von deren Character die Rede ist, sind entweder erdichtete oder würklich auf dem grossen Schauplaz der Welt bekannt gewordene Personen. Sind sie erdichtet; so hat ihre Gemütsbeschaffenheit, die sie auf der kleinen und nachgeahmten Bühne der Neugier darstellen sollen, nirgendswo ihren Grund, als in der Einbildungskraft des Dichters. Hierbei ist mehr nicht zu beobachten, als daß sie dem ihnen einmal zugetheilten Character von Anfang bis zu Ende gemäß handlen,

- - - - - - - servetur ad imum,
Qualis ab incoepto processerit, & sibi constet.

Es kan aber hieher wiederholt werden, was ich vor wenigen Augenblicken von den Characteren überhaupt gesagt habe. Ist die Person schon allgemein oder sehr bekannt, und die Geschichte hat uns ihren Character aufgezeichnet hinterlassen, oder ist solcher aus ihren bekannten Thaten untrügbar zu schliessen; alsdann ist es nicht rathsam, diesen Character zu ändern; sondern er muß bleiben, wie er ist.

Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, tristis Orestes.

Weil aber doch dem tragischen Dichter erlaubt ist, mit dem Wahren das Falsche zu vermischen: so ist es ihm auch erlaubt, aus dem Stoff des Gemütscharacters seines Helden, welchen ihm die Geschichte giebt, gleichsam eine neue Gestalt zu machen, wie es sein Zwek und die Sittenlehre, die er rührend beibringen will, und beständig im Gesicht haben muß, erfordern. Mit einem Wort, er darf zu- und abthun. Vor allen Dingen aber muß der Nationalcharacter in acht genommen werden. So verschieden die Himmelsgegenden sind; so verschieden sind auch der Völker Gestalt, Kleidung, Nahrung, Gewerbe, Sitten, Gebräuche, Gesätze, Einsichten, Gedenkensarten, ja selbst ihre Götter:

Im Norden sind sie weiß, schwarz unterm braunen Süden.

v. Haller.

Es ist daher allerdings ein grosser Unterschied, in welchem Land die Begebenheiten vorgehen, die auf der Bühne vorgestellt werden, und zu welcher Nation die Personen des Trauerspiels gehören,

Colchus, an Assyrius; Thebis nutritus an Argis.

Es kommt aber nicht allein auf die verschiedene Sitten der Völker überhaupt an; es ist auch bei den nemlichen Sitten noch ein Jahrhundert von dem andern unterschieden, da eines reicher an Begebenheiten, als das andere; das andere reicher an grossen

Leuten, als das erstere, und folglich auch der Menschen Gedenkensart und Geschmak in einem Jahrhundert nicht, wie in dem andern, ist.

Dieses ist es, was man sagt, wann man von dem Genio Seculi redet. Anders sprachen die Römer unter den Burgermeistern; anders dachten und sprachen sie unter den Kaisern. Wie stolz und prächtig haben sie nicht zu der Zeit sprechen können, da C. Popilius zu einem grossen König sagte: Priusquam hoc circulo excedas, redde responsum Senatui quod referam, und zu der Zeit, da Cäsar auf des Cicero Vorwort dem Marcus Furius den Thron der Gallier versprach? Wer Kronen verschenken kan, muß auch mehr als Königlich reden können.

Wann wir in das Vergangene zurük gehen: so öfnet sich uns eine fast unendliche Aussicht in verfloßne Jahrhunderte. Der Strom, der sie mit sich fortgerissen hat, hat auch die alten Sitten und Gebräuche mit fortgeführt. Die vollkommenste Känntnis des Alterthums reicht kaum zu, uns einen lebhaften Begriff von der alten und einfältigen Lebensart unsrer Vorfahren zu machen. Die Schönheiten in den Griechischen und Römischen Schriftstellern empfinden wir nur halb, und wir sehen sie nur im Schatten. Die wenigsten unter unsern jetzigen Gelehrten sind Kenner des Alterthums. Die Ungelehrten wissen hiervon fast gar nichts. Indessen kommen uns fremde und ungewohnte Sitten gemeiniglich, obgleich ohne Grund, lächerlich vor. Wir lachen, wann der Chineser kalt isset, und hingegen warm trinket, ob er gleich mit eben dem Recht sich über uns aufhalten könte, daß wir warm essen und kalt trinken. Bei gewissen Völkern verrichteten die Weiber, was bei uns die Geschäfte der Männer sind.

Allein es ist doch eine einmal ausgemachte Sache, daß ein Dichter, welcher sich nicht nach den neuen Sitten richtet, und nach dem Geschmak seiner Zeit bequemet, seinen Zwek nicht erreichen wird. Wann also ein tragischer Dichter in dieser Absicht den

alten Sitten, mit Beibehaltung des Wesentlichen, gleichsam eine neue Gestalt giebt: so ist er deswegen nicht zu tadlen. Wann er auch die alten Sitten vollkommen nachzuahmen wüßte: so ist er doch nicht Herr und Meister über die Einbildungskraft seiner Zuschauer und Leser. Es ist auch etwas ganz anders, wann ein trauriger Orestes in Athen auf der Bühne vorgestellt wird, und wann solches in Paris geschiehet. Nimmt nicht ein Teutscher, wann er nach Frankreich kommt, wenigstens etwas von den französischen Sitten, und ein Franzose in gleichem Fall etwas von den Teutschen an? So verhält es sich auch mit den tragischen Helden in Ansehung der Nation, bei welcher sie auf der Bühne erscheinen. Ich sehe auch nicht, was dabei verlohren wird.

Die Kunstrichter wollen uns bessern, und oft machen sie uns nur fehlen. Sie gleichen hierinnen grossen Herren, welche öfters durch die vielen und schweren Gesetze, die sie geben, mehr nicht ausrichten, als daß sie die Anzahl der Uebertretter und die Strafregister vermehren.

Ich muß nun noch ins besondere etwas weniges von dem Character der Haupt- und Nebenpersonen eines Trauerspiels gedenken. Die Hauptperson muß allerdings ihren entschiedenen Character haben, es sey dann, daß die Geschichte ihn nicht entschieden, und der Dichter mit Fleis den Zuschauer in der Ungewisheit läßt.

Dieses kan allerdings unter gewissen, von der Einrichtung der Fabel abhangenden Umständen Statt finden. Der Character der Nebenpersonen braucht nicht entschieden zu seyn. Es ist genug, wann sie nur in den Fällen, in denen sie sich befinden, gewisse Leidenschafteu äussern.

Ein und andere Nebenperson aber, die einen merklichen Antheil an der Haupthandlung hat, kan und muß öfters einen entschiedenen Character haben. Wann die Namen solcher Nebenpersonen von der Geschichte geborgt werden: so ist es eben nicht

noth-

nothwendig erforderlich, daß die Geschichte auch den Stoff zu dem Character derselben hergeben müsse, wann nur solche Namen nicht gar zu bekannt und berühmt sind.

Nun komme ich auf die tragische Sprache. Was von einem Gedicht, welches nutzen und ergötzen soll, überhaupt gefordert wird, wird auch von dem Trauerspiel gefordert.

Non satis est, pulcra esse poëmata, dulcia sunto.

Die Sprache muß nicht gemein seyn. Pöbelhafte Ausdrüke müssen durchaus vermieden werden. Neuerfundene Wörter finden hier ihren Plaz, wann nur auf die Sprachähnlichkeit dabei gesehen worden. Noch mehr aber werden neue Redensarten, oder ungewöhnliche, jedoch nicht fehlerhafte Wortfügungen die tragische Sprache erheben, obgleich ein Dichter hierinnen sehr behutsam seyn muß.

In verbis etiam tenuis cautusque serendis;
Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura nouum - - -

Es kömmt allerdings auf die Verse, und so viel, als auf die Fabel selbst, an. Sind solche rein, fliessend, harmonisch, und die Gedanken gründlich und natürlich erhaben: so findet ein solches Trauerspiel zu allen Zeiten Beifall, wann auch gleich dessen Einrichtung nicht regelmäßig ist. Ein solches Trauerspiel ist einer Schönen ähnlich, deren Seele nicht ohne Fehler ist; deren Schönheit aber doch allemal auch dann entzücket, wann man sich nicht verwehren kan, die Schwachheiten ihres Gemüts zu tadlen. Die englischen Trauerspiele und selbst einiger massen des Addisons Cato sind sehr unregelmäßig, und dennoch finden sie ihre Bewunderer. Die Erhabenheit der Gedanken und ein anständiger Wörterpracht ersetzen die übrigen Fehler. So viele Schönheiten, die man empfinden muß, lassen uns nicht Zeit, die Fehler wahrzunehmen. Der Herr von Voltaire drükt sich in der Vorrede zu dem Trauerspiel Mariamne hierüber sehr gründlich

aus: C'eſt une erreur bien groſſiére de s'imaginer, que les vers ſoient la dernière partie d'une piéçe de théatre & celle qui doit le moins coûter. Mr. *Racine*, c'eſt à-dire, l'homme de la terre, qui après Virgile a le mieux connu l'art des vers, ne penſait pas ainſi. Deux années entiéres lui ſuffirent à peine pour écrire ſa PHEDRE.

Wann der Herr von Voltaire das Genie des Herrn Racine ſo ſehr rühmet: ſo iſt es mir unbegreiflich, wie ein einziges Trauerſpiel ihm eine Zeit von zwei Jahren gekoſtet haben könne. Wie ſolche Gedichte gefallen können, die von dem Schweiß, welchen ſie dem Verfaſſer ausgepreßt haben, noch benezt ſind, laſſe ich andre beurteilen. Der Leſer muß die Angſt fühlen, in der der Dichter geweſen iſt. Wann ich mich nicht irre; ſo ſagt man nur von demjenigen, deſſen Gedanken ſich von ſelbſt, leicht und geſchwind entwiklen, er habe Genie. Wann übrigens der Herr von Voltaire von ſich ſelbſt ſagt, Racine habe mehr Genie gehabt als er: wer würde ſo unhöflich ſeyn, ihm zu widerſprechen? Ich habe geſagt, daß ein Dichter in neuen Wortfügungen und Erfindungen neuer Wörter ſehr behutſam ſeyn müſſe. Gemeine Sachen können erhöhet werden, wann ein geſchikter Dichter die Aufmerkſamkeit des Leſers durch ein neues Wort oder eine unerwartete Wortfügung hintergeht. Es darf aber dieſes einem Dichter nicht zur Gewonheit werden. Man tadelt hierinnen mit Recht die neuen reimloſen Heldengedichte, wo oft auf ganzen Blättern in einer ungewöhnlichen Sprache nichts geſagt wird. Oft ſind ſie ſo dunkel, und ſo übertrieben hoch, daß man glauben mögte, man leſe in einem Buch von Beſchwörung der Geiſter.

Hat ein Dichter einen wahren erhabenen und unerwarteten Gedanken gefunden: ſo darf er ſich nur getroſt der gewönlichen Sprache bedienen, und er wird mehr bewundert werden. Ich bewundere den Flug eines Adlers ſo lange, als ich ihn noch ſehe;

hat er sich in den Wolken verlohren, so mag er dort seine Bewunderer suchen. Wie ist nicht Teutschland seit einiger Zeit mit unnatürlichen, und doch bewunderten, Gedichten überschwemmet worden! O mögte ich bald an dem Dichterhimmel einen Regenbogen als ein Zeichen erblicken, daß wir künftig keine solche Ueberschwemmung mehr zu befürchten hätten! Es kömmt freilich alles darauf an, was der gute Geschmak eigentlich sey.

Ich wage es nicht, einen verwegenen Ausspruch zu thun. Es ist ein GOtt, der sich rächen kan.

Ce Dieu charmant que l'on ignore,
Quand on cherche à le definir;
Ce Dieu qu'on ne sait point servir,
Quand avec scrupule on l'adore.

Wer weder ängstlich neue Gedanken, noch neue Arten, solche auszudrücken, sucht; wer sich um keine Zierraten bemühet, sondern seinen Gedanken und Trieben einen freien, ungehinderten Lauf läßt; der kan versichert seyn, wann ihm anders die Natur die Gabe zu dichten nicht versagt hat, daß der gute Geschmak ihm nicht abgesprochen werden könne. Allein die unordentliche Begierde, erhaben zu seyn, ist die Quelle so vieler falschen Zierraten, und der unverständlichen und unteutschen Sprache, die wir, der Natur zum Troz, bewundern sollen. Dieses hat der Herr von Voltaire eher und besser als ich eingesehen, und besser als ich bereits gesagt: Cette envie de briller & de dire d'une manière nouvelle ce que les autres ont dit est la source des expressions nouvelles comme des pensées recherchées. Qui ne peut briller par une pensée, veut se faire remarquer par un mot - - - Si on continuait ainsi, la langue des Bossuets, des Racines, des Pascales, des Corneilles, des Boileaux, des Fenelons deviendrait bien-tot suranée. Pourquoi eviter une expression qui est d'usage, pour en introduire une qui dit précisément la même chose?

Kan man nicht ein gleiches mit noch grösserer Ursache von unsern teutschen Dichtern sagen?

Einem Dichter muß es ein heiliges Gesez seyn, niemals von der Natur abzuweichen. Begiebt er sich unter die Herrschaft dieses Gesetzes: so wird er bald selbst einen Eckel vor der unnatürlichen Sprache bekommen, in der das Erhabene seit wenigen Jahren fast allein gesucht werden will. Doch kömmt es auch hier auf den wahren Sinn dieses Gesetzes und desselben richtige Anwendung an. Es ist billig ein Unterschied zu machen, wann ein Dichter einen wahren Vorwurf hat, den er beschreiben, und dem sein Gedicht ähnlich seyn soll, und wann er sich mit einem erdichteten Vorwurf beschäftiget. Ein Maler schildert eine Landschaft, die vor seinen Augen liegt, ab, so wie sie ist, und erreicht die Aehnlichkeit vollkommen; ein andrer Maler erdichtet sich eine Landschaft, schildert sie, und sein Gemälde wird bewundert. Beide setzen sich vor, die Natur nachzuahmen, und beide erreichen sie, aber auf verschiedene Art. Was dem erstern verboten ist, ist dem andern erlaubt. So verhält es sich auch mit einem Dichter. Die Fabel ist das Wesentliche in dem Trauerspiel. Er kan also auch die Menschen sowohl vollkommner als unvollkommner vorstellen, als sie würklich sind. Die Vorwürfe, die man einem Geschichtschreiber machen kan, treffen ihn nicht. Die Leidenschaften schildert er, wie sie natürlich sind; aber er giebt ihnen Farben, die ihren Eindruk lebhafter machen. Wolte man es als einen Fehler ansehen, wann die Personen eines Trauerspiels eine andere Sprache führen, als die im gemeinen Leben üblich ist, so wäre es auch ein Fehler, daß man sie in Versen reden liesse: Dann dieses geschiehet im gemeinen Leben nicht. Sollen sie aber nun einmal in gebundener Sprache reden: so muß man sie auch so reden lassen, wie sie, wann sie Dichter gewesen wären, wahrscheinlicher massen geredet haben würden. Man tadle also in einem Trauerspiel nicht die Figuren:

Gleichnisse und andre poetische Zierraten; oder, wann man dieses nicht dulten will: so lasse man die tragischen Personen mit ungebundenen Worten reden. Es wird sich ohnehin kein Mensch bei gesundem Verstande einbilden, daß ein vor tausend Jahren verwester Held wieder auferstanden, und zu Paris, London, oder in Leipzig auf der Bühne erschienen wäre, wann auch die Schauspieler, wie zu Zeiten des Thespis geschehen, ihr Gesicht mit Hefen beschmieren solten,

> Dicitur, & plaustris vexisse poëmata Thespis,
> Quæ canerent, agerentque peruncti fæcibus ora.

Man hüte sich also, daß man durch eine allzuängstliche Nachahmung der Natur nicht in das Lächerliche verfalle. Es kömmt aber auch hier auf die Verschiedenheit der Umstände alles an. In Gegenwart grosser Leute wird man weit aufmerksamer auf seine Worte seyn, als wann man unter seinen vertraulichsten Freunden und Hausgenossen ist. Man kan sinnreich in dem Schmerz seyn, wann man ihn vor einem grossen Mann äussern soll, von dem man das Urteil erwartet, ob der Schmerz gerecht sey oder nicht. Ein jeder, auch der kleinste Umstand, welcher mit dem Fall, der uns betrift, verknüpfet ist, hat einen Einfluß in unsre Gemüthsbewegungen. Wer an grosse und unvermutete Fälle schon gewohnt ist, auch wohl vorher schon dazu vorbereitet ist, und überhaupt bereits eine bestimmte Gedenkensart hat, kan sich leicht in dem größten Zufall in einer solchen Verfassung befinden, daß er auch in dem stärksten Schmerz sinnreich seyn kan. Wer überhaupt witzig ist, ist es in allen Umständen. Die ersten Gemütsbewegungen sind auch von den nachfolgenden wohl zu unterscheiden. Wer seinen Schmerz als ein Dichter ausdrükt, wird ihn auch anders ausdrücken, als er solches als ein Redner, oder in keiner von beiden Eigenschaften thun würde. Nun aber reden die Personen des Trauerspiels, troz der Natur, mit gebundenen Worten, oder poetisch. Ist es auch unnatür-

lich, daß ein Held in dem schwersten und traurigsten Fall eine gewisse Gegenwärtigkeit des Geistes behalten solte, und daß ihm Dinge einfallen, mit welchen er sein widriges Schiksal vergleicht? Sind also die Gleichnisse in einem Trauerspiel unnatürlich?

Horaz hat sehr wohl eingesehen und erkannt, daß ein Trauerspiel eine erhabene Schreibart erfordere, und sich dadurch von dem Lustspiel unterscheiden müsse.

Versibus exponi tragicis res comica non vult:
Indignatur idem privatis, ac prope socco
Dignis carminibus narrari coena Thyestæ.

Allein wann er gleich darauf sagt:

Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri
Telephus & Peleus: - - -

wie übel ist er nicht von einigen verstanden worden?

Horaz war nimmermehr der Meinung, daß tragische Personen sich gemeiner und pöbelhafter Worte bedienen solten. Er sagt kurz vorher:

Interdum tamen & vocem comoedia tollit,
Iratusque Chremes tumido delitigat ore,
Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri.

Seine Meinung war also keine andere, als daß, gleichwie das Lustspiel bisweilen einen höhern Ton annehme, also auch das Trauerspiel sich von seiner Höhe bisweilen herunter lasse. Zum Beispiel führt er den Telephus und Peleus an, die gemeiniglich in gewöhnlichen Ausdrücken ihren Unfall beklagten; er führt aber auch zu Ursachen die Umstände an, in welchen sie sich befunden - pauper & exul uterque -

Nun ist es wohl natürlich, daß nicht alles, was die tragischen Personen sagen, erhaben seyn könne und seyn müsse. Dieses ist die wahre Meinung des Horaz.

Man spricht viel von der edlen Einfalt; allein was versteht man darunter? Die Einfalt ist nichts anders, als eine gewisse

Aufrichtigkeit in der Art zu denken, zu handeln und sich auszudrücken. Ein wahrer Schmerz ist ungekünstelt; wer ihn fühlt, sagt ohne Verstellung, was er fühlt, und drükt sich aus, wie er in der That empfindet. Er ist aufrichtig in dem Schmerz, den er andern zu erkennen giebt. Dieses ist die wahre Einfalt. Ein weiches und wollüstiges Gemüt ist aller Eindrücke fähig; es klagt wie ein Kind, dessen Winseln und Schreyen oft auf keine Art zu stillen ist. Ein solches Jammern und Klagen muß zulezt eckelhaft und unerträglich werden. Wer aber dem Unglük nicht sogleich nachgiebt; wer ihm widersteht; und, indem er empfindet, was ihn rührt, zugleich auch die Grösse seines Geistes empfindet, und kühn genug ist, seine Unschuld selbst vor dem Himmel zu rechtfertigen, der jammert nicht wie ein gepeitschter Sclave; er trotzet dem Unglük selbst; er beseufzet sein Geschik mit einer gewissen Anständigkeit, und seine Sprache unterscheidet sich alsdann von der Sprache des Pöbels in dem Schmerz. Dieses nenne ich eine edle Einfalt. Es ist also nicht unnatürlich, auch in den Ausdrücken des Schmerzes prächtig zu seyn.

Man sehe aufmerksam auf die Art, wie grosse Leute ihren Schmerz ausdrücken, und nicht auf die Klagen des Pöbels, wann man die Natur nachahmen will. Wann der Fall so beschaffen ist, daß er Schmerz erregen muß; wann man den Schmerz nicht unwahrscheinlich grösser vorstellet, als er würklich ist; wann man das sinnreiche nicht sucht; sondern die Figuren und Gleichnisse mit dem Strom der Klagen, welche der Schmerz ausgießt, von selbst kommen: so sind sie eben so wenig unnatürlich, als wenig es unnatürlich ist, daß ein Strom Gold mit sich führt. Man entfernt sich auf diese Weise ganz und gar nicht von der edlen Einfalt. Indem man sich um keine besondre Gedanken, besondre Ausdrücke, Gleichnisse und andre Zierraten bemüht; sondern blos an seinen Schmerz, und nicht an die Art ihn aus-

zudrücken, denket; so bleibt man aufrichtig und in den Schranken einer erhabenen Einfalt.

Es sind aber dieses Säze, welche genau bestimmt werden müssen. Ein gewisses Gefühl, noch sichrer aber die gute Urteilskraft eines Dichters können sie bestimmen.

Man muß sich nur allemal vorstellen, daß die Personen des Trauerspiels als so viel Dichter anzusehen seyen, die uns in der von der Prose sich weit unterscheidenden Sprache der Dichtkunst dasjenige sagen, was die Helden, die sie vorstellen, gesagt haben würden, wann sie Dichter gewesen wären, und als Dichter sich ausgedrükt hätten. So, und nicht anders verhält sich die Sache würklich. Also ist es z. E. vielleicht nicht wahrscheinlich, daß Herod in der Verwirrung, in der er war, werde an seine stolzen Paläste gedacht, und seine Verzweiflung also ausgedrükt haben:

Murs que j'ai relevés, palais, tombez en cendre,
Cachez sous les débris de vos superbes tours
La place où Mariamne à vu trancher ses jours.

Auch scheint der Wiz mehr als der Schmerz in den lezten Zeilen zu reden:

Armez-vous contre-moi, sujets qui la perdez
Tonnez, ecrasez-moi, cieux qui la possedez.

Wann aber ein Dichter auftritt, und die Person des Herods vorstellt: so verhält sich die Sache ganz anders. Herod würde so gesprochen haben, wann er in der Sprache der Dichter seinen Schmerz hätte ausdrücken wollen. Man kan aber auch, ohne ein Dichter zu seyn, in gewissen Umständen den feinsten Wiz mit dem zätlichsten Schmerz verbinden. Also finden wir die Natur nicht nur in den Wildnissen, sondern auch in den Gärten, wo wir der Kunst gleiche Dankbarkeit schuldig sind.

In den von D. Christ. Gryphio gesammleten Vitis selectis XVII. eruditissimorum hominum, und zwar in Vita Joh. Vincent. Pinelli findet sich pag. 428. eine hieher gehörige und merk-

würdige Stelle, mit welcher ich meine wenigen und zufälligen Gedanken von dem Trauerspiel beschliessen will.

Maritum (einen jungen Neapolitanischen Herzog aus dem Genuesischen Hause Pinelli) optimum & indulgentissimum uxor infelicissima luctu perpetuo prosecuta est, ereptum sibi a patria & affinibus procul, iniquissimis temporibus, eum virum dolens, cum quo vixerat sine querela, quo sospite vix ullam sibi matronarum Neapoli praeferri optime norat - - - - Operuit caput nigra palla, qua circumfluente contecta humi cubans in abdito sepositae cellae angulo dolori habenas laxavit. Audivimus nos ibi tum eam conquerentem, sermonisque nitorem admirati sumus & ingenii alacritatem. Quo factum, ut tragicos poëtas minus improbaremus, quos frequenter animaduertas inducere in scenam dolore & moerore confectas, Electram Hecubamue, ornate tamen & copiose differentes.

Wer diese wenigen Zeilen mit aufmerkendem Urteil gelesen hat, wird mich nicht beschuldigen, daß ich einander widersprechende Meinungen hegte, wann ich das Sinnreiche in dem Schmerz bald zu billigen, und bald zu verwerfen scheine. Ich habe nicht demonstriren wollen.

Philosophische Gedanken.

Des Menschen Bestimmung ist zu leben, sich zu vermehren und zu sterben. Unsere Seele sey unsterblich oder nicht; in einem wie dem andern Falle höret allemal der Mensch durch den Tod auf. Eine Folge von Empfindungen und Gedanken macht unser thierisches und vernünftiges Leben aus. Die Beschäftigungen der Menschen sind mannigfaltig, und da sich alles unser Thun und Lassen im Tode *terminirt* *; so scheinen alle unsere Beschäftigungen von gleichgültiger Beschaffenheit zu seyn. Unter diesen Beschäftigungen können jedoch diejenigen, welche den Leib blos zum Vorwurfe haben, nicht die edelsten seyn. Wir müssen jeden Augenblik gewärtig seyn, daß dieses Gebäude von Staub in sein Nichts zerfällt. Wann von vergangenen Schmerzen und vergangener Lust die Rede ist: so ists gleichgültig, ob von einem Jahrhunderte, oder einem Augenblicke geredet werde. Ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl unsers jedesmaligen Zustandes, welcher von unserm Willen nicht abhängt, macht allerdings gewisse Sorgen nothwendig; aber solche Sorgen solten billig nur die jedesmalige Gegenwart, und unterm Künftigen nur die nächste Zukunft zum Vorwurfe haben; ohne in unsern Sorgen weiter zu gehen, solten wir billig die von unsern Beschäftigungen sich von selbst ins entferntere Künftige erstreckende Folgen nur ruhig erwarten, und der Tod solte nur die Zukunft seyn, die uns immer vor Augen schwebte.

* * *

* Ist vorsäzlich an statt: endiget, gesetzet worden.

Wir müssen eine zeitlang auf den Tod warten, und diese Zeit suchen wir uns so kurz als möglich zu machen. Wir fürchten aber den Tod, und schweben ihm immer gleich unvorsichtigen Mücken entgegen. Schlechte Hütten, die Speise, welche uns die Erde, und der Trank, welchen uns ein reiner Bach von selbst und freiwillig darbietet, wären für Reisende, wie wir sind, und für einen so kurzen Weg gut genug gewesen. Und so weit hat der Philosoph von Genf Recht.

* * *

Aber wir haben unsere Bedürfnisse, und damit unser Elend selbst vervielfältiget. Die Menschen überhaupt leben in dieser Welt, als ob sie ihnen zum ewigen Aufenthalte bestimmt wäre. Wie man von den Caraiben sagt, daß ihre Vorsicht ins Künftige sich nicht auf den Abend erstrecke: so beweisen wir alle durch unsere Handlungen, daß wir an den Tod wenig oder gar nicht denken, und alle in diesem wichtigen Mangel der Vorsicht Caraiben sind.

* * *

Was hat das menschliche Geschlechte dabei gewonnen, daß Städte, Schlösser und Paläste gebaut, und die Menschen durch Gewalt, Aberglauben und Gesetze in grosse Gesellschaften, wie Schaafe in den Pferch, zusammen getrieben worden? Das Loos der wilden Thiere in den entlegenen Wäldern und Wüsten ist nur dadurch beneidenswerth geworden. Millionen Menschen sind jetzo nur um weniger einzelnen Menschen willen da, die mit ihnen, wie mit Kinderuhren umgehen, sie nach Gefallen stellen, und wann sie wollen, zerbrechen.

* * *

Das Glücke geht mit uns um, wie die guten Mütter und Ammen mit den Kindern. Sie stillen ihren in Thränen ausbrechenden Schmerz mit Zuckerbrod und Spielwerk. Aber die Kinder wachsen zum männlichen Alter heran, und sehen ihr vergangenes und gegenwärtiges Elend nur zu deutlich ein. Man stelle sich einen Menschen vor, welcher durch die Macht eines Zauberers in einen hundertjährigen Schlaf versenket würde, in welchem er aber eine ununterbrochene Reihe der angenehmsten Träume hätte. Wäre dieser Mensch in diesem Zustand glükseelig? Und wo solte sich der Thor finden, der wohl und deutlich von der Sache unterrichtet, nicht jeden andern wachenden Zustand diesem glükseeligen Traume vorziehen würde? Es sind Bedingungen möglich, unter welchen ein solcher hundertjähriger Traum einem hundertjährigen wahren Leben in gewissen Umständen vorgezogen werden könte; aber ich rede hier von der Sache überhaupt *.

* * *

Der Menschen Innerstes hat sich vor dem Auge des Philosophen umsonst verborgen. Des Menschen Herz ist voll Unruhe, voll eitler Wünsche, deren Erfüllung theils nicht möglich ist, theils vergeblich, und nur neuer Wünsche Saamen wäre. Wir suchen unsern Zustand unaufhörlich zu verändern, zum deutlichen Beweisse, daß es uns in keinem recht wohl ist, oder daß wir nicht glükseelig sind. Eine thierische Eigenliebe ist der Grund unserer Handlungen. Wir suchen alles von uns abhängig zu machen; alles soll uns zum Opfer dienen; alles thun wir in Absicht auf uns. * Was ist auch natürlicher als dieses, da

* Wann nemlich alles mit diesem Leben aus wäre, mögte ein hundertjähriger glükseeliger Traum vorzüglicher seyn.

* Nach der ersten Sprache der Leidenschaft.

die Leiber und die leblosen Körper alle zerstörlich sind, und kein Grund da ist, warum ein unsterblicher Geist mit seinem Staube anders umgehen solte. Was unser Leib bezwingen kan, ist sein Eigenthum. Das ist das Recht, das ihm die Natur gegeben hat. So denkt ein Thier ganz natürlich; Geist und Leib aber machen ohne Unterschied ein Thier, und der Mensch hat vor andern Thieren, wann sich seine Seele von jener Seelen nicht unterscheidet, keinen wahren, wesentlichen oder etwas bedeutenden Vorzug.

* * *

Niemals werden wir uns glükseelig schätzen, wann unser Wille nicht erfüllet wird, und niemals kan in diesem Zusammenhange der Dinge, in diesem Leibe unser Wille ganz erfüllet werden, ohne daß nicht etwa eines einzeln, nein, vieler, ja, aller übrigen Menschen Wille unerfüllt bleibe. Wann die Glükseeligkeit nicht ein Rätsel ist, welches einmal ein witziger Geist sich zur Lust erdacht hat, damit die Menschen, besonders die Philosophen, sich die Köpfe darüber zerbrechen mögten: so muß sie doch, sie sey, was sie wolle, ein gemeines Gut aller Menschen, oder ein Gut seyn, woran alle Menschen einen gleich gegründeten Anspruch haben. Es ist aber keine Glükseeligkeit hier möglich, die allen gleich zukomme. Was dem einen Vergnügen macht, dessen Beraubung ist allemal des andern Schmerz. Meine Absicht wird erreicht, weil des andern seine unerreicht bleibt. Warum ist die Begierde, vollkommner als andere zu seyn, oder andere zu übertreffen, uns allen natürlich? Glükseelige aber wollen sich einander nicht übertreffen; sie wollen nicht vollkommner als andere seyn, wohl aber sich mit dem vollkommnern vereinigen, und freiwillig von ihm abhangen. Gesezt, es wäre, und der Himmel weiß, in welcher Einöde, ein Glükseeliger; würde seine Glükseeligkeit bei dem Anblicke des Elendes so vieler Tausenden

bestehen können? Mit welchem Vergnügen kan derjenige essen, welcher tausend um sich herum Hungers sterben sieht?

* * *

Die Thorheiten, Vorurteile und Irrthümer anderer machen uns ein Vergnügen, und erhöhen unsere Weisheit. Die Dunkelheit anderer Namen macht den unsern heiter. Anderer Armut ist unser Reichthum. So machen wir immer Eroberungen über uns selbst; so ist ein Mensch des andern Opfer und Raub. So ist es dann mit unserer Vollkommenheit und unserer Glükseeligkeit beschaffen! Nur einer allein könte das höchste Gut haben; alle solten es aber haben, und deswegen hat es keiner.

* * *

Den Menschen kennen, heißt die wahren Gründe wissen, aus welchen er handelt. Der Mensch handelt aber theils blos nach thierischen Trieben; theils nach gewissen angebornen Begriffen, oder geistigen, oder, wann man lieber will, moralischen Trieben; theils nach idealischen Begriffen. Der nach thierischen Trieben handelnde Mensch ist in Ansehung seiner Gemütsart weder gut noch böse; sondern man muß sagen, daß die Menschen von Natur zum Theil zur Bosheit, zum Theil zur Gutheit, zum Theil zu einer Mischung von Bosheit und Gutheit geneigt, und, um sie mit den Thieren zu vergleichen, theils als geborne Wölfe, theils als geborne Schaafe, theils als Thiere mitlerer Art zu betrachten sind. So können wir aus der Gemütsart eines Menschen, der ganz ausser aller menschlichen Gesellschaft in der Wildnis aufgewachsen, nicht auf die natürliche Gemütsart aller andern schliessen. Jener wilde Mensch kan, wie ein Wolf; ein anderer Wilder wie ein Schaaf seyn. Die Erfahrung bestätigt meine Meinung, und die Gemütsart eines natürlich Boshaften, wie eines natürlich Gütigen, verrathen selbst beider ver-

schiedene Gesichtszüge. Die Menschen verfahren bei ihren Entschlüssen und Handlungen auf mancherlei Art, die sie von einander unterscheidet. Geschwindigkeit oder Lebhaftigkeit, Feuer, Nachdruk, Beständig- oder Dauerhaftigkeit sind bald in verschiedener Mischung und Graden beisammen, bald getrennet. Was man von solchen Erfahrungen abstrahiret hat, hat man mit dem Namen des Temperaments bezeichnet, und die Menschen nach ihren Temperamenten unterschieden. Die Menschen erwählen sich zu den Vorwürfen ihrer Beschäftigungen diejenigen, welche ihrer natürlichen Gemütsart und ihren Temperamenten die gemässesten sind. Die Eintheilung der Menschen in Ehrgeizige, Wollüstige und Geldgeizige gefällt mir nicht. Ein Cholerischer kan geldgeizig, ein Sanguinischer ehrgeizig, und ein Melancholischer wollüstig seyn, ob sich gleich die Verschiedenheit des Temperaments bei jedem dieser Ehrgeizigen, Wollüstigen und Geldgeizigen deutlich äussern wird. Wann man vom Begriffe des Ehrgeizes, der Wollust und des Geldgeizes alles das absondert, was schon zur natürlich- boshaften, guten oder mitlern Gemütsart der Menschen und ihrer natürlichen oder angebornen Handelsweise, die ich das Temperament nenne, gehöret: so wird dasjenige, was übrig bleibet, zu den vorübergehenden oder veränderlichen Leidenschaften zu rechnen, und ein freies idealisches Werk der Seele seyn. Die künstlich erregten Triebe sind von den natürlichen wohl zu unterscheiden. Das Genie unterscheidet sich vom Temperament, und die Menschen unterscheiden sich dadurch nicht minder als durch das Temperament.

* * *

In Ansehung der moralischen Triebe kömmt es hauptsächlich darauf an, ob wir von einem Rechte und Unrechte und einer Glükseeligkeit, als dem lezten Endzwecke unsers Seyns, angeborne Begriffe haben? Es ist aber von dieser Seite der Mensch

noch am wenigsten bekannt. Gesezt aber, daß wir solche angeborne Begriffe hätten: so ist nichts natürlicher, als daß wir, in wie fern wir uns selbst dirigiren, und die Seele aus ihren eigenen innersten Principien handelt, auch bei der Einrichtung aller unserer Handlungen den von Recht und Glükseeligkeit uns angebornen Begriffen gemäs verfahren werden; da aber die Erfahrung hiermit nicht übereinstimmt, so müsten wir von etwas ausser uns dirigiret werden, und solches eine mächtige Herrschaft über unsere Seele haben. Die idealischen Begriffe bildet sich die Seele nach ihrer Freiheit, und die Natur des Menschen müssen wir nach diesen frei gebildeten Begriffen nicht beurteilen. Die Verschiedenheit der Sitten und moralischen Denkensarten der Menschen sind bekannt, und aus den verschiedenen Systemen der Philosophen, den Werken der Dichter und Redner jeden Jahrhunderts, lernen wir den Menschen von dieser Seite am besten kennen. So war der großmüthige freie Römer, ohne die Wahrheit der Geschichte in den mindesten Zweifel zu ziehen, kein natürlicher, sondern ein künstlicher, nach seinen idealischen Begriffen handelnder Mensch.

* * *

Die Menschen können nach dem Leben, das sie führen, und ihrem Schiksale wieder in verschiedene Classen eingetheilet werden. Sie führen zum Theil (und die allermeisten) ein mehr thierisches als geistiges Leben; zum Theil (und die wenigsten) ein mehr geistiges als thierisches Leben. Unter leztern unterscheiden sich die betrachtenden Menschen, die ihrer philosophisch bewust, und natürlich bestimmt sind, die andern zu dirigiren. Die ersten werden dirigiret, und wenige von solchen unterscheiden sich von dem groben Hauffen der übrigen, welche fast nur als Maschinen und Werkzeuge brauchbar sind. Es unterscheidet sich fast jeder einzelne Mensch von dem andern durch gewisse

ihm eigne Meinungen und einen ihm eignen Geschmak, und ganze Völker sind so sehr an Genie, Gesetzen, Religion, Sitten und Gebräuchen unterschieden, daß diejenigen, welche die Natur der Menschen untersuchen, fast nicht mehr wissen, was natürlich und künstlich (factitium) ist. Wann aber die Natur sich nicht widerspricht, einförmig und unveränderlich ist: so ist alles dasjenige, worinn die Menschen so verschieden sind, als etwas erkünsteltes oder als ein idealisches Werk der Seele anzusehen, und nur das natürlich, was man bei allen beständig und ungeändert antrift, daß also die natürliche Gemütsart, das Temperament, Genie und die Empfindungen, welche die Lage des Körpers verschiedentlich verändern, als Hunger, Durst, Schlaf, Schmerz, Vergnügen, die Haupt- und Wesenteile des Begrifs vom wahren natürlichen Menschen seyn werden. Die Lebensart des natürlichen Menschen ist also nicht mannigfaltiger, als gedachte Empfindungen sind, und in seinen Beschäftigungen, die ausser dem nicht groß seyn können, wird er von seinem Genie dirigiret. Gegen andere Menschen oder Thiere verhält er sich nicht anders, als ein böses oder gutes Thier, und ist entweder mitleidig oder grausam. In allem übrigen ist der Mensch von Natur sich selbst überlassen worden, und wie ein Wachs aller Eindrücke und aller Formen fähig. Man darf sich also über die Verschiedenheit der Sitten und moralischen Begriffe der Menschen so sehr nicht mehr verwundern. So bald Menschen einmal sich der Direction anderer unterwerfen: so ist alles aus ihnen zu machen.

* * *

Die Menschen, nach ihrem Schiksale betrachtet, sind nach den Himmelsgegenden und der verschiedenen Beschaffenheit des Landes, dessen natürliche Bewohner sie sind, an Geist oder Genie, Leibesstärke, Gestalt, Farbe und sonst in mehr als einem

Betrachte unterschieden. Die Religion und Gesetze, nebst dem herrschenden Geschmacke in Absicht auf Sitten, Künste, Wissenschaften, und überhaupt in Ansehung aller Vorwürfe unserer Leidenschaften; diese entweder Tyrannen oder weise und gütige Regenten, welchen uns die Geburt schon unterwirft, sind hier in vorzügliche Betrachtung zu ziehen. Dort sind die Götter schwarz; hier weiß, und so ist unser Schiksal. Die Umstände, in welchen die Menschen geboren werden, und die von unserer Wahl nicht abhangen, verdammen einige zu den niedrigsten Sorgen des Leibes, wobei sie einer Seele fast entbehren können. Sie und ihr Vieh, ihr Vieh und sie bestellen den Acker. Andere bringen ihr Leben mit Geschäften, die den Leib nicht minder angehen, zu, welche aber in so ferne edler genennet werden können, als die Seele etwas mehr mit arbeitet, und man merket hoffentlich schon, daß ich von Künstlern rede. Eine kleine Anzahl Menschen unterscheidet sich dadurch, daß sie nichts thut, und alle übrigen Menschen sind ihre Ameisen, Hamster, Bienen, Biber, Seidenwürme und Singvögel. Einige ihre Aelstern, Papagoyen, Affen und Raben. So sammlen tausend Menschen für einen oder wenige die verschiedenen Nahrungsmittel und Reitzungen des Gaumens; andere bauen die Paläste, worinn die Faulheit ruht; andere weben den Purpur, welcher oft Dummheit und Niederträchtigkeit bedekt; andere vergnügen das Ohr des Wollüstigen mit mühsam erlernten Tönen; andere sind darum da, um die Gebärden der Grossen, wie die Affen, nachzumachen, und um ihre Worte, wie die Papagoyen, nachzuschwätzen; andere müssen dem grossen Hauffen mit der Beredsamkeit der Aelster vorschwätzen, und was können dieß anders seyn, als die M*n*st*r* und Pf**? Die Raben; wer kennt sie nicht? Wo ist der Regent, der nicht Diebe im Solde hat, die für ihn (und auch für sich selbst) stehlen? Kurz: Die Menschen, ihrem Schiksale nach, sind Spartaner oder Iloten.

* * *

Welch einen Begriff soll ich von der sogenannten schönen und grossen Welt geben? Ist sie ein Siechhaus voll lauter Kranken, die von Tarantuln von besonderer Art gestochen worden, und deren Krankheit, wie es scheinet, nichts als Karten, Maskeraden, Gastereien und die gröbste Unzucht unter den feinsten Namen heilen kan? Ein Siechhaus voller Kranken, die sich allein für gesund und schön halten, und welche von Millionen Menschen mit Verlust ihrer Gesundheit und Lebens verpfleget werden? Der Arzt, der Weise, welcher sie mit den wahren und besten Mitteln seiner ächten Kunst heilen will, dienet ihnen zum Gespötte. Er allein ist von keiner Tarantul gestochen, und was kan solchen artigen Tänzern und Spielern lächerlicher seyn, als ein gesunder Mensch, welcher mit natürlichen Schritten bedachtsam einher geht, und statt der Karten die heiligen Blätter des Buchs der Weisheit in der Hand hat? Doch man siehet diese frölichen, diese heiteren Gesichter auch von Runzeln der Traurigkeit ins Kürzere zusammen gezogen, und an den Weisen kommt auch die Reihe zu lachen, wann er mit Heraclit nicht lieber weinen will. Spiel, Tanz und Wollust haben ihre leere Zwischenräume, welche Langeweile, Eckel, Unlust und Reue erfüllen. In wenigen Jahren wird diesen schönen, diesen Menschen von feinerem Stoffe ihr voller Bauch und leeres Gehirn gleich unerträglich seyn. Tunc risum teneatis amici! *

* * *

Sind wir unsterblich; welche Beschäftigungen für unsterbliche Seelen? Sind wir sterblich; wie thöricht handeln wir, daß wir unsere Dauer so mutwillig verkürzen, und nicht durch tau-

* Diese grosse oder schöne Welt ist allerdings einer andern und vorteilhaftern Beschreibung fähig; allein hier ist die Rede von philosophischen Gedanken, und selbst in der grossen Welt philosophirt man von der grossen Welt ungefähr auf gleiche Weise.

sendfache Würkungen, durch eine ununterbrochene lange Reihe von Gedanken sie zu verlängern suchen? Dieses wäre ein unfehlbares Mittel, aus wenigen Jahren der Sonne Jahrhunderte des Verstandes zu machen. Das physische Leben sey so kurz als es will; im Lauffe des moralischen Lebens sind Augenblicke Jahre. Und so siehet ein Philosoph die Sache an; so vergleicht er die Menschen mit einander, und findet eine Gleichheit in ihrer Lebensdauer. Serben Kinder in der Wiege, so sezt er sterbende Greise, welche das Alter wieder zu Kindern gemacht hat, in dieselbe Todesliste. Vergangener Schmerz und vergangenes Vergnügen sind von einander nicht unterschieden. Das Vergangene hat die Eigenschaft, daß es allen Unterschied aufhebet. Es gleicht der Nacht, welche allen Dingen nur eine Farbe, nur eine Gestalt giebt. Der bis zum lezten Tage eines Jahres gesunde, am lezten aber erkrankende Mensch, und der von einer, wie jenes Gesundheit, gleich langen Krankheit am lezten Tage gleichen Jahres sich völlig erholende Kranke sind beide in gleichen Umständen. Diesem ersezt der erste Tag seiner Gesundheit das Ungemach der jährigen Krankheit, und durch einen Tag Krankheit verliert jener die Gesundheit eines Jahres. Dieser ist nun nicht mehr gegen jenen unglüklich; jener nicht mehr gegen diesen glüklich. Man vergleiche die Menschen nach ihren wahren Verhältnissen miteinander, und allemal ein ganzes Leben mit einem ganzen Leben; man nehme endlich alle Relationen oder Verhältnisse, in welchen die Menschen miteinander stehen, zusammen: so haben wir ein relativisches Ganzes, oder eigentlich nur einen Menschen zu betrachten, der glükseelig, oder unglükseelig, oder keines von beiden ist.

* * *

Dieses hebt indessen das würkliche Uebel nicht auf, welches die Menschen einzeln empfinden. Ein Philosoph kan jedoch alle Menschen sich als eines gleichen Schiksals gewürdigte Geschöpfe

vorstellen, und je mehr Vergleichungen er anstellt, desto mehr wird er in seinen Schlüssen bestärkt werden. Man sondere von eines Menschen Jahren die ganze Zeit ab, wo er nicht an sich gedacht hat; man ziehe von eines Jünglings schönen Gestalt alle die Vorteile ab, die er daraus nicht gezogen hat, und man rechne ihm so viel an der Schönheit ab, als er durch Lüderlichkeit einen Misbrauch davon gemacht hat; man ziehe am Reichthum so viel ab, als der Geiz ungebraucht läßt, und der Ueberfluß Sorgen macht; man ziehe am Verstande so viel ab, als zur Selbsterkenntnis nicht angewendet wird; an der Gelehrsamkeit so viel, als in diesem Leben entbehrlich und in jenem unbrauchbar ist; ein Bayle ziehe von seinem Ruhme ab, was an Lob und Beifall in unsern an Baylen armen Zeiten den elendesten Sammlern, welche in der Republic der Bienen kaum zu Wasserträgern tüchtig seyn würden, selbst in den besten unserer gelehrten Tagebüchern verschwenderisch beigeleget wird; man ziehe dann alles dieses von den Vorteilen und Vorzügen einiger Menschen ab: so wird die Ungleichheit so groß nicht mehr seyn, und wann jeder Mensch in etwas wieder einen Vorteil für dem andern haben solte: so wird gar bald eine völlige Gleichheit herauskommen. Es ist nicht erst meine Anmerkung, oder vielmehr wahrscheinliche Vermutung, daß, wann die Menschen ihr Gutes und Uebel in diesem Leben auf zwei abgesonderte Hauffen zusammen würfen, jeder wieder zu dem seinigen greiffen und solches vorzüglich für des andern seinem erwählen würde.

* * *

Es leben aber die Menschen nicht alle in den Umständen, in welche sie die Geburt versezt hat, so schlechtweg fort, und beschäftigen sich nur mit den Vorwürfen, welche sich ihnen von selbst darbieten: sondern sie bilden sich auch idealisch einen Zustand, machen ihn zu ihrem Hauptzwek, und richten alle ihre Be-

mühungen und Würkungen dahin, diesen Hauptzwek zu erreichen. Einigen gelingt alles; alles geht ihnen, wie man sagt, nach Wunsche; andern mislingt alles; sie sind in allem so unglüklich, wie jener Engelländer, welchem alles so sehr mislunge, daß er zu glauben oder zu sagen bewogen wurde, GOTT würde, wann er ein Hutmacher geworden wäre, Menschen ohne Köpfe erschaffen haben, damit er sein Fortkommen nicht finden solte. Dieses hat betrachtende Menschen längst auf den Gedanken eines besondern Schiksals jedes Menschen gebracht. Eine metaphysische Ausführung dieser wichtigen Materie schikt sich hieher nicht. Ich will also meine Meinung hiervon mit wenigem, und so deutlich, als es mir nur möglich ist, eröfnen. Es sind Millionen Menschen verdammt, sich mit den niedrigsten Sorgen des Leibes zu beschäftigen, und solche sind dem grossen Hauffen der gemeinen Soldaten eines Heeres gleich, welche ohne Unterscheid zum Sturme commandiret werden, und da es gleichgültig ist, welcher von ihnen die Wälle ersteigt oder fällt. Es sind hingegen wenigen Menschen, wie den Generalen vom obersten Feldherrn, gewisse Rollen zugeteilt, von welchen sie nichts loszählen kan. In der Grundverfassung oder ursprünglichen Einrichtung der Welt liegen unstrittig solche unvermeidliche Begebenheiten, welche wir Schiksale oder Verhängnisse nennen. Es sind aber Begebenheiten möglich, welche in derselben Welt sich so wohl eräugnen als nicht eräugnen können, deren würkende Ursachen freie Wesen, und welche also nothwendig zuzulassen sind, wann alle Freiheit der Geister nicht ganz und all zu offenbar aufgehoben werden soll. Diese zufällige Begebenheiten sind die Vorwürfe der Vorsehung, welche ich also vom Schiksale unterscheide, und diese Begebenheiten lenket die Vorsehung, ohne ihre Natur im mindesten zu verändern, theils in besonderer Rüksicht auf jene unvermeidliche Begebenheiten, theils überhaupt, damit auch in der moralischen oder freien Welt alles so schön zu-

sammen stimme, als in der mechanischen. Es kan auch ein Ungefähr in gewissem Sinne zugelassen, und ein Glük oder Unglük genannt werden. In dem Sinne findet es nemlich nicht statt, da es eine Würkung ohne Ursache heissen soll; auch in dem Sinne nicht, da es eine Begebenheit seyn soll, welche von der Herrschaft der Vorsehung ausgenommen wäre. Es ist aber ein anders, der Vorsehung unterworfen, und ein anders, ihr würklich gegenwärtiges Object seyn. Es kan diese oder jene kleine Begebenheit, welche freie Wesen zur würkenden Ursache hat, der Vorsehung, in Absicht auf ihren Endzwek, gleichgültig seyn. Ein Ungefähr ist also eine Würkung welche ihre Ursache, damit aber es folgende Bewandnis hat. Es würken freie Wesen, ohne es zu wissen, oder ohne gleiche Absicht zu haben, zusammen, und aus ihren Würkungen entsteht eine Begebenheit, welche sie alle nicht intendiret haben. Diese von ihren Ursachen nicht intendirte Würkung nenne ich ein Ungefähr. So begegnen Wagen und Schiffe einander, ohne eben von der Vorsehung zusammen geführet zu werden. So vereinigt aber die Vorsehung auch oft Menschen mit einander, welche zusammen Würkungen herfürbringen sollen, bei welchen das Ganze, so zu reden, interessiret ist.

* * *

Unter den Menschen thun sich einige wenige, und in seltenen Zeiten herfür, welche Wesen einer höhern Classe zu seyn scheinen, und daher als Genii oder Genies betrachtet und vorzüglich also genennet werden. Zu der völligen Ausbildung dieser Genies werden oft Jahrhunderte erfordert, und sie sind allerdings Geschöpfe des Schiksals und der Vorsehung. Es entstehen durch sie die grösten Veränderungen in der moralischen Welt; neue Religionen, Sitten, Gesetze, Geschmak; kurz, ein neues Menschensystem. Sie machen den Unterscheid zwischen Weisen, Klu-

gen, Thoren, Tugendhaften und Lasterhaften am merklichsten. Diese grossen Menschen sondere ich von den übrigen ganz ab: sie erscheinen, entfernen sich und kommen wieder als Kometen.

* * *

Hier sagt ein Philosoph; dort ein Dichter: Alle Menschen sind Thoren. Doch werden bald wiederum einige ausgenommen, und man spricht von Weisen und Thoren. Aber was ist dann eigentlich ein Thor? Es ist der Mühe werth, den Begriff von ihm zu bestimmen. Ein Thor ist derjenige, welcher den wahren Werth der Dinge nicht kennt, und also unrichtig schäzt, folglich hochachtet, was er verachten; und verachtet, was er hochachten solte. So wie er nun den Werth der Dinge unrichtig schäzt: so wird er auch bei seinen Handlungen verfahren, und so wird er sich in Glük und Unglük betragen. Was ist also ein Weiser? Welcher den wahren Werth der Dinge kennt, hochschäzt, was Hochachtung; verachtet, was Verachtung verdient, und nach der Käntnis, welche er vom wahren Werthe der Dinge hat, bei seinen Handlungen verfährt, und in Glük und Unglük sich darnach beträgt. Wie unrichtig stellen sich die den Weisen für, welche ihn vor unempfindlich halten? Aber wie unterscheiden sich die edlen und prächtigen Klagen erhabener Geister vom Jammer gemeiner Seelen? Ja auch in anderm Betrachte kan sich der Körper eines Weisen in einer Lage befinden, wo die Seele zu wenig Herrschaft mehr über ihn hat. Man muß sich allemal mit dem Weisen zugleich den Menschen vorstellen. Es läßt sich, unabhängig von einem Naturgesetze, eine Tugend gedenken. Die Fertigkeit, dem Naturgesetze gemäß zu leben, ist nur die Art der Tugend, welche man die Gerechtigkeit nennt; sie ist die Gerechtigkeit, welche wir gegen uns selbst und gegen andere ausüben, indem wir die uns und andern schuldige Pflichten auch den dem Gesezgeber schuldigen Gehorsam erfüllen. Aber unab-

hängig von einem Naturgesetze stelle ich mir eine Tugend, oder einen grossen Menschen vor, welcher sich mit den grösten und edelsten Vorwürfen mit einer Lebhaftigkeit, Nachdruk und Beständigkeit in einem vorzüglichen Grade beschäftiget, und seine Würkungen mit Vergnügen auf den Nutzen anderer, oder auf das Gute überhaupt (in diesem Sinne) dirigiret, und diesen grossen Menschen nenne ich tugendhaft, und einen Weisen im vorzüglichen Sinne, wann er ein Gesezgeber oder Lehrer ist; einen Helden aber, wann er an der Spitze eines Heeres sein Volk oder Vaterland schützet. Wer ist aber in diesem Falle lasterhaft? Wer sich mit den niedrigsten Vorwürfen also beschäftigt, daß er seine Würkungen mit Vergnügen auf den Schaden anderer richtet, oder nur Böses (in diesem Sinne) zu thun, und darinn Vergnügen sucht. Wer sich zwar mit an sich grossen Vorwürfen beschäftigt, aber auf das Böse seine Absicht allemal richtet, der wird als ein grosser, vornehmer oder berühmter Lasterhafter (illustre scélerat) bemerkt und also genennt.

* * *

Es thut nichts zur Sache, wann die Tugend, in diesem Verstande genommen, ein Ziel ist, welches nicht von allen Menschen erreichet werden kan. Man nehme dieses Wort, in welchem Verstande man wolle, die Anzahl der Tugendhaften bleibt doch allemal mehr als klein. Aber ohne Tugend ist keine Glükseeligkeit, und alle Menschen haben gleichwohl einen gleichen Anspruch auf die Glükseeligkeit. Die Sache verhält sich anders. Ein Tugendhafter und ein glükseeliger sind nicht eine Person. Es ist der grösten Mühe werth, den Begriff von der Glükseeligkeit recht genau zu bestimmen.

* * *

Die Glükseeligkeit ist entweder ein Wort, welches noch keinen Sinn hat, und worunter also ein jeder verstehen kan, was er will, und in diesem Falle wäre es fast nicht der Mühe werth, sich dabei länger als einen Augenblik aufzuhalten; oder alle Menschen verstehen darunter, jeder in seiner unbestimmten Sprache, wenigstens überhaupt einen Zustand, welcher mit seinen liebsten Wünschen, seinem Verlangen, seinen Hofnungen und Absichten am vollkommensten übereinstimmt; der Philosoph aber einen Zustand, in welchem und durch welchen der Zwek unseres Daseyns am völligsten erreicht wird. Wann nun die Rede von einer in diesem Leben statt findenden Glükseeligkeit, und welcher alle Menschen fähig seyen, seyn soll; so frage ich billig, ob man sich eine von unserm Körper oder dessen mannigfaltigem Zustande unabhängige Glükseeligkeit einbilde? Aber wann ich nun den Körper in eine Lage setze, in welcher er die größten Schmerzen leidet; wo ist alsdann der glükseelige Mensch? Wäre er in diesem Falle in einem andern Sinne glükseeliger, als ein Kind, welchem die Amme Zucker giebt, indessen die Mutter es mit der Ruthe hauet? Wer wolte sich eine solche lächerliche Glükseeligkeit einbilden? Aber, sagt man, der Mensch ist allemal glükseelig, wann die Summe der Güter, die er genießt, oder geniessen kan, grösser ist, als die Summe der Uebel, die er nicht vermeiden kan. Dieses lautet schön und tröstlich; allein ein Matrose, welcher auf dem Schiffe nur die Helfte seiner täglichen Kost bekommt, ist darum noch nicht satt, wann er gleich nicht Hungers stirbt; er ist darum noch nicht satt, wann er gleich andere verhungern, und sich also in Vergleichung mit diesen glüklicher sieht. Aber ein gutes Gewissen kan doch den Namen eines wahren Guts, einer wahren Glükseeligkeit verdienen? Ein gutes Gewissen ist allerdings ein grosser und wahrer Trost; aber was ein Trost ist, ist darum noch keine Glükseeligkeit. Der Matrose ist darum noch nicht satt,

wann ihm sein Gewissen gleich das Zeugnis giebt, daß er mit seiner schweren Arbeit die völlige Tagskost, ja noch mehr verdienet habe. Unsere Seele ist endlich entweder sterblich oder unsterblich. Ist sie sterblich; welch eine Glükseeligkeit, auf welche der Tod folgt? Eine Lust von flüchtiger Dauer, auf welche ein Uebel, Eckel oder Reue folgt, wird für keine wahre Lust gehalten. Unsere Sittenlehrer ermüden uns recht mit solchen Anmerkungen. Und Glükseeligkeit und Serblichkeit solten zusammen bestehen können? Welch ein Unterschied im Grabe zwischen dem todten Glükseeligen und dem todten Unglükseeligen? Doch ich gerathe in die Gefahr, zu wiederholen, was ich schon gesagt habe. Ist nun unsere Seele unsterblich; ist ihre Dauer unendlich: Was sind wir in diesem kurzen Zeitraume anders als Kinder? Laßt uns also erst, wann wir das männliche Alter in jenem Leben erreicht haben, von einer Glükseeligkeit reden. Geister, die in ihrer Kindheit die Glükseeligkeit suchen, gleichen Schulknaben, welche sich um Ehrenämter bewerben.

* * *

Was ist also der wahre Begriff von der Glükseeligkeit? Sind wir als Menschen keiner fähig; welcher sind wir dann als Geister fähig? Ich muß noch, ehe ich mich näher erkläre, den Begriff, welchen man sich von einer Glükseeligkeit, welcher wir, wann wir nur wollen, theilhaft seyn könten, zu machen gewohnt ist, genauer zergliedern. Man versteht entweder darunter eine in der Einbildung bestehende Glükseeligkeit, welche die Glükseeligkeit der Thoren genennet werden könte, und dabei halte ich mich nicht auf; oder eine zwar nicht reelle, sondern idealische, aber gleichwohl nicht chimärische Glükseeligkeit, wo man nemlich in Erreichung einer gewissen Absicht sein höchstes Gut sezt, als ein Regent in der Aufnahme seiner Staaten, ein Vater in der guten Erziehung seiner Kinder u. s. w. und alsdann kan man

zwar der Mode zu Gefallen oder misbrauchsweise (abusive) sagen: Der glükseelige Regent, der glükseelige Vater; jedoch niemals der glükseelige Mensch. Wolte man aber behaupten, daß unter der Bedingung, daß wir das Naturgesez erfüllten, es nur von uns abhienge, in jenem Leben wenigstens glükseelig zu werden: so habe ich für jezt nur dieses darauf zu antworten, daß hier die Frage nur davon sey, worinn die Glükseeligkeit eigentlich bestehe, und nicht, wodurch sie erlangt werde, oder was uns des Genusses oder Besitzes derselben fähig mache? Es ist aber ohne einen Generalbegriff von der Welt, und mit solchem eine ganze Metaphysik voraus zu schicken, sehr schwer, den Begriff von der Glükseeligkeit, deren wir in diesem Leben fähig sind, recht genau zu bestimmen, und allen Einwürfen vorzukommen. Was folget, sind nur wenige Gedanken, die sich vom Gedränge der übrigen gleichsam losgewickelt oder losgerissen haben.

* * *

Die absolute Welt, oder wie sie an sich ist, ist eine Reihe mit einander verknüpfter Substanzen. Es würde mich zu weit führen, hier die metaphysischen Fragen zu untersuchen, ob unsere Seele in jenem Leben auch einen Leib haben, und in welchen Verhältnissen sie mit den übrigen Körpern stehen werde; imgleichen ob die Körper oder ihre Grundteile auch als Substanzen anzusehen seyen? Ich will mir also lieber eine blose Geisterwelt vorstellen. Die Geister muß man sich aber nicht als speculirende Einsiedler einbilden; auch sind sie in immer höhern Classen von einander unterschieden. Dieses voraus gesezt, ist bei Bestimmung des Begriffs von der Glükseeligkeit billig zu unterscheiden dasjenige, was sie, wann sie statt haben soll, voraussezt, was ihr Materiale und ihr Formale ist. Sie sezt aber so viel Gutes, als das Wesen, das glükseelig seyn soll, fähig ist, und eine Abwesenheit alles dessen, womit sie nicht zugleich bestehen

kan, folglich alles Uebels voraus. Unter dem Guten verstehe ich hier alle Realitäten, welche in der Existenz unserer Seele sich unterscheiden lassen, und die ganze Summe aller Würkungen, welche durch sie möglich sind. Der Zustand, in welchem sich die Seele befinden muß, wann sie glükseelig seyn soll, und welcher unter allen ihren möglichen Existenzarten nothwendig die beste seyn muß, worunter ich dann auch das Materiale der Glükseeligkeit verstehe, ist derjenige Zustand, worinn sie periodisch jedesmal so viel Würkungen auf einmal herfür bringt, als erfordert wird, sich ihres Daseyns mit Freude bewust zu werden, und in dieser mit dem Bewustseyn ihres Daseyns verknüpften Freude setze ich das Formale der Glükseeligkeit. Ohne einer Seele Bewustseyn Ihrer selbst zu einer von Ihr selbst unterschiedenen Substanz zu machen, läßt sich nicht gedenken, daß eine Seele, indem sie würket, alle Würkungen, die auf ihr Würken erfolgen, vorher sehen solte; es bleibt dieses ein Vorrecht eines Wesens, das von sich selbst ist. Die endlichen Geister sind, wie ich vorausgesezt habe, keine Einsiedler; sie sind mit einander verknüpft, und ohne diesem ihren Zusammenhang wäre keine Welt. Sie würken zusammen, und sehen nicht alle ihre Würkungen vorher. Es entstehen also unvermutete, aber im Reiche der Glükseeligkeit angenehme Begebenheiten, und diese unvermutete, aber angenehme Begebenheiten verursachen die Freude, welche das Formale der Glükseeligkeit ist. Diese sich mit einander also vereinigende Geister lieben einander auf eine reine Art: dann unrein oder eigennüzig lieben heißt nur, sich mit dem andern in einziger Absicht auf eigne Glükseeligkeit, ohne Absicht auf des andern gleiche Glükseeligkeit vereinigen. Wann aber das Vergnügen, welches ich aus des andern Glükseeligkeit schöpfe, nur darum mir ein Vergnügen ist, und sonst keines seyn würde, weil es des andern Glükseeligkeit, und nicht meine zum Vorwurf hat: so ist meine Liebe unstrittig rein. Es läßt sich aber eine Vereinigung von

Geistern auf keine andere als diese Art gedenken, und es ist hier eben oder ganz genau von einem aus der reinen Liebe entspringenden Vergnügen die Rede, welcher Vorteil also, der dem Liebenden hieraus entspringt, der Reinigkeit der Liebe nichts benehmen kan; man müßte sonst zu einer reinen Liebe erfordern, daß beide liebende Theile (dann beide befinden sich in gleichem Falle) ihrer selbst nicht bewust wären, oder beide einander liebten, ohne Vergnügen aus dieser Liebe zu schöpfen. Ohne diese reine Liebe wäre keine Glükseeligkeit möglich: dann da die Wesen ins Unendliche immer vollkommener sind: so würden die minder vollkommene Wesen die grössere Vollkommenheit der andern ohne Neid nicht ansehen können. Aber die Vereinigung mit dem Vollkommenern, eine mit Ehrfurcht verknüpfte reine Liebe, stellt eine Art von Gleichheit wieder her, mit welcher kein Neid bestehen kan. Wann das Object unserer Liebe so ungleich vollkommen ist, daß keine gemeinschaftliche Würkung mit ihm Plaz greift: so ist unsere Liebe mehr eine Anbetung, und diese eigentlich der höchste Grad der reinsten Liebe *.

* * *

Man wird ohne Zweifel hier den Unterschied zwischen Glükseeligkeit und Seeligkeit erinnern. Ich rede aber blos von der natürlichen Glükseeligkeit; die Seeligkeit ist eine positive Glükseeligkeit, welche im Genuß göttlicher Belohnungen besteht. Worinn aber solche Belohnungen bestehen, davon habe ich dem Leser keine Entdeckung versprochen.

* * *

* Man kan diesen nemlichen Gegenstand auf mehr als einer Seite betrachten, und ich bin es gewohnt, zu thun. In diesem Leben findet die eigentliche Glükseeligkeit nicht statt, und anderwärts habe ich hiervon ein mehreres gesagt.

Schluß:

So gewis als es ist, daß alle Lust, alle Schätze der Erde, alles, was sterbliche Sinnen und Begierden nur jemals gereitzet hat, nicht hinreichend sind, uns in einen Zustand zu versetzen, welcher den Namen der Glükseeligkeit verdiente: so wenig folgt doch daraus, daß wir deswegen allen sinnlichen Ergezlichkeiten und Gemächlichkeiten des Lebens entsagen, und solches in einer traurigen Einöde beschliessen müßten. Es ist hierauf mit Unterschied zu antworten: Alle diese Güter, die uns das Leben angenehm und erträglich machen, sind Münzen, die nur in ihrem Lande gelten, und bei dem größten Hauffen der thierisch lebenden Menschen den stärksten Cours haben. Für solche Kinder gehören solche Spielwerke; sie können ihrer nicht entbehren. Die einzige Lebensregel, welche ich diesem grossen Hauffen zuruffen kan, ist diese: Seyd niemals müssig: beschäftigt euch! Bauet das Feld, welches das Schiksal für euch ausgesteinet hat, und denket nicht. Kurz: seyd Thoren, aber beschäftigte Thoren. Kein Theophrast, kein Seneca, Epictet, kein Antonin, kein Addison, Steele, kein Pope werden euch zu Weisen machen. Ihr aber, die ihr die reinen Freuden der Seele kennt, die ihr gefühlt habt, wie ungleich grösser das Vergnügen ist, welches die gefundene Wahrheit den forschenden Geistern gewährt; die ihr in dem Kriege mit den Thoren die größten und edelsten Vorwürfe unsterblicher Seelen zur rühmlichen Beute davon getragen habt: ihr edlere und reinere Seelen beschäftigt euch in einer stolzen Entfernung vom übrigen Hauffen mit euren grossen Betrachtungen. Macht euch euren Körper durch eine strenge Mässigkeit unterwürfig! Verachtet die Sinnlichkeit, oder geniesset der kleinen Lust sparsam, nur im Vorbeigehen und ohne Anhänglichkeit. Steigt in die Tieffen des Meers, in die Klüfte der Erde, und

entdekt ihre erste Gestalt! Sagt die Begebenheiten des Himmels, die Wiederkunft der Kometen voraus! Betrachtet die Wohnungen der Menschen, ihr Thun, ihre Sitten! Irret gedankenvoll und betrachtend in den Labyrinthen des menschlichen Herzens! Verfolget den Strom der Zeit von seiner Quelle an bis in die Gräber, wo er sich verlieret, dann jenseits derselben wieder zum Vorscheine kommt, und sich in das Meer der Ewigkeit ergießt! Betrachtet das unermeßliche Leere, oder bewegt euch, wann ihr könnt, im vollen Raume! Sezt eure Welt aus Atomen oder Monaden zusammen; oder theilt eure Materie ins Unendliche, oder erfindet neue und beßre Systemen! Bauet dem groben Hauffen Tempel und Pagoden; in grösserer Anzahl aber Gefängnisse, Galgen und Rad. Schikt ihm von eurem Musenhügel eherne Gesetze herunter! Seyd ihm in der Ferne leuchtende Sonnen; ihr aber vergeßt selbst nicht, eure Augen zur wahren Sonne zu kehren, und würdig von eurem Schöpfer zu denken! Erwartet dann gelassen den Tag, welcher auf eure Nacht folgen wird!

Ende des zweiten Bands.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Creutz, Friedrich Karl Kasimir <<von>>,

Friederich Carl Casimirs von Creuz Oden und andere Gedichte auch kleine prosaische Aufsätze

Bd.: 2

Frankfurt am Mayn (1769)

P.o.germ. 252 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107128-7
VD18 12311812-001